Bibl. Mont.

1305-2

<36601865710014
<36601865710014
Bayer. Staatsbibliothek

England und Italien

von

J. W. von Archenholtz,
vormals Hauptmann in K. Preuß. Diensten.

Zweiter Band.

Mechau del. Geyser sc.

Leipzig
im Verlage der Dykischen Buchhandlung
1785.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Italien.

Erklärung der gegen über stehenden Titelvignette.

Britannien, durch den Neptunischen Dreyzack, als Gebieterin des Meeres, und der Stange mit dem Freiheitshut charakterisirt, zeigt dem nun einige Jahre ältern Reisenden die Gegenden von Italien, welche der Vesuv kenntlich macht, um dort seine Kunstkenntnisse zu erweitern. Der Reisende hat sich in England mit dem Schilde der Philosophie und der Fackel der Vernunft bewaffnet, um so den Blendwerken und Verführungen zu entgehen, die seiner warten dürften. Er steigt in einen Kahn, womit er an das schon segelfertige Schiff zu steuern gedenkt.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Allgemeine Bemerkung über Italien. Unglücklicher Zustand dessen Bewohner. Staatskunst. Mangel an Patriotismus. Unwissenheit. Nationalhaß. Furchtsamkeit. Mangel an Gastfreiheit und Geselligkeit. Zustand der Wissenschaften. Buchhandel. Dichtkunst. Beredsamkeit. S. 1

Zweiter Abschnitt.

Despotische Regierung. Charakteristik des Carnevals. Venetianische Messe. Unbedeutendes Arsenal. Marine. Landtruppen. Adel. Erlittene Demüthigung des Senats durch den Graf Orlow. Gondoliers. Freudenmädchen. Mönche. Marcuskirche. 13

Dritter Abschnitt.

Marcusplaz. Politische Gespräche. Kleidung. Frauenzimmer. Palast von St. Marcus. Insel Rialto. Lacunen. Giocondo. Brücken. Sitten und Denkungsart der Venetianer. Padua. Ehrloser Schuldstein. Vincenza. Olympisches Theater. Verona. Schauspiel im Amphitheater dieser Stadt. Staatskunst des Senats. 40

Vierter Abschnitt.

Mailand. Sitten der Mailänder. Neues Theater. Domkirche. Der heilige Carl Borromeo. Sardinischer Hof. Flor von Piemont. Militärverfassung dieses Staats. Parma. Piacenza. Ferrara. Bologna. Ancona. Loretto. 62

Fünfter Abschnitt.

Florenz. Adel. Schauspiele. Sprache. Litteratur. Nationaleinbildung. Künste. Gallerie. Palast

Pitti. Oeffentliche Gebäude. Pisa. Domkirche. Hangender Thurm. Heiliger Gottesacker. Brücke. Bäder. Universität. Sienna. Livorno. Projekt zur Erbauung des Tempels zu Jerusalem. Russen in Livorno und deren Betragen. Ungedruckte Anekdote, eine außerordentliche Begebenheit betreffend. Quarantaine. Kaffeehäuser. Besondere Gastfreiheit. S. 68

Sechster Abschnitt.

Genua. Regierung. Charakter. Handel. Capitalien. Oekonomie. Wissenschaften und Künste. Werke der Baukunst. Frauenzimmer. Sprache. Andachtsübungen. Brüderschaften. Feyerlichkeit mit der Asche des heiligen Johannes. Befreyung von Genua durch den Pöbel 1745. Landtruppen und Marine. Sich selbst verkaufende Galeerensclaven. Geschäfte des Adels. Clifford. Bank von Genua. Assembleen. Cicisbeat. Luc ca 125

Siebenter Abschnitt.

Rom. Charakter der neuern Römer. Stolz. Priesterreligion. Toleranz. Geselligkeit. Hang zur Politik. Kardinal Bernis und Herzog von Grimaldi. Zankfisch. Messerstiche. Protestanten. Papiergeld. Frauenzimmersitten. Ungeheures Pilgerhospital. Collegium der Propaganda. Sanskritta-Sprache. Deutsches Seminarium in Rom. 158

Achter Abschnitt.

Zweifelhaftes Alter von Rom. Kloaken. Baukunst der alten Römer. Marsfeld. Der Trajanische Plaz. Pantheon. Coliseum. Triumphbogen des Titus. Triumphbogen des Constantins. Goldenes Haus des Nero. Altrömischer Marktplaz. Friedenstempel. Triumphbogen des Severus.

Capitol. Bäder des Caracalla und des Diocletian. Obelisken. Grabmäler. Mausoleum des August, des Adrian und der Cecilia Metella. Septizonium des Septimius Severus. Pyramide des Cestus. Sehr sonderbare Antike im Jahr 1500 ausgegraben. S. 183

Neunter Abschnitt.

Das neuere Rom. Das Thor del popolo. Straße il Corso. Menge der merkwürdigen Gegenstände in dieser Stadt. Peterskirche und Plaz. Grabmäler über und unter der Erde. Laterankirche. Geschenke Constantin des Großen. Pabst Ganganelli's kontrastirendes Loos in dieser Kirche. Lateranpalast. Taufgebäude Constantins. Die heilige Treppe. Die Kirche Mariä Magiore. Die Paulskirche. Die Kirche St. Andrea di Ponte Mole. Die Kirche der heiligen Agnes. Vatikanischer Palast und Bibliothek. Sixtinische Kapelle. Clementinisches Museum. Palast Monte Cavallo. Der Farnesische Palast. Villa Medicis. Palast Borghese. Villa Albani. Kardinal Albani. Villa Pamphili. Palast Barberini, Colonna, Justiniani und Spada. Engelsbrücke. Fontainen. 214

Zehnter Abschnitt.

Künstler in Rom. Model der trajanischen Säule. Deutsche Künstler. Akademie der Künste auf dem Capitol. Battoni. Kardinal Bernis. St. Peters Sakristey. Akademie der Arkadier. Akademie der Quirinisten. Krönung auf dem Capitol der Stegreifreimerin Corilla. Schauplaz der Improvisatoren in Rom. Transtevere, ein sich sehr auszeichnendes Quartier der Stadt. Juden. Ableitung der Tiber. Böse Luft in und bey Rom. Pontinische Sümpfe. Päbstliche Einkünfte. Land- und Seemacht. Jesuiten, deren ehema-

lige Verfassung und politische Grundsätze. Ganganellis Vergiftung. Prächtige Kirche des heil. Ignatius. Denkmaal des heiligen Stanislaus Cotzka. S. 262

Eilfter Abschnitt.

Andacht. Feyerlichkeiten. Frohnleichnamstag. Große päbstliche Benediction. Charwoche. Harte Beleidigung eines Gesandten. Schweizergarde. Kirchspielfeste. St. Petersfest. Erleuchtung der Peterskuppel. Päbstliche Lebensart. Frescati. Circus des Caracalla. Catacomben. Appische Landstraße. Weinberge. Ländliche Ergözlichkeiten. Wirkung der wohlriechenden Wasser beym Frauenzimmer. Stundenrechnung der Italiener. Schauspiele. Venetianischer Ball, beyspiellos in den Jahrbüchern der neuern Galanterie. Musikalische Talente der Römer. Schnellgalgen. Carneval und dessen Leichenbegängniß. 297

Zwölfter Abschnitt.

Neapel. Lage. Charakter der Neapolitaner. Blut des heil. Januarius und andrer Heiligen. Castraten. Lazaroni. Banditen. Charakteristik dieser Menschenklasse. Ehrenhandlung eines Banditen-Anführers. Vapos oder Mordbeschützer. Seltenheit des Diebstahls. Prozeßsucht. Pederastie. Hausdienst. Aqua Tofana. Gebräuche. Bauart. Wohlthätigkeit. Königliche Vorrechte. Carneval. Schauspiele. Türkischer Hofstaat in Neapel, eine ganz außerordentliche Maskerade. Adel. Bibliotheken. Herculanum. Pompeji. Portici. Landtruppen und Marine. 336

Erster Abschnitt.

Inhalt.

Allgemeine Bemerkungen über Italien. Unglücklicher Zustand dessen Bewohner. Staatskunst. Mangel an Patriotismus. Unwissenheit. Nationalhaß. Furchtsamkeit. Mangel an Gastfreiheit und Geselligkeit. Zustand der Wissenschaften. Buchhandel. Dichtkunst. Beredsamkeit.

Kein Land unsers Erdbodens giebt uns einen so auffallenden Beweis, wie sehr die Verschiedenheit der Regierungsformen den Charakter der Völker bestimmt, als Italien. Klima, Religion, Sprache sind hier einerley, und zwar in einem Lande von mäßiger Größe; allein wie groß ist nicht der Unterschied zwischen einem Venetianer und einem Römer, zwischen einem Genueser und Mailänder, zwischen einem Florentiner und Neapolitaner! Diese Verschiedenheit kann dem beobachtenden Reisenden nicht entgehen; allein nur durch einen langen Aufenthalt in diesem Lande kann er das Charakteristische der Bewohner eines jeden Staats

kennen lernen, das größtentheils aus der Art der Regierung und den Gesetzen entspringt. So gewiß ist es, daß die Menschen alle Eindrücke mit oder wider ihren Willen annehmen, die ihre Regenten ihnen geben wollen; eine Wahrheit, die von den mehresten Gesezgebern nicht erwogen worden, die ihre Allmacht verkannt haben.

Obgleich Italien viel große Staatsmänner hervorgebracht hat, die über die Regierungskunst tief nachgedacht haben, so sind dadurch die Bewohner dieses Landes doch nicht gebessert worden, vielmehr kann man behaupten, daß sie troß ihren prächtigen Palästen, Kirchen, Bildergallerien, und andern Werken der Kunst, zu den unglücklichsten Unterthanen unsers Welttheils gehören, da hier die in allem so sehr unterschiedenen Regierungen doch in diesem einzigen Punkt von jeher übereinkamen, das Volk in Dürftigkeit und Unwissenheit zu erhalten, und wo bis jezt nichts seltener gewesen ist, als weise Gesetze.

Außer den schönen Künsten gehört keine Wissenschaft so ursprünglich in Italien zu Hause, wie die Staatskunst. Die Menge der Staaten dieses Landes so verschiedener Größe, die nicht so wie in Deutschland durch ein allgemeines Band in einem

Staatskörper verbunden waren, machte es nothwendig, daß sich ihre Fürsten zu ihrer Erhaltung auf Ränke und Verstellungskünste legten, die erst, nachdem sie sich allgemein verbreiteten, da man sie in eine Art von System brachte, und große Staatsmänner sie studirten und ausübten, mit dem Namen Politik beehrt wurden. Nunmehr war es Staatskunst. Die Spanier und Franzosen lernten solche in ihren Kriegen in Italien, und bedienten sich derselben sehr geschickt gegen andere Völker, deren Oberhäupter noch nicht in diesen politischen Mysterien eingeweiht waren. In dem Gefolge dieser Staatskunst aber kamen auch die schönen Künste über die Alpen, die unsere Sitten verfeinerten, unsere Freuden vermehrten, und ganz Europa, dessen Hauptstädte selbst nicht viel besser als große geformte Holzklumpen waren, die im Koth steckten, in wenigen Generationen mit zierlichen steinernen Häusern, prächtigen Kirchen und Palästen anfüllten. Alles bekam durch diese Künste eine andere Gestalt, deren wohlthätigen Einfluß wir jetzo so stark empfinden.

So sehr die alten Italiener sich durch Ehrgeiz und Patriotismus auszeichneten, so sind doch diese Charakterzüge ganz bey den neuern Bewoh-

nern Italiens erloschen; man müßte denn gewisse lächerliche Vorurtheile, die sie von ihrem Vaterlande haben, für jene erhabne Tugend gelten lassen. Die unterdrückende Sklaverey, in der fast alle Provinzen dieses Landes sich befinden, erstickt natürlich die Keime des Ehrgeizes, der selbst bey den größten italienischen Künstlern selten, und durchaus der Geldbegierde untergeordnet ist. Trägheit und Armuth sind die Ursachen der überaus großen Unwissenheit, die hier das Attribut aller Stände ohne Ausnahme ist. Ihre Schulen, Universitäten und Akademien sind eine wahre Satyre auf Gelehrsamkeit, Wissenschaften und Künste. Sie vegetiren immer fort, und sinken eben so sehr zurück, als andere Nationen sich vorwärts arbeiten. Dieser sinkende Zustand ist selbst ihren besten Köpfen unbekannt, da sie keine Kenntniß der neuern Sprachen haben, und nicht reisen. In der That reist von allen großen Nationen Europens keine so wenig als die italienische. Keine Edelleute, keine Gelehrte, keine Künstler, ja nicht einmal Kaufleute reisen, so sehr diese auch hiedurch ihre Handlungskenntnisse und Verbindungen erweitern könnten. Ihre Maler und Castraten machen nur Passagereisen, um zu ihrem Bestimmungsorte zu gelangen, den sie nach

einem vieljährigen Aufenthalt gewöhnlich eben so unwissend wieder verlassen, als ob sie beständig jenseit der Alpen geblieben wären. Die einzigen Reisenden dieses Volks sind die Tabuletkrämer und Hechelträger, die nach der neuesten Art ihre Reisen zu Fuße machen.

Die Italiener lieben ihr Land, ohne Patrioten zu seyn. Die Verschiedenheit der Regierungsformen, der Gesetze und der Staatsvortheile so vieler und so ungleicher Provinzen, ist dem Patriotismus sehr entgegen, und verhindert gewissermaßen die Existenz desselben. Wenn man bedenkt, wie selten der Patriotismus in Deutschland ist, und daß nur dieses einzige Land in Europa mit Italien in Ansehung der zerstückelten Staaten sich in einerley Verfassung befindet, so ist man geneigt, den Mangel dieser fehlenden Tugend bey beiden Völkern aus Einer Quelle herzuleiten. Obgleich die Italiener keine Kriege unter einander führen, so herrscht doch durchgehends unter den benachbarten Staaten Abneigung gegen einander, ja oft Haß und Verachtung, in einem sehr hohen Grade. Die vielen Glieder dieses so unvollkommenen Staatskörpers betrachten sich als so viel abgesonderte Nationen, daher in dieser Lage keine Hofnung zu einer aufrichtigen Vereis-

nigung ist. Die Genueser und Florentiner, Neapolitaner und Römer hegen einen so außerordentlichen Haß gegen einander, der nie zwischen den Engländern und Franzosen größer gewesen ist. Dieses ist nicht blos der Fall beym Pöbel, sondern Personen von Stande und Erziehung äußern diesen Haß ungescheut, und oft auf eine sehr unanständige Weise.

Die Furchtsamkeit gehört zu dem Charakter der neuern Italiener; daher ihre hinterlistigen Nachstellungen, ihre Dolchstiche, und ihre Abneigung gegen Kriegsdienste. Kein Land in Europa ist besser gegen Feinde gesichert, und doch ist keins öfter und beständig mit gutem Erfolg angefallen worden. Nichts ist auch noch bis auf den heutigen Tag unbedeutender, als die Kriegsmacht aller italienischen Staaten, wobey ich allein die Truppen in den kaiserlichen Provinzen ausnehme. Ich werde hievon an seinem Orte weiter reden, und ein altes in Deutschland herrschendes Vorurtheil wegen der sardinischen Truppen zu widerlegen suchen.

Nirgends ist die Gastfreiheit weniger üblich wie in Italien. Die geringe Geselligkeit der Nation, ihr großer Hang zur Sparsamkeit, oder vielmehr zum Geize bey einem jeden Aufwande, der

nicht allgemein in die Augen fällt, macht, daß sie diese Tugend, so wie viele andre, nicht ausüben. Sind sie Ehrenhalber verpflichtet, einem Fremden Höflichkeiten zu erweisen, oder haben sie in Betracht seiner politische Absichten, so glauben sie durch die Einladung auf eine Tasse Chokolade ihm den überzeugendsten Beweis ihrer Achtung zu geben. Von Thee- und Kaffeegesellschaften, der großen und angenehmen Resource in so vielen andern Ländern, wissen sie ganz und gar nichts; denn selbst die am besten eingerichteten Familien lassen ihren Kaffee Tassenweise aus den Kaffeehäusern holen, und zwar als ein Bedürfniß, das man den Augenblick stillet, wobey also keine Conversation statt finden kann. Ja sollte man es wohl glauben, daß in ganz Italien auch nicht ein einziger Garten ist, wo Menschen zusammenkommen, sich zu unterhalten, und auf eine unschuldige Weise zu belustigen. Keine Societäten, keine Clubs, keine Gesellschaftsbälle und Picknicks, kurz nichts von allen den geselligen Vergnügungen ist in diesem ganzen Lande bekannt, die in Deutschland, England, und so vielen andern Ländern eine unversiegende Quelle unzähliger Annehmlichkeiten sind. Den Menschen bedaure ich, den Künste und Klima, so viel Reize sie auch mit

Recht haben, für solche Mängel schadlos halten können.

Es ist unstreitig, daß die Italiener in den Künsten unsere Lehrmeister gewesen sind; allein in Ansehung der Wissenschaften kann man dieses nur mit vieler Einschränkung behaupten; da es bekannt ist, daß sie in manchen Zweigen der Litteratur nie einigen Fortschritt gemacht haben. Selbst znr Zeit ihres höchsten Flors war der Abstand zwischen ihrer damaligen Litteratur und der neuen englischen, französischen und deutschen außerordentlich. Wer wird wohl einen Guicciardini und Machiavell als Geschichtschreiber mit einem Robertson, Hume, Gibbons und Raynal vergleichen? Nie ward von ihren Schriftstellern ein Versuch gemacht, die Philosophie populär vorzutragen; ein Gegenstaud, worüber wir so viele vortrefliche Werke haben.

So unvollkommen indessen auch der Zustand ihrer wissenschaftlichen Kenntnisse selbst in ihrer glänzendsten Epoche war, so dauerte doch auch dieser nicht lange, ohne noch unvollkommener zu werden. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts fing mit den Künsten auch die Litteratur an in Verfall zu gerathen. Man vernachlässigte ganz das Studium der klassischen Werke, und bekümmerte sich

gar nicht um benachbarte Völker; auf diese Art breitete sich nach und nach die Unwissenheit aus, die dieses schöne Land im achtzehnten Jahrhundert in die Barbarey des mittlern Zeitalters zurückgesezt hat. Die Mathematik und einige Theile der Naturkunde sind die einzigen Wissenschaften, die noch jezt mit einigem Erfolge cultivirt werden. Prosaische Werke, wo Unterricht und Vergnügen verbunden werden; ferner solche, die die Philosophie des Lebens lehren; sinnreiche Untersuchungen über interessante Gegenstände der Vorwelt, u. s. w.; Bücher, woran die drey aufgeklärtesten Nationen in Europa so reich sind, würde man hier vergebens suchen; sie würden auch nicht gelesen werden. Das ganze Schriftstellerwesen ist in Italien noch in der Kindheit. Es giebt keinen reichen Buchhändler im ganzen Lande, so wie auch eigentlich hier kein wahrer Buchhandel existirt. Doch haben die größten Städte Buchkrämer, deren Gewerbe aber sich nicht außer den Mauern ihrer Wohnstädte erstreckt. Wie wenig solche Leute Schriftsteller durch baare Vortheile aufmuntern können, ist leicht zu errathen. Das Honorar für einen Bogen ist gewöhnlich nach deutschem Gelde ein Gulden, und dieses nicht etwa in Calabrien, sondern selbst in Florenz, von wel-

cher Stadt man sich überhaupt in Deuschland seltsame Vorstellungen macht.

Obgleich die Italiener gern von Politik schwatzen, und an allen europäischen Staatsbegebenheiten Theil nehmen, so ist doch, wenn ich Machiavels Werk ausnehme, nie ein gutes Buch über diesen Gegenstand von ihnen geschrieben worden. Auch Uebersetzungen werden wenig gemacht, weil man gar nicht liest. Die Reisen um die Welt, die vor wenig Jahren in ganz Europa so gewaltiges Aufsehn erregten, und die man nicht las, sondern verschlang, sind diesem unwissenden Volke noch bis auf den heutigen Tag ganz unbekannt. Dieses ist der Fall in den besten Gesellschaften, bey Staatsmännern und sogenannten Gelehrten, denen der ehrwürdige Name Cook nie zu Ohren gekommen ist.

Die großen Dichter, die Italien in neuern Zeiten hervorgebracht hat, deren Namen ihre ausgearteten Nachkommen beständig im Munde führen, können durch ihre vortreflichen Werke kein poetisches Feuer bey den heutigen Dichterlingen anzünden, deren ganze Kunst sich auf Sonette einschränkt, da sie den Gedanken eines großen Gedichts kaum fassen können.

Ihre Beredsamkeit ist eben so wenig achtungswerth. Falsche Bilder, unpassende Gleichnisse, ein übelgeordneter Vortrag u. s. w. begleitet mit den heftigsten Gesticulationen und Grimassen, wie wir in Deutschland an ihren Singpossenspielen sehen, so ist ihre Beredsamkeit auf der Kanzel und vor den Tribunälen beschaffen. Der Redner nimmt allerhand Stellungen an, verzerrt das Gesicht und geberdet sich überhaupt so poßirlich, daß ein davon unbenachrichtigter Fremder einen Unsinnigen vor sich zu sehn glaubt. Indessen wirkt diese Heftigkeit bey den italienischen Zuhörern, die dergleichen durchaus verlangen; sie hält ihre Aufmerksamkeit gespannt, die bey dem sanften herzrührenden Vortrage eines Zollikofers erschlaffen würde.

So viel von der Nation überhaupt. Ich werde in der Folge das Charakteristische eines jeden Staats näher bestimmen.

Zweiter Abschnitt.

Von Venedig.

Despotische Regierung. Charakteristik des Carnevals. Venetianische Messe. Unbedeutendes Arsenal. Marine. Landtruppen. Adel. Erlittene Demüthigung des Senats durch den Grafen Orlow. Gondoliers. Freudenmädchen. Mönche. Marcuskirche.

Der Einwohner der Stadt Venedig wähnt in einem Freystaat zu leben, und spricht mit Abscheu vom Despotismus monarchischer Staaten; indessen wird er selbst mit einem eisernen Zepter regiert, den er noch viel mehr fühlen würde, wenn nicht die Regierung Sorge trüge, ihn durch Lustbarkeiten zu zerstreuen, die, obgleich sie dem Staate durch den Zufluß der Reisenden große Vortheile gewähren, dennoch vorzüglich die Beschäftigung des Volks zum Gegenstande haben. Ohne diese so nöthige Zerstreuung würde der Venetianer, ungeachtet seiner aufgeweckten Gemüthsart, ernsthaft wie der Engländer seyn. Er ist zurückhaltend, sobald von einer andern Materie als von diesen Vergnügungen die Rede ist. Die Furcht vor der Staatsinquisition und ihren Spionen hält seine Zunge in

Fesseln. Dieses fürchterliche Tribunal, das ohne Untersuchung verdammt, ist indessen zur Erhaltung der aristokratischen Macht unentbehrlich, und schützt zugleich den Bürger gegen die zu großen Gewaltthätigkeiten der Edlen. Gegen Fremde aber hat die Strenge dieses Gerichts gegenwärtig sehr nachgelassen. Man begnügt sich, ihre Indiscretion mit Landesverweisung zu bestrafen. Sie werden des Nachts arretirt, und ohne weiteres Verhör von Sbirren über die Gränze gebracht. Bey dem großen Verfall des venetianischen Handels sind die Besuche der Fremden der größte Nahrungszweig der Nation; es waren daher mildernde Maximen sehr nöthig, um sie nicht von einem Lande entfernt zu halten, welches sie schlechterdings nicht entbehren kann.

Im Jahr 1774 wurden vom Senat alle Hazardspiele verboten. Der Ruin vieler edlen Familien, die durch diese Sucht in die äußerste Armuth gestürzt worden, machte dieses Verbot nothwendig. Da indessen in dem darauf folgenden Carneval Venedig wenig besucht ward, so wurde man so sehr dadurch beunruhigt, daß die Widerrufung des Spielgesetzes im großen Rath in Vorschlag gebracht wurde; und nur durch eine Mehrheit von zwey Stimmen

ward das Gesetz bestätigt. Der Kaiser kam im folgenden Jahr 1775 nach Venedig, um die berühmte Messe zu sehen. Da dies nun eine erstaunliche Menge von Fremden wieder dahin zog, und man die Lustbarkeiten vermehrte, überdem auch das Spiel in allen Provinzen Italiens verboten ward; so trat dieses berühmte Carneval wieder in seine alten Rechte, von Fremden vorzüglich besucht zu werden.

So sehr es indessen Menschen aus allen Ländern hinlockt, und so sehr es auch gerühmt, citirt und besungen ist, so hat doch noch kein Reisender es kaltblütig analysirt, um denjenigen, die es nicht gesehn haben, das Charakteristische desselben begreiflich zu machen. Eine Beschreibung obenhin, wie man sie gewöhnlich liest, oder eine Lobrede in allgemeinen Ausdrücken, ist hiezu nicht hinreichend. Mit Gefahr also — da es um Wahrheit zu thun ist — für einen schwermüthigen Beobachter gehalten zu werden, will ich hier keine langweilige Erzählung, sondern das Auszeichnende dieses berühmten Carnevals anzeigen, und es sinnlich darzustellen suchen.

Die Lustbarkeiten sind: 1) Schauspiele, 2) Redouten, 3) die Vergnügungen des Marcusplatzes, wozu denn noch bey Besuchen großer Fürsten zuweilen eine Ragatta oder Wettrennen in Böten kommt.

Die Schauspiele, die man hier in sieben Theatern sieht, bestehen in ernsthaften und in komischen Opern, in Balletten, Komödien, Farcen und Marionettenspielen. Die drey ersten Gattungen kommen in keine Betrachtung für jemand, der solche Schauspiele an den großen deutschen Höfen, in London, Paris, ja selbst in Neapel, Rom, Turin und Florenz gesehen hat. Eine Anzahl Sänger, Tänzer und Tonkünstler treten zusammen, und borgen von Juden und Christen, zu zwanzig, dreyßig und mehr Prozent Zinsen, das von der Regierung zum Depot festgesezte Geld. Dieses dient zur Entschädigung für die andern von ihnen gedungenen Schauspieler, wenn es übel geht. Ein Fall, der sich nicht selten ereignet; denn da man nicht einen einzigen Sänger mehr hat, als nöthig ist, die Rollen zu besetzen, so kann die geringste Heiserkeit der Stimme eines Hauptsängers, oder ein anderer geringer Zufall die Societät ruiniren, und alle ihre Hofnungen vereiteln. Bey Höfen geschehen in solchen Fällen Abänderungen, man weiß sich zu helfen; allein hier ist dieses nicht möglich. Da der Theater so viele sind, so bleibt dieses unglückliche verlassen, und wenn auch das Uebel durch die Wiederherstellung des Sängers, oder auf andre Art gehoben wird,

so ist doch der Kredit eines solchen Schauspielhauses für dieses Carneval größtentheils verloren. Bey so bewandten Umständen kann man sich leicht vorstellen, wie sparsam alles eingerichtet ist; wodurch es denn fast unmöglich wird, ein einigermaßen kompletes Schauspiel, wie man an oben erwähnten Höfen gewöhnlich sieht, darzustellen. Bisweilen sind die musikalischen Rollen sehr gut besezt, allein die Kleider sind elend, und die Auszierungen des Theaters erbärmlich. Wird ein Maler ein Mitglied der Societät, so wird dieser Theil des Schauspiels hervorstechend, und die Dekorationen sind prächtig; allein die Sänger können nicht singen, und ihre Tänzer nur springen. Wenn man noch hiezu gewisse Unanständigkeiten rechnet, die nirgends als in den hiesigen Theatern in Gebrauch sind, und die unbequeme Zeit des Schauspiels betrachtet, das erst nach zehn Uhr Abends anfängt, so muß man gestehen, daß diese Theatervergnügungen nicht sehr beneidenswürdig sind. Dieses gilt doppelt von den komischen Singspielen, wo nur der Vorsaz die Zeit zu tödten, oder die Unmöglichkeit sich auf eine andere Art zu zerstreuen, jemand hinführen kann.

Die übrigen dieser Lustbarkeiten verdienen kaum Erwähnung. Gegen eine sogenannte Comedia di Carattere werden zehn Farcen gegeben, wo die unsinnigsten Zoten von Signor Pantalone, Arlechino, Tartaglia u. s. w. extemporirt werden. Die Schauspieler dieser Rollen werden gut bezahlt, dahingegen die andern nur blos das Nothdürftige erhalten; daher kommt es, daß die beste Truppe in Italien, welches jezt die Sachische ist, nicht mit der schlechtesten von den stehenden Theatergesellschaften in Deutschland verglichen werden kann. Die heftige Leidenschaft, nicht allein der Venetianer, sondern aller Italiener, für diese Possenspiele, ist unglaublich. Bey ernsthaften Stücken ist das Haus leer; sobald aber diese Lieblingsspiele aufgetischt werden, sind Logen und Parterr angefüllt; es herrscht die äußerste Stille und alles ist Ohr. Dieses erstreckt sich auch auf die Marionettentheater, die nicht etwa blos für den Pöbel sind, denn selbst Damen vom ersten Range stellen sich ein.

Die Redouten haben seit Abschaffung der Hazardspiele nichts vorzügliches. In Neapel, Rom, Wien und London sind sie weit glänzender. Die Menge der Fremden kommt hier in keine Betrachtung; sie vermehren zwar den Zulauf, aber nicht

die Pracht solcher Ergötzlichkeiten, die nur von einem reichen und zahlreichen Adel zu erwarten ist.

Die Vergnügungen des Marcusplatzes bestehen theils in den allgemeinen Maskeraden, theils in den Uebungen der Taschenspieler, Gaukler und Ringer. Man muß gestehn, daß diese Leute in ihren Künsten sehr geschickt sind. Unter andern excelliren sie vorzüglich in der halsbrechenden Kunst, eine Pyramide von Menschen zu machen. Sie steigen sechs auch sieben Mann hoch auf einander. Die Basis besteht aus sechszehn und mehrern Leuten, und so geht es nach einer regelmäßigen Vertheilung der Last verhältnißmäßig nach oben zu, wo denn endlich ein auf dem Kopf stehender Knabe die Spitze der Pyramide formirt. Diese Gauklerübung, die man außer Venedig fast gar nicht sieht, war nach dem Claudian schon den alten Römern bekannt, und zwar machte man es damals genau auf eben diese Weise.

Die sonderbare Lage von Venedig zwingt jedermann, der sich eine Leibesbewegung machen will, seine Zuflucht zum Marcusplatze zu nehmen; er müßte denn Lust haben, sich in den äußerst engen und stinkenden Gassen herumstoßen zu lassen. Da dieses also das allgemeine Rendezvous zu allen Zei-

ten des Tages ist, und die Vornehmsten sowohl als der niedrigste Pöbel sich dieses Spatziergangges bedienen müssen, so ist die natürliche Folge, daß dieser in der That prächtige Plaz, den Fremden in kurzer Zeit als der ennuyanteste Fleck des Erdbodens vorkommen muß. Die ungeheure Anzahl Menschen, die in der Carnevalszeit in diesem kleinen Bezirk beständig versammlet sind, verursacht ein solches Gedränge, daß man oft unfähig gemacht wird sich umzusehen, viel weniger die Gegenstände genau zu betrachten. Das entsezliche Gewühl und Getöse der Menge raubt alle Besonnenheit. Glücklich, wenn man noch einen der vor den Kaffeehäusern stehenden Stühle erwischen kann, um Odem zu schöpfen. Wenn man sich nun diese ermüdende Einförmigkeit und die ausnehmende Unbequemlichkeit vorstellt, die das Loos dieses Platzes ist, so muß man gestehen, daß das Vergnügen, welches der Anblick einer zahllosen Menge Masken gewährt, wovon noch ein großer Theil in venetianischen Dominos, und also uniform gekleidet ist, nichts sehr anziehendes haben kann. Aus dieser Skizze kann man schliessen, wie wenig dieses berühmte Carneval seinem Ruhm entspricht.

Die venetianische Messe, die gewöhnlich am Himmelfahrtstage anfängt, und vierzehn Tage dauert, ist auch eine Art von Carneval; allein mit dem Unterschiede, daß keine Charaktermasken, sondern blos venetianische Dominos zu tragen erlaubt sind. Diese Messe würde nicht sehr besucht werden, besonders da sie in der schönsten Jahrszeit gehalten wird, wo die Landlust am angenehmsten, und Venedig der unangenehmste Aufenthalt von der Welt ist; allein durch eine weise Politik hat man die prachtvolle Ceremonie der Vermählung des Doge mit dem adriatischen Meere damit verbunden, die, außer den Fremden von entlegenen Ländern, alle müssige Leute von der Terra ferma dahin zieht, und sollten sie auch nur einige Tage daselbst bleiben.

Im Jahr 1775 war die Anzahl der Angekommenen den Tag vor dem Himmelsfahrtstage 42480, ohne die vorhergehenden Tage zu rechnen. Da die Fahrt wegen der Sicherheit blos bey schönem Wetter geschieht (bey schlechter Witterung wird sie aufgeschoben); so läßt sich in der That kein herrlicherer Anblick denken, als dieses Schauspiel. Die Kriegsschiffe, aus dem Arsenal gezogen, mit Wimpeln und Flaggen geziert, formiren eine Linie, und

begrüssen mit Kanonen und Musik den Bucentaur, indem er von vielen tausend Gondeln begleitet vorüber fährt, bis sie von denen am Meere liegenden Kastelen mit Kanonen und Musketenfeuer abgelöst werden. Der Kaiser sah im vorbemeldeten Jahre dieser Feyerlichkeit in einer schlechten Gondel zu. Er hatte alle Ehrenbezeugungen und Feste verbeten; indessen ward doch auf dem großen Kanal, an welchem er in einem Wirthshause logirte, eine Ragatta gehalten.

Diese von den Venetianern so ausgeschriene Lustbarkeit, ist die unbedeutendste Sache von der Welt. Blos die Zuschauer, die die Häuser und Ufer des Kanals anfüllen, und die aus den Fenstern hangende Tapeten, nebst einigen dem Adel gehörigen schön geschmückten Fahrzeugen, die den Kanal auf und niederfahren, machen einen sehenswürdigen Anblick. Die Sache selbst ist ein Wettrennen in gemeinen Böten, worin sich blos ein Mensch befindet, der seine Kräfte anstrengt, sein Bot vorwärts zu bringen. Beym Auslaufen waren damals zwanzig Böte, wovon aber die mehresten bald zurück blieben, so daß bey der Brücke von Rialto sich nur noch fünfe befanden. Dieses nennen die Venetianer, die eben so große Gasconier

wie die an der Garonne sind: La famosissima Ragatta. Die drey ersten, welche das Ziel erreichen, erhalten Preiße, die alle zusammen nicht über hundert Zechinen betragen. Dieses und die Verzierung des Marcusplatzes, woselbst die vorher abgesonderten Buden vereinigt und mit Lampen versehen wurden, war aller Aufwand, den die Republik bey dieser außerordentlichen Gelegenheit machte. Die besagte Verzierung kostete fünfhundert Zechinen; indessen war sie nicht für diese, sondern auch für alle künftige Messen. So ökonomisch weiß diese Regierung zu verfahren, und zwar zur Zeit, wo alle Zeitungen, ja selbst ihre eigenen, mit außerordentlichen und nie gesehenen Festen angefüllt waren.

Man ist gewohnt mit Bewunderung von dem Arsenal in Venedig zu reden, und der Reisende sieht es für den ersten Gegenstand der Neugier in dieser Stadt an, da doch der unbefangene Beobachter hier nichts sieht, was nicht in allen Ländern unendlich besser wäre. Die Ursache dieser Illusion ist nicht schwer zu finden. Die Lage von Venedig macht es nothwendig, einen einzigen Plaz zu den Arbeiten und Bedürfnissen des Krieges zu bestimmen. Dieser Plaz mit einer Mauer umgeben

heißt das Arsenal. Man findet darin außer dem nöthigen Kriegsvorrath aller Art, die der Republik gehörigen Linienschiffe, Galeassen, Galeeren, Galiotten und andre Kriegesschiffe; ferner eine Stückgießerey, eine Gewehrfabrik, eine Salpetersiederey, Manufakturen von Segeltuch, von Schiffstauen u. s. w. Kurz, alles was zum Kriege zu Wasser und zu Lande gehört, und an andern Orten zerstreut ist, trifft man hier vereinigt an. Wenn man nun alle Werkstätte dieser Arbeitsleute, die Garnisonskasernen, die Admiralitätswerfte, wo die Schiffe gebaut und ausgebessert werden, die Schiffszimmerleute und Soldaten dazu nimmt, die alle in diesem Bezirk wohnen, so kann man sich vorstellen, wie dieses ungeheure Ganze die Augen blendet; obgleich es nichts enthält, was man nicht alles in weit größern Verhältnissen, aber zerstreut, ich will nicht sagen in Portsmouth, Chatham und Brest, sondern selbst in Kopenhagen findet. Indessen muß man eine Methode in diesem Arsenal rühmen, die, so einleuchtend auch der Nutzen ist, doch nirgends nachgeahmt wird. Dieses ist, die abgetakelten Kriegsschiffe zu bedecken, um sie gegen die Witterung zu schützen. Das Alter und die fortdauernde gute Beschaffenheit vieler dieser venetianischen

Kriegsschiffe, beweisen unleugbar die Nutzbarkeit dieses Mittels. Einer meiner Freunde empfahl es vor dem amerikanischen Kriege dem berüchtigten Lord Sandwich, damaligen Präsidenten der englischen Admiralität; allein dieser Minister hatte bey dem häufigen Bau neuer Schiffe Privatvortheile, die denn natürlich den Vortheilen des Staats vorgezogen wurden, daher man weit entfernt war auf solchen Vorschlag zu achten. — Der hier befindliche Kriegsvorrath ist mehr fürs Auge als zum Gebrauch; denn die zahllose Menge der Gewehre, Schwerter u. s. w. wenn sie auch nicht größtentheils vom Roste gefressen wären, sind doch heutzutage ganz und gar unnütze, und eben so unbrauchbar als die vielen Rüstungen des mittlern Zeitalters, die hier paradiren. Dieser vereinigte Plunder macht auf den gemeinen Reisenden Eindruck, und er stimmt mit in das Echo, das dieses Arsenal zu einem Wunder erhebt. Es hatte vielleicht im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert nicht seinesgleichen, und verdiente den großen Ruf; allein die Zeiten haben sich sehr geändert, und ich bin versichert, daß nicht ein einziges preußisches Infanterieregiment aus diesem Arsenal jezt bewaffnet, oder eine zahlreiche Flotte, wie sie unsere Zeiten zum

Kriege verlangen, aus demselben gehörig ausgerüstet werden könnte. Hiezu kommt die überaus große Unwissenheit ihrer Offiziers im Land- und Seekriege, die durch einen sehr langen Frieden erzeugt worden ist. Auch hat die Regierung, unerachtet des obenangeführten Arsenalprunks, die Marine sehr vernachläßigt, die höchstens hinreicht, den venetianischen Handel gegen die Seeräuber zu beschützen und die Raubnester in Furcht zu setzen.

Die Landtruppen sehen eher Banditen als Soldaten ähnlich. Schlecht gekleidet, ohne Ordnung, ohne alle Ehre, sind sie die verworfensten Truppen in Italien, wobey ich nicht einmal die päbstlichen ausnehme. Kein militärischer Zug zeichnet sie aus. Es ist bekannt, daß bey der berühmten Belagerung von Corfu die Offiziers selbst, worunter einige Edle waren, bald nach dem Anfang der Belagerung in den braven General von Schulenburg drangen, die Festung den Türken zu übergeben. Sie wollten lieber Sklaven werden, als sich länger vertheidigen. Es war ein Glück für Venedig, daß Schulenburg nicht auch diesen Sklavensinn hatte, sondern durch seine Tapferkeit diese Vormauer von Italien rettete. Diese bewaffnete Banden gaben noch vor wenig Jahren einen Beweis, wie unwür-

dig sie den Namen Soldaten führen. Der Kaiser ließ an den dalmatischen Gränzen einen Pestcordon ziehen. Die dahin beorderten Husaren trafen einige venetianische Infanterieregimenter daselbst an, die in gleicher Absicht dahin geschickt waren, und bey Annäherung der kaiserlichen Truppen sich in Parade stellten. Die Husaren wollten diese Ehre erwiedern, und zogen aufs Commandowort alle auf einmal die Säbel. Diese martialische Bewegung wirkte so stark auf die Venetianer, daß diese ganz in Ordnung gestellte Regimenter, gleichsam als ob es abgeredet gewesen wäre, alle zugleich Reißaus nahmen.

Eine kleine Anzahl des venetianischen Adels ist reich, die übrigen sind arm, und zum Theil so sehr, daß viele unterm Dache zur Miethe wohnen, ihre Lebensmittel sowohl selbst kaufen als zubereiten, und blos vom Verkauf ihrer Wahlstimmen leben, die der Aermste sowohl als der Reiche im Senat geben kann, und welche das vornehmste Prärogativ seines Adels ist. Indessen ist selbst bey den Armen der Hochmuth und die Insolenz außerordentlich. Das Vorrecht, nicht körperlich angetastet zu werden, veranlaßt ihn bisweilen, sich Beleidigungen zu erlauben, die in keinem Lande von Europa ungeahn-

det bleiben würden. Ein französischer Edelmann stieß im Gedränge des Marcusplatzes einen venetianischen Edlen ein wenig an, der ihn darauf beym Arme nahm und frug: welches Thier er für das plumpste hielte? Der Franzos, bestürzt über dieses Betragen, antwortete: er glaubte, daß es der Elephant wäre. »Nun, Herr Elephant,« erwiederte der Edle, »lernen Sie behutsamer gehen, »wenn Sie einem venetianischen Nobile begegnen.« Wer bey solchen Gelegenheiten sich als den Beleidigten zeigen wollte, würde sich üble Folgen über den Hals ziehen. Die ältesten Familien der Terraferma, worunter manche alte reichsgräfliche Geschlechter gehören, werden mit gleichem Hochmuthe von diesen Noblen behandelt, die sich, wenn gleich in der größten Dürftigkeit, dennoch den Fürsten gleich schätzen. Sie verlangen von jedermann den Titel Excellenz, mit dem sie hingegen äußerst sparsam sind. Denn wenn sie gleich keinen ganzen Rock anhaben, und Bettlern gleich sehen, so betrachten sie sich doch als eine ganz besondere Menschenklasse, die nicht allein ihren Unterthanen, sondern allen Nationen Ehrfurcht einflößen muß. Diese abgeschmackte Eitelkeit, die, wenn sie so wie hier mit Unmacht gepaart ist, ins Komische fällt, verursa-

chet, daß die venetianischen Gesandten an den mehresten Höfen ihren Einzug mit großem Pomp halten. So sehr sie auch ihre Schwäche kennen, so schämen sie sich doch nicht, durch diese Farce in den Augen des Pöbels einen Vorzug vor den Gesandten der größten Mächte zu behaupten; und zwar unter dem Vorwande, daß sie als Nobili und Senatoren selbst zur gesezgebenden Macht gehörten, und also die Republik vollkommen vorstellten. Ist denn ein englischer Gesandter an fremden Höfen, der Parlamentsglied ist, nicht auch ein Theil der gesezgebenden Macht? Und wie groß ist der Unterschied zwischen Beiden in ihren Verhältnissen und Wirkungskreisen, ja selbst in der Feinheit zu reden und zu handeln! da der aristokratische Tyrann gegen den englischen Senator ein wahrer Sklav ist, dessen Freiheit, Ehre und Leben sich in den Händen von drey Personen befindet, die unter dem Namen der Staatsinquisitoren, weniger nach den Gesetzen als nach ihrer Willkühr, unumschränkt handeln, und nie zur Rechenschaft gezogen werden können. Ich muß indessen gestehen, daß sie sich dieser Gewalt selten bedienen; allein dennoch geschieht es, und zwar autorisirt durch die Grundgesetze der Republik.

Es ist bereits oben gesagt worden, daß dieses Tribunal die Bürger gegen die zu großen Gewaltthätigkeiten der Edeln schützt. In der That ist ein solcher Schutz auch höchst nothwendig. Die armen Nobili würden sich sonst Raub und Mord erlauben. Ich war selbst ein Augenzeuge ihrer despotischen Handlungsart bey einem sonderbaren aber hier gewöhnlichen Vorfall, der so gewaltig auf mich wirkte, daß ich mich nicht in Venedig, sondern in Marocco zu befinden glaubte. Ein Edler trat in den Laden eines Galanteriehändlers, und frug um den Preiß einer Dose. Der Kaufmann, der seinen Mann kannte, foderte zitternd ungefähr den halben Preiß Dieses war aber nicht hinreichend, ihn gegen Schimpfworte zu sichern. Er mußte einen Birbo (Schelm) verschlucken, wobey ihm der Edle etwas Geld auf den Tisch warf, die Dose einsteckte und davon ging. Der Kaufmann strich das Geld mit Kränkung ein, das nicht den vierten Theil des Werths betrug, und da ich ihm mein Erstaunen über diesen Auftritt zu erkennen gab, sagte er: „Was „können wir thun? Wir müssen zufrieden seyn, „wenn sie es nur nicht noch ärger machen. Es muß „aufs höchste kommen, ehe wir zum Klagen schreiten, „das uns in vieler Rücksicht äußerst nachtheilig ist.“

Die überhandnehmende Armuth des Adels veranlaßte den Senat 1775, das goldene Buch zu eröffnen, worein die Namen der neuern Edlen geschrieben werden; ein Mittel, das man schon oft gebraucht hat, den Adel mit reichen Mitgliedern zu rekrutiren und den Schatz zu vermehren. In dem lezten Türkenkriege war der Preiß dieses Adels hunderttausend Zechinen. Viele Kaufleute in Venedig benutzten diese Gelegenheit, und gaben für ihr Diplom diese große Summe mit Freuden. Allein diesmal verfuhr man auf eine andre Art, man verlangte blos Candidaten von dem Adel des festen Landes und kein Geld, Die Bedingungen waren: vier Ahnen, zehntausend venetianische Dukaten Einkünfte und ein beständiger Aufenthalt in der Stadt Venedig. Diese lezte Bedingung, die wegen der Staatsverfassung unumgänglich nöthig ist, verursachte, daß sehr Wenige an dieser Gnade Antheil nahmen. Man rechnet gegenwärtig die Anzahl aller Edlen etwas über vierzehnhundert, die im Senat erscheinen können.

Der Verfall des Staats ist bey keiner Nation in Europa so auffallend wie in diesem Staate. Abnahme der Handlung, der Staatseinkünfte, elende Seemacht, noch elendere Landmacht, und wenig

politische Achtung von auswärtigen Mächten. Der Senat wurde vor wenig Jahren auf eine sehr sonderbare Weise an seine Sterblichkeit erinnert; eine Begebenheit, die, obgleich außerordentlich, dennoch in Deutschland gar nicht bekannt geworden, und gewiß als Beytrag zur Geschichte unsrer Tage merkwürdig ist.

Noch nie waren diese Despoten innerhalb ihrer Lagunen gedemüthigt worden; es war dem Grafen Alexis Orlow vorbehalten, es in unsern Tagen zu thun. Da er im Jahre 1772 die russische Flotte im mittelländischen Meere commandirte, that er eine Reise nach Venedig. Er kaufte daselbst viele Munition, Gewehre und andere Bedürfnisse für die Flotte, und warb heimlich Montenegriner und Albaneser an, um auf derselben zu dienen. Dieses Betragen beunruhigte die Republik, die den glücklichen Succeß der russischen Waffen im Archipelago noch als sehr zweifelhaft ansah, und der Pforte keine Ursache zu Klagen geben wollte. Man verlangte daher vom Grafen, daß er ungesäumt Venedig verlassen möchte. Seine Antwort war: er würde abreisen, wenn es ihm gelegen seyn würde. Er befahl indessen seinen Offiziers, deren er mehr als hundert bey sich hatte, sich zu bewaffnen, un-

im Nothfall Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Der beleidigte Stolz der Regierung, bey einer solchen unerhörten Widersetzung, ließ jede Gewaltthätigkeit vermuthen. Die Sache wurde im Senat erwogen; da man aber zu viel Bedenklichkeiten hatte, sich durch Macht Gehorsam zu verschaffen, so schritt man zu gelindern Mitteln. Er wärd durch Deputirte im Namen der Republik gebeten, sich mit seinem Gefolge zu entfernen, da man der strengen Neutralität, die man bey diesem Kriege beschlossen, nicht zuwider handeln wollte. Der Graf antwortete: daß eine Vorstellung und Bitte dieser Art auf ihn vielleicht Eindruck gemacht haben würde, wenn nicht ein Befehl vorhergegangen wäre. Er nähme von Niemande Befehle an, als von seiner Monarchin, und würde abreisen, wenn es ihm gefiele. Hiebey blieb es, und man fand nicht rathsam, die Sache weiter zu treiben.

In allen großen Städten der Welt ist es ein Hauptgegenstand der Polizey, das gemeine Volk im Zaum zu halten; wo Gerichtsdiener nichts ausrichten, braucht man Soldaten. In Venedig aber ist es ein großer Theil des gemeinen Volks selbst, worauf die Regierung im Fall der Noth ihr

ganzes Vertrauen sezt. Die wunderbare Lage der Stadt ist hievon die Ursache; denn sie veranlaßt die Nothwendigkeit, eine ungeheure Menge Bootsleute zu brauchen, die unter dem Namen der Gondoliers bekannt sind, und eine besondere Klasse von Menschen ausmachen. Man rechnet vierzigtausend derselben in Venedig; eine Anzahl, die fast unglaublich ist, da die ganze Volksmenge der Stadt sich nicht über hundert und funfzigtausend Seelen erstreckt.

Man begünstigt diese Gondoliers auf alle Weise, und sieht ihnen ihre Vergehungen nach; ein großer Theil derselben steht im Solde des Adels, und durch alle diese politischen Maximen ist man dahin gelangt, daß sie dem Senat äußerst ergeben und seine stärksten Stützen sind. Obgleich ein Gondolier Tag und Nacht auf dem Meere fährt, so ist er dennoch unfähig, Matrosendienste zu thun. Seine Talente erstrecken sich nur auf seine Gondel: diese geschickt zu führen, und durch erlaubte und unerlaubte Mittel ein Handlanger verliebter Unternehmungen zu seyn, die ihm gut belohnt werden, weiter gehen seine Wünsche nicht. Diese Leute sind unentbehrlich, wenn man mit Sicherheit verliebten Abentheuern nachgehen will. Ohne ihre Hülfe ist Men-

chermord oft die Folge einer Galanterie. Da sie alle Krümmungen und Winkel der Kanäle und Straßen kennen, so erleichtern sie die Flucht und decken die Retraite im Nothfall. Viele unterhalten geheime Verständnisse mit den Gouvernanten und Kammermädchen, und verschaffen Strickleiter und falsche Schlüssel.

Es ist höchst merkwürdig, daß von soviel tausend den ganzen Tag auf dem Meere herumschwimmenden Gondeln nie eine verunglückt. Ein Zufall dieser Art ist ohne Beispiel. Man schreibt dieses der ausnehmenden Geschicklichkeit der Gondoliers, und der ganz eignen Bauart der Gondeln selbst zu. Ich will nicht bestimmen, in wie ferne dieses seinen Grund habe, aber sonderbar ist es doch, daß bey allen an großen Flüssen liegenden Handelsstädten Unglücksfälle dieser Art nicht selten sind, dahingegen man in Venedig, das mitten im Meere liegt, und wo alle Bewohner einen großen Theil ihres Lebens auf Bretern herumschwimmen, davon nichts zu befürchten hat. Die Farbe aller dieser Gondeln ist schwarz. Es ist durch ein besonderes Gesez verboten, keine von andern Farben zu haben, noch sie sonst auszuschmücken, daher sie alle ganz einförmig sind, und einen

traurigen Anblick geben. Den fremden Gesandten steht es allein frey, ihre Gondeln ganz nach eigenem Gefallen auszuzieren; ein Vorrecht, dessen sie sich auch alle bedienen.

Man muß gestehn, daß diese Fahrzeuge, außer der obenangeführten Sicherheit, äußerst bequem sind, und daß es ein Vergnügen ist, darin zu fahren. Ich begreife nicht, warum man auf der Themse und der Seine solche nicht einführt, da man doch in London und Paris unablässig beschäftigt ist, neue Zweige von Ergözlichkeiten aufzufinden. Ich theilte einem vornehmen Engländer, der sich mit mir zu Venedig befand, diese Bemerkung mit. Er faßte die Idee auf, und ließ sogleich ein vier Fuß langes Model einer Gondel verfertigen und nach London einschiffen. Das Schiff aber verunglückte, und das Gondelprojekt ist bis jezt noch nicht ausgeführt worden. Die Lustfahrzeuge, deren man sich in London, Marseille, Hamburg u. s. w. bedient, sind in Vergleich mit den Gondeln plumpe Kähne, die dennoch Geld genug kosten.

Die Freudenmädchen machen eine andre Klasse des Volks aus, die den besondern Schutz der Regierung genießt. Sie gehören auch zu den Carnevalsvergnügungen, das ohne sie nicht wohl bestehn

könnte. Die mehresten von diesen Unglücklichen werden von ihren Aeltern in ihrer zartesten Kindheit verkauft; diese machen mit Liebhabern oder Jungferschafthändlern einen regelmäßigen Contract, in Gegenwart eines Notars, welcher vor allen Tribunälen gültig ist, sie als Jungfern in einer festgesezten Zeit gegen Bezahlung einer bestimmten Summe zu liefern. Der Preiß ist mehrentheils von hundert zu zweihundert Zechinen. In diesem Contract wird gewöhnlicher Weise die Armuth der Aeltern erwähnt, und der Bewegungsgrund angeführt, daß man dem Mädchen dadurch eine Aussteuer verschaffen wolle, um sich hernach ehrlich verheirathen zu können; allein dieses ist ein bloßer Vorwand, denn die Aeltern behalten das Geld, und die Töchter bleiben im Bordel. Diese Nymphen beobachten sehr genau ihre Fasten, gehn täglich in die Messe, und haben ihren besondern Schutzheiligen, unter dessen Schutze sie ihre Geschäfte mit gutem Gewissen treiben.

Für die Mönche ist Venedig ein wahres Paradies. Sie maskiren sich im Carneval, besuchen die Schauspiele, halten ihre Mätressen, und thun überhaupt, was ihnen gut dünkt. In keinem katholischen Lande ist die Kirchendisciplin so schlecht.

Verschiedene Bischöffe haben es versucht, diesen Ausschweifungen Einhalt zu thun, haben aber nichts ausrichten können, und man versichert, vielleicht nicht ohne Grund, daß die Regierung selbst heimlich diese guten Absichten verhindert habe. Es scheint eine Staatsmaxime des Senats zu seyn, der auf alles eifersüchtig ist, was seine Autorität schmählern kann, den Geistlichen nicht zu viel Ansehn beym Volk zu verschaffen; ein Vorrecht, das in allen katholischen Staaten große Zerrüttungen veranlaßt hat, wovon Venedig glücklicherweise frey geblieben ist. Daher läßt sich die große Nachsicht gegen die ausschweifende Lebensart der Geistlichen erklären; daher auch die innere Ruhe bey den oft aufs äußerste getriebenen Streitigkeiten mit den Päbsten. Durch dieses zügellose Betragen wird die Achtung gegen diesen Stand sehr verringert, und der Senat erhält sein Ansehn ungetheilt. Ihr Sprüchwort ist bekannt: *Siamo Veneziani e poi Christiani;* Wir sind erst Venetianer, und dann Christen.

Ueberhaupt macht sich das Volk in Venedig wenig aus Gott, noch weniger aus dem Pabste, aber sehr viel aus dem heiligen Marcus. Dieser Heilige ward zum Schutzpatron der Stadt gewählt,

so bald sein Körper aus Alexandria dahin gebracht wurde. Vor diesem war der heilige Theodor ihr Schutzpatron, aber ihre Eitelkeit war mit einem solchen gemeinen Heiligen nicht zufrieden; in der Kindheit der Republik war er allenfalls gut genug, aber da sie groß und blühend wurde, verlangten sie einen Heilligen vom ersten Range. Man ließ also den Körper des heiligen Marcus nach Venedig kommen, baute ihm eine prächtige Kirche, und verabschiedete den alten Protektor.

Diese Marcuskirche ist überaus prächtig und das schönste Monument der Baukunst des zehnten Jahrhunderts. Venedig war damals die prächtigste Stadt in Italien. Ihre Paläste, Kirchen, und andre öffentliche Gebäude waren größtentheils von griechischen Baumeistern gebaut, die in ihren noch vorhandenen Denkmälern den Geschmack jenes Zeitalters bezeichnen. Allein die vortreflichsten Werke der Baukunst, die Venedig darstellt, sind aus dem durch die Künste so verewigten sechszehnten Jahrhundert, da Sansovino und Palladio diese sonderbare Stadt mit so vielen prachtvollen Gebäuden verschönerten.

Sansavino, ein Florentiner, und Schüler des berühmten Sangallo, war Baumeister der Repu-

blik, ein Posten, in welchem ihm nach seinem Tode 1570 der große Palladio nachfolgte. Die schönsten Kirchen und Paläste der Stadt haben diese Epoche. Sansovino baute auch den prächtigen Münzpalast la Zecca genannt, den Palast der Prokuratoren an dem Marcusplatze, und die vortrefliche Marcusbibliothek. Bey diesem leztern Bau aber begegnete ihm ein Unglück, das den Geist der venetianischen Regierung charakterisirt, so wie er zu allen Zeiten gewesen und noch ist. Sansovino brachte die sinnreichsten und edelsten Verzierungen bey dem Baue dieser berühmten Bibliothek an, wobey er den Versuch machte, sie auf eine besondere Art zu wölben. Dieser Versuch aber glückte nicht; das Gewölbe fiel ein. Die Regierung war taub gegen alle Rechtfertigung, und ließ den Künstler ins Gefängniß werfen, wo er ungeachtet seiner großen Talente lange Zeit schmachten mußte. Endlich kam er los, wurde aber seines Postens als Baumeister der Republik entsezt, verlor seine Pensionen, und mußte noch obendrein eine Geldstrafe erlegen. Nach vielem Bitten gestattete man ihm, das Gewölbe wieder herzustellen, worauf er begnadigt wurde.

Dritter Abschnitt.

Inhalt.

Marcusplaz. Politische Gespräche. Kleidung. Frauenzimmer. Palast von St. Marcus. Insel Rialto. Lagunen. Giocondo. Brücken. Sitten und Denkungsart der Venetianer. Padua. Ehrloser Schuldstein. Vincenza. Olympisches Theater. Verona. Schauspiel im Amphitheater dieser Stadt. Staatskunst des Senats.

Man muß gestehen, daß der Marcusplaz einen herrlichen Anblick darstellt. Alle Gegenstände rings um denselben sind groß, schön und edel, den zierlosen gothischen Thurm ausgenommen, der hier mit den andern Gebäuden sehr kontrastirt, und ungefähr die Wirkung wie Harlekin in einem Trauerspiele thut. Der Plaz ist mit einer Portico umgeben, wo nichts als Kaffeehäuser und sogenannte Cassinos befindlich sind, in welchen sich geschlossene Gesellschaften beiderley Geschlechts versammeln, da es nicht Sitte ist, daß Frauenzimmer die Kaffeehäuser besuchen. Diese leztern haben keine Thüren, sondern sind eigentlich große mit Stühlen versehene Nischen, wo viele Müßiggänger sich ganze Tage hinpflanzen, und da sie beständig ein

gewisses bestimmtes Kaffeehaus besuchen und in ihren Mänteln eingehüllt unbeweglich sitzen, so sind sie als wahre zu diesen Nischen gehörige Gruppen zu betrachten. Nirgends in Italien wird in solchen Häusern weniger geplaudert als hier; denn man lache über politische Kannengießerey soviel als man will, so ist sie doch die Seele aller Gespräche in öffentlichen Gesellschaften. Man verbiete diese Materie, wovon auch der Unwissendste, ja der größte Dummkopf etwas zu verstehen glaubt, und das gesellige Leben wird einen tödtlichen Stoß erhalten.

Hievon liefert Venedig den unleugbarsten Beweis. Die Einwohner sind die aufgewecktesten in Italien, und zeigen ihre muntere Gemüthsart auch in Privatgesellschaften; an öffentlichen Orten hingegen sind sie stumm. Wovon sollten sie auch sprechen, da das Wort P o l i t i k Hochverrath und nur allein das Monopolium des Senats ist? Vom Handel? Dieser führt zur Politik; ein gleiches thut alles zur Gesezgebung gehörige; ja so viele Hauptwissenschaften, als Geschichte, Erdbeschreibung u. s. w. selbst Religionsmaterien führen dazu. Es bleiben daher dem Venetianer nichts als die Künste übrig, und zwar nur die Theaterkünste, da die an-

dern jezt hier eben so wie in Italien im Verfall sind. Allein auch diese Materie wird währendem Carneval bis zum Ekel erschöpft, und alsdann hat die Litaney ein Ende.

Man erlaube mir hier die Bemerkung, daß die größere Geselligkeit der cultivirtesten Länder in Europa keine andere Epoche hat, als die gesellschaftliche Abhandlung politischer Materien; ja ich unterstehe mich zu behaupten, daß diese so verspottete Mode die Cultur befördert hat, und daß sie wegen der dazu nöthigen mannichfaltigen Kenntnisse gewissermaßen der Maasstab der Cultur eines Volks ist, uad jederzeit gewesen ist. Man erinnere sich der Zeiten, wo das Volk in Athen und Rom sich um die öffentlichen Geschäfte bekümmerte, wo die Reden großer Männer die stärkste Wirkung thaten, da sie, häufig und auf öffentlichem Markt gehalten, bey Unwissenden neue Ideen und neue Kenntnisse erwecken mußten. Wenn hörte diese Theilnehmung auf? Mit dem einbrechenden Despotismus und der Barbarey, unter deren eisernem Joche die Bewohner Europens so viele Jahrhunderte durch vegetirten, bis erweiterte Kenntnisse uns nach und nach wieder zu Politikern machten. Wenn die Engländer das aufgeklärteste Volk unsrer Erde sind, wie

sogar Franzosen, Voltaire, Montesquieu, Raynal, ja jezt selbst Linguet eingestehen, so ist es größtentheils dieser großen unternehmenden Antheilnehmung an den öffentlichen Angelegenheiten zuzuschreiben, die bey ihnen den Nationalgeist erzeugt, der, so sehr er auch oft ausartet, dennoch nicht ohne Kenntnisse verschiedener Art bestehen kann. In Portugal und Sicilien liest fast niemand Zeitungen, dagegen aber glauben z. B. die Einwohner dieser Länder auch, daß die Protestanten eine Gattung Menschenfresser sind, ja tausende vom Pöbel sind überzeugt, daß sie durch ein körperliches Zeichen von Gott zur Hölle gleichsam gebrandmarkt worden sind. Will man noch mehr Beweise, so betrachte man den Orient, wo es den sklavischen Völkern gar nicht einmal einfällt, sich um die Staatsangelegenheiten ihres Landes, viel weniger um fremde zu bekümmern; da selbst die Bewohner der Hauptstädte oft die wichtigsten Dinge nicht wissen, die im Palast des Despoten vorgehen, und manchmal bey Todesstrafe nicht darum fragen dürfen. Ich kehre von dieser vielleicht nicht unzeitigen Ausschweifung wieder nach Venedig zurück.

Alle Einwohner dieser Stadt, die nicht zum Pöbel gehören, oder nicht dazu gehören wollen, tra-

gen rothe Mäntel. Selbst die fremden Gesandten bedienen sich dieser bequemen Mode. Diese Einförmigkeit hat etwas Republikanisches, obgleich eine andere Ursache davon der Grund ist. In einem solchen Mantel eingehüllt, wobey das Gesicht auch halb verdeckt wird, ist man in einer Incognito-Kleidung, wodurch man von Höflichkeitsbezeugungen dispensirt ist; die sonst die aristokratischen Tyrannen verlangen würden. Diese allein tragen keine Mäntel, sondern beständig ihre schwarze Kleidung, die den Schlafröcken ähnlich sind, damit niemand durch Unwissenheit verleitet, sich gegen sie vergehen möge. Wenn man sich erinnert, daß der Marcusplaz der einzige Spazierort dieser großen Stadt ist, wo sich alles hindrängt, und wo besonders die armen Nobili den ganzen Tag über liegen, so wird man die Nothwendigkeit eines Mittels einsehn, daß allen Höflichkeitsceremonien vorbeuget.

Bey Feyerlichkeiten gehn die Edlen roth gekleidet, in eben solchen aufgebundenen Schlafröcken, wie die gewöhnlichen schwarzen, und mit ihren großen Allongenperücken geziert. Wenn sie nun in diesem Aufzuge tanzen, so kann man in der That nichts poßierlichers sehn. Ich wohnte einem

großen Ball bey, den Pisani, einer der reichsten Edeln, 1775 gab, da er zum Prokurator von St. Marcus erwählt war. Das Fest war königlich, und wenn gleich die znm Tanz so unschicklichen Magistratskleider das Auge beleidigten, so machten doch die Damen alles wieder gut, die die schönsten in Italien sind, und sich überaus zierlich zu kleiden wissen.

Nebst der Schönheit sind die venetianischen Frauenzimmer sehr aufgeweckte und angenehme Schwätzerinnen. Ihre gewöhnliche Kleidung besteht in enge am Leibe liegenden und schleppenden Kleidern, über welchen sie einen großen schwarzseidenen Schleyer werfen, den sie auf den Rücken zusammenschlagen, so daß Gesicht, Brust, Arme und Taille frey bleiben, und er also durch dieses geschmackvolle Anlegen zu einer wahrhaft reizenden Tracht wird. Alle diese Reize aber sind hier halb verloren, da die Italiener mit dem Frauenzimmer nicht frey umgehen dürfen. Die Männer müssen sich blos an Männer halten, daher das zurückhaltende Wesen und die Ernsthaftigkeit; Eigenschaften, die der ganzen Nation gemein sind, und aus eben diesen Ursachen auch bey den Spaniern und Portugiesen statt finden, und zwar noch mehr, da

der Umgang mit dem schönen Geschlecht bey diesen Völkern noch größerm Zwange unterworfen ist.

Der Palast von St. Markus ist gewiß der schönste gothaische Palast in Europa. Das äußere ist wegen der sonderbaren zierreichen Bauart auffallend, und das Innere prächtig und majestätisch. Die großen Säle prangen mit Gemälden, die sich auf die Geschichte der Republik beziehn. Unter andern ist hier die außerordentliche Begebenheit vorgestellt, wie Kaiser Friedrich I. 1175 vom Pabst Alexander zu Venedig vom Barn mit großen Feyerlichkeiten losgesprochen wurde. Der Kaiser liegt hier, der Geschichte gemäß, zu den Füßen des Pabsts, und erhält die Absolution. Man erzählt, daß, als Kaiser Joseph II. diesen Palast besah, glaubte man aus Delikatesse ihm nicht dieses Gemälde zeigen zu müssen, man bemühte sich daher, seine Aufmerksamkeit auf andre Gegenstände zu richten; allein vergebens. Der Kaiser ward es gewahr, man sagte ihm mit dem größten Glimpf wovon die Rede sey, worauf er lächelnd versezte: „*tempi passati!*“ (vergangene Zeiten!)

Eine Sache aber, die einem beobachtenden Reisenden in diesem Palast mehr als alle Pracht und Seltenheiten auffallen muß, ist das unstätige Be-

tragen der Venetianer, sie mögen zum Palast gehören oder nicht gehören. Ein jeder erlaubt sich hier seine Nothdurft zu verrichten. Nicht allein der Eingang des Palasts, sondern die innern Treppen bis oben zu sind einer Kloake ähnlich, allenthalben sieht man das stinkende Wasser in kleinen Bächen rieseln, und alle Winkel dampfen einem entgegen. Die Edlen, die ihren Antheil hiezu redlich beytragen, achten hierauf nicht, sondern waden mit aufgehobenen Röcken durch. So geht es bis an die Saalthüren.

Vor diesem Palast stehen die so berüchtigten steinernen Löwen mit aufgesperrten Rachen, wodurch die Staatsspione oder sonstige Angeber der Staatsinquisition ihre Rapports mittheilen. Die Republik hat hier die Dichterideen realisirt, die uns in die goldne Feenzeit versetzen, wo Drachen und Löwen dem Schein nach unbelebt, allein dennoch sehr furchtbar die Hüter bezauberter Schlösser waren. In der That beschützen auch diese Löwen im eigentlichsten Verstande den aristokratischen Senat, der im Marcuspalast thront. Man hat durch sie schon unzähliche wichtige Entdeckungen gemacht, gefährliche Unternehmungen in der Geburt erstickt, und flößt noch stündlich durch ihren Anblick Furcht und Schrecken ein.

Darjenige Theil des Marcusplatzes, der nach dem Hafen zugeht, ist mit zwey Säulen geziert, die eine von schönem Granit und die andere von gemeinen Steinen, die wegen der Symmetrie nachgeahmt wurde, nachdem man aus Ungeschicklichkeit eine andere von Granit beym Anlanden hatte ins Meer fallen lassen. Beide waren aus Konstantinopel, nach der durch die Venetianer gemachten Eroberung dieser Residenz, hieher gebracht worden. Zwischen diesen freystehenden Säulen geschehen die öffentlichen Hinrichtungen der Uebelthäter, daher ein Begriff von Unehre auf diesem Zwischenraume ruht, und man auch nie sieht, daß Personen von Ansehn, noch weniger Edle zwischendurch gehen; obgleich ihr schöner Standplaz und das Gedränge der Menschen verursachen, daß Tausende diesen Skrupel nicht hegen, sondern sowohl wie alle Fremde diesen durch nichts übelbezeichneten Raum passiren.

Die Insel Rialto liegt in der Mitte der vielen Inseln, aus welchen Venedig besteht, und ist gleichsam der Mittelpunkt des venetianischen Staats, Hieher flüchteten die ersten Familien, die bey dem Einfall der Visigothen in Italien das feste Land verließen. Unter diesen war Entinopus, ein Bau-

meister, aus der Insel Candia gebürtig, der zu Padua wohnte, sich aber aus Furcht vor diesen grausamen Feinden hieher rettete. Rialto, als die vorzüglichste Insel in den Lagunen, ward von ihm und seinen Begleitern, die vier und zwanzig Familien ausmachten, zum Wohnsitz erwählt. Hier baute Entinopus dem heiligen Jakob eine Kirche, die noch vorhanden ist, desgleichen vier und zwanzig Häuser oder vielmehr Hütten für seine Gesellschafter, deren Abkömmlinge noch zum Theil die Republik beherrschen. Die zu dieser Insel gehörige so berühmte Brücke ist vom Palladio gebaut, und besteht aus einem einzigen Bogen, der über den großen Kanal geht. Diese Brücke ist ganz von Marmor, der aber hier nicht zur Pracht dient, da er unpolirt einem andern Stein ähnlich sieht; die häßlichen Buden die darauf stehn, die vielen Stufen die man herauf- und herabsteigen muß, und andere Dinge mehr, machen diese Brücke zur unbequemsten, die man sich denken kann. Sie hat größtentheils ihren Ruf ihrem großen Bogen zu verdanken, dessen künstliche Bauart aber nicht den großen Mangel der Bequemlichkeit ersezt.

So wunderbar die Lage von Venedig auch ist, so ist sie doch einem Fremden nicht so auffallend,

als der entsezliche Gestank, der ein Attribut dieses Orts, und den Ankommenden die ersten Tage über ganz außerordentlich lästig ist. Nach und nach aber werden die Geruchsnerven abgestumpft, und man findet diesen die Stadt umgebenden Qualm erträglich. Daß er der Gesundheit nicht sehr nachtheilig sey, beweist die Anzahl der Sterbenden, die hier verhältnißmäßig nicht stärker als in andern großen Städten ist. Indessen ist die Ursache dieses zunehmenden üblen Geruchs sehr beunruhigend für den Senat; denn troz aller angewandten Vorsicht, die Lagunen von dem beständig zufließenden Schlamm zu reinigen, so vermehret sich solcher, und das Wasser fällt. Man sieht an vielen Orten die unleugbaren Zeichen von der ehemaligen Höhe des Wassers, die ein unfehlbares Prognosticon der Zukunft sind. Viele sachverständige Männer behaupten sogar, daß diese unglückliche Epoche nicht über zweyhundert Jahr hinauszusetzen sey. Die so sehr bewunderte Stadt würde sodann nicht mehr bewohnbar seyn, unsere Nachkommen würden dahin reisen, sie zu betrachten, wie wir es mit Pompeja thun, bis der Schlamm ganz vertrocknet wäre, und ein ander Volk mit andern Sitten und Gebräuchen, und wahrscheinlich ohne Staatsinquisition, von den prächtigen Ruinen wieder Besitz nähme.

Die Römische Republik war nicht genauer mit der Existenz der Stadt Rom verbunden, als der venetianische Freystaat es mit der Stadt Venedig ist, da auf dieser Stadt, Staatsverfassung, Gesetze, die Daueruralter Gebräuche, politische Maximen, kurz alles gebaut ist; Gegenstände, die bey keiner Republik in der Welt so wenig abgeändert worden sind, wie hier; so wie auch keine je gewesen, die so lange bestanden hat. Es ist daher sehr natürlich, daß der Senat außerordentlich für die fortdaurende Existenz der Stadt besorgt ist. Alle hieher gehörige Vorschläge geschickter Wasserbaumeister werden angehört, und sehr oft befolgt. Man scheut hiebey keine Kosten. Die vornehmsten Reinigungsmittel, die man jezt braucht, sind ungeheure künstlich erbaute Maschinen, die auf dem großen Kanal schwimmen, und den Schlamm abzuleiten dienen; ein wirksames aber der Größe des Endzwecks nicht angemessenes Mittel.

Auch läßt die Republik bey Palestrina, einem kleinen Orte, eine Mauer im Meere, als einen Damm gegen dieses furchtbare Element aufführen. Man arbeitet schon seit vielen Jahren an dieser Mauer, die nach dem Plan zwölf italienische Mei-

len lang werden soll. Das Werk geht aber sehr langsam von statten, und dürfte wahrscheinlich nie geendiget werden. Björnståhl, ein Reisender, der, wenn es nicht auf Bibliotheken und Handschriften ankam, sich alles was man wollte aufheften ließ, und ohne es zu überdenken niederschrieb, berichtet im ganzen Ernste und sehr umständlich, daß jeder Kubikfuß dieser Mauer an Arbeitslohne zwanzig, mit den Materialien aber an sechzig Zechinen koste. Man berechne eine hohe, dicke, und zwölf italienische Meilen lange Mauer nach dieser Angabe, so kommt eine größere Summe heraus, als alles gemünzte und ungemünzte Gold und Silber auf der ganzen Erde beträgt. Und doch versichert man, daß schon ein Drittel dieses ungeheuren Werks vollendet sey, welches der Regierung denn, mit dem gelehrten Björnståhl zu rechnen, nur die Summe von ungefähr tausend Millionen Zechinen in dreyßig oder vierzig Jahren gekostet haben würde. Es ist indessen gewiß, daß die Kosten außerordentlich sind, daß aber die Größe des Uebels sie vollkommen rechtfertiget.

Dieses Uebel war im sechszehnten Jahrhundert schon so groß, daß es den Untergang der damals so blühenden Republik drohte. Ein Dominikaner-

mönch aber rettete die Stadt, und erwarb sich dadurch ein so großes Verdienst, daß der Senator Cornaro öffentlich erklärte, daß dieser Mönch der zweite Stifter von Venedig sey. Dieser auch in der Mönchskutte große Mann hieß Giocondo, und ist in Deutschland sehr wenig bekannt, daher ich hier eine nähere Nachricht von ihm geben will. Er war ein Venetianer, trat sehr früh in den Orden, und ging gleich darauf nach Rom, um dort zu studieren. Er lernte die alten Sprachen, und machte sich mit den klassischen Schriftstellern durchaus bekannt. Darauf gab er die Werke des Vitruvius und Vegetius mit Commentaren und Figuren heraus. Diese Arbeit entwickelte sein großes Talent zur Baukunst, wovon er bald einen auffallenden Beweis gab. Die große steinerne Brücke zu Verona war in Gefahr durch den Fluß Addigio zu Grunde gerichtet zu werden; man wußte nicht wie man die Grundpfähle sichern sollte. Giocondo sagte, daß er das beste Mittel in den Commentaren des Cäsars gefunden habe. Er bediente sich daher derselben Methode, die dieser große Feldherr gebrauchte, eine Brücke über die Rhone zu bauen. Die Unternehmung glückte, und der Ruhm dieses Künstlers wurde gegründet. Der König von

Frankreich Ludwig XII. ließ ihn nach Paris kommen, wo er unter andern auch die noch vorhandne Brücke Notre Dame erbaute. Bald nachher geschah es, daß er seinem Vaterlande oben berührten großen Dienst leistete. Das Wasser der Brenta führte unaufhörlich Sand und Schlamm in die Lagunen; dieser Unrath häufte sich so sehr an, daß man fürchtete, sie würden in kurzem zur Schiffahrt untauglich werden. Giocondo ließ einen Kanal graben, der einen Theil dieser Wässer nach der Seite von Chioggia leitete, wodurch der andere Theil dahin gebracht wurde, mit solcher Schnelligkeit in die Lagunen zu strömen, daß sie von ihrem Schlamm gereinigt wurden. Da einige Zeit nachher die große Brücke von Rialto nebst vielen andern Brücken durch eine Feuersbrunst verzehrt wurden, so verlangte man von Giocondo Entwürfe sie wieder aufzubauen. Er gab sie, sie wurden aber nicht befolgt; ein Vorfall, der ihn so kränkte, daß er sich nach Rom begab, woselbst er auch in einem hohen Alter starb, nachdem er in Vereinigung mit Raphael und Sangallo den Bau der Peterskirche dirigirt hatte.

Die große Menge der Brücken, wodurch die Inseln zusammengehangen werden, sind alle von

einem Bogen und ohne Geländer. Es ist merkwürdig, daß demungeachtet es sehr selten ist, daß Personen ins Wasser fallen. Dieses kommt vorzüglich daher, weil die Venetianer, so wie die Italiener überhaupt, der Trunkenheit sehr wenig ergeben sind. Ein Umstand, der in dieser Stadt zu bewundern ist, wo die Einwohner so vielen andern Zeitvertreibs beraubt sind. Es giebt hier erwachsene Personen, die in ihrem Leben kein Pferd gesehn haben. Indessen sind einige hier, die im Reitstall gebraucht werden. Leute, die nie auf dem festen Lande gewesen sind, haben keine Begriffe von Kutschen, Lastwagen, Karren, Pflugscharen, Gärten und hundert andern Dingen, die von der Cultur eines Volks ganz unzertrennlich zu seyn scheinen. Alles dieses ist sonderbar und auszeichnend, und würde in einem wahren Freiheitssitze die außerordentlichsten Wirkungen hervorbringen.

Die Republik hat in einem kleinen Bezirk sehr ansehnliche Städte, als Padua, Verona, Bergamo und Brescia. Padua, eine Stadt, die viele Jahrhunderte lang wegen ihrer Macht und als ein Sitz der Gelehrsamkeit berühmt war, stellt jezt dem Reisenden ein trauriges Bild der Vergänglichkeit dar. Die Armuth dieser so großen Stadt ist über

alle Vorstellung. Hin und wieder sieht man prächtige Kirchen und Paläste, als Denkmäler der vormaligen Flors; allein diese liegen entweder in Feldern, oder stecken in engen, krummen und kothigen Straßen, wo alle Kunst eines Palladio gleichsam verloren ist, die dieser große Baumeister hier vorzüglich gezeigt hat. In diesen dunkeln Straßen sieht man die armseligen Einwohner in Lumpen gekleidet, bleich und abgezehrt, die, Gespenstern ähnlich, in diesen Gemäuern zu spucken scheinen. Hiezu kommt die Tracht, da Männer und Weiber in abscheulichen Mänteln eingehüllt sind, die Menge der Mönche, die man in ganzen Gruppen sieht, und die vielen Klöster, die unaufhörlich durch ihr trauriges Geläute die Ohren betäuben; kurz, lauter Dinge, die die Menschheit herabwürdigen und die Freuden des Lebens verscheuchen. Die Unwissenheit hat daher auch in dieser sogenannten gelehrten Stadt ihren Hauptsitz. Der Aberglaube ist selbst in Neapel nicht stärker als hier, wo die Einwohner das Grab des heiligen Antonius beständig vor Augen haben. Die Ehrerbietung für diesen Heiligen ist so groß, daß man ihn ausschließungsweise den Heiligen (il santo) nennt. Die ihm gewidmete Kirche ist eine der prächtigsten in Italien, und von

dem berühmten Nicola von Pisa erbaut. Vorzüglich merkwürdig sind darin die überaus schönen Basreliefs, die größtentheils von Nicola selbst sind, und die Wunder des Heiligen vorstellen, wobey denn auch seine den Fischen gehaltene Predigt nicht vergessen worden ist. So außerordentlich aber auch die Armuth der Stadt ist, so unermeßlich sind doch die Reichthümer, die bey dem Grabe dieses Heilige ganz unsinnig verschwendet sind, und die diejenigen weit übertreffen, die man in Prag und Neapel bey den Gräbern des heiligen Nepomuks und des heiligen Januarius sieht.

Es herrscht in Padua ein sehr sonderbarer Gebrauch, der auch in einigen andern Städten der Lombardey statt findet. Wenn jemand seine Schulden nicht bezahlen kann, und so arm ist, daß er nicht fünf Lire im Vermögen hat, so hängt es von dem Schuldner ab, sich durch eine förmliche gerichtliche Erklärung dieser großen Armuth von allen Ansprüchen seiner Gläubiger zu befreyen. Allein mit dieser Erklärung ist eine Cäremonie verbunden, die so schimpflich ist, daß dieses Hülfsmittel höchstselten gebraucht wird. Der Schuldner muß sich nämlich auf einen Stein vor dem Rathhause mit dem bloßen Hintern setzen, und sich in dieser Stellung eine

Stunde lang von dem Volke begaffen lassen, bey welcher Scene die Sbirren präsidiren. Die mit dieser Cäremonie verknüpfte Infamie, die so groß ist, als wenn jemand in Deutschland gebrandmarkt wird, verursacht die Seltenheit solcher Farcen, die sonst in einer so armen Stadt, wie Padua, täglich gesehn, und folglich alle Wirkung verlieren würden.

Vincenza ist die Vaterstadt des Palladio, die er auch mit prächtigen Gebäuden zierte. Kein Denkmal ist aber von ihm merkwürdiger als das olympische Theater, das er hier auf Ansuchen einer gelehrten Gesellschaft erbaute, die den Namen der olympischen angenommen hatte, und ein Modell von den Theatern der Alten zu haben wünschte. Palladio nahm das Theater des Marcellus in Rom zum Muster, und führte seine Unternehmung vortreflich aus: unglücklicherweise aber starb er, ehe das Gebäude ganz vollendet und die nöthigen Zierathen angebracht waren. Dieses übernahm Scamozzi, der aber sehr unschicklich dabey verfahren ist. Dennoch ist es jezt die größte Zierde der Stadt. Palladio commentirte den Vitruvius, den Cäsar und auch den Polybius. Diese Werke sind aber nie gedruckt worden, und liegen wahrscheinlich noch in irgend einer Büchersammlung vergraben.

So klein der venetianische Staat ist, so wird doch, ihn zu regieren, alles angewandt, was nur die feinste Staatskunst erfinden kann. Nahe an einander liegende Städte werden von der Regierung auf eine äußerst verschiedene Weise behandelt; eine Politik, wovon man in keinem andern europäischen Staate ähnliche Beyspiele findet. Die Städte Vincenza und Bergamo, wovon sich erstere freywillig der Republik ergeben hat, und leztere von unruhigen und verzweifelten Leuten bewohnt wird, welche die geschicktesten Banditen in Italien sind, werden sehr gelinde behandelt. Diese immerfort dauernde Erkenntlichkeit gegen Vincenza macht dem Senat Ehre; auch ist unter allen Städten diese der Regierung am meisten ergeben. In Ansehung der Stadt Bergamo ist es nicht Großmuth, sondern Furcht. Die Lage des Orts, der Charakter seiner Einwohner, die man oft in Haufen bewaffnet auf der Landstraße mit Contrebande antrifft, machen diese Nachsicht eines unmächtigen Staats nothwendig. Eben diese Nachsicht hat man auch mit der Stadt Brescia, wegen der Lage an der mailändischen Gränze. Verona aber wird ganz anders behandelt, da man weiß, daß diese Stadt gar nicht venetianisch gesinnt ist, sondern lieber die Oberherr-

schaft des österreichischen Hauses wünschet, dessen Staaten ans veronesische Gebiet gränzen. Die unweit von hier gelegene kleine kaiserliche Stadt Roveredo, die einen blühenden Handel hat, erregt bey den Veronesern die Idee, was ihre große Stadt unter diesem Zepter seyn könnte, und rechtfertiget noch mehr ihre Abneigung gegen ihre aristokratische Regierung. Daher wird auch ohne Nachsicht gegen sie verfahren, als gegen eine Stadt, von der die Dauer des Besitzes ungewiß ist.

Man gab hier dem Kaiser im Jahr 1771 bey seiner Durchreise ein Fest, welches das einzige in seiner Art war, und ihn außerordentlich überraschte. Es war zwar nur ein Stiergefecht, allein es wurde im alten römischen Amphitheater gehalten, das, wie bekannt, inwendig vollkommen gut erhalten worden ist. Der Kaiser hatte es schon mit Bewunderung gesehn, als er vom Gouverneur zum Schauspiel dahin eingeladen ward, dessen Einrichtung aber man für den Monarchen ganz geheim hielt. Man führte ihn zum Eingange, der eben nicht außerordentlich vom Volke berennt war, er ahndete also nichts ungewöhnliches. Er stieg die alten römischen Gänge hinauf; auf einmal kam er durch eine Oeffnung zu seinem Sitze, und erblickte nun in

diesem engen Bezirke alle Einwohner der Stadt und der benachbarten Dörfer, die das Amphitheater von oben bis unten angefüllt hatten, und die sich sogleich erhoben und ihn mit Händeklatschen empfingen; ein Anblick, der den Kaiser ganz außer sich sezte.

Von allen Städten des venetianischen Gebiets aber fühlt Padua, dessen elender Zustand oben beschrieben ist, das Unglück einer harten Regierung am meisten. Die stärksten Auflagen, die strengsten Geseze, unerbittliche Strafen bey kleinen Vergehungen, und Verhinderung aller Maaßregeln, die zum Wohl des Orts gereichen. Daher die unbeschreibliche Armuth einer Stadt, die an Größe wenigen in Italien nachsteht, und eine Bevölkerung von vierzigtausend Seelen hat. Auf solche Art rächt sich Venedig für alle Unruhen und Gefahren, die Padua, als es einst blühend und unabhängig war, ihr so viele Jahrhunderte lang verursacht hat.

Bey der jezigen europäischen Staatsverfassung kommt die Republik Venedig in keine Betrachtung, und ihre so lang erhaltene Unabhängigkeit beruht blos auf der Enthaltsamkeit ihres mächtigen Nachbars, in dessen Händen ihr Schicksal ist.

Vierter Abschnitt.

Inhalt.

Mailand. Sitten der Mailänder. Neues Theater. Domkirche. Der heilige Carl Borromeo. Sardinischer Hof. Flor von Piemont. Militärverfassung dieses Staats. Parma. Piacenza. Ferrara. Bologna. Ancona. Loretto.

Kein Theil von Italien sieht einen Garten so ähnlich, als die Lombardey. Dieses schöne Land ist am meisten bevölkert, und am besten angebaut. Mailand ist darin die größte Stadt, so wie sie auch nach Rom die größte in Italien ist. Indessen ist sie, nach Verhältniß ihrer Größe, nicht stark bevölkert. Diese Stadt hat von den ältesten Zeiten her das Loos gehabt, unaufhörlich ihre Herren zu wechseln. Die Sitten der verschiedenen Beherrscher haben auf die Sitten der Einwohner gewirkt, daher diese sich auch von allen andern Italienern auszeichnen. Was bey einzelen Personen kaum merklich ist, wird hier im Ganzen auffallend. Die Spanier haben hier eine gewisse Grandezza hinter sich gelassen, die besonders dem Adel eigen ist. Die Franzosen durch ihre beständigen Kriege in diesem Lande, haben den steifen italienischen Ge-

sellschaftston bey den Mailändern gemildert, den Umgang mit dem Frauenzimmer befördert, und überhaupt einen gewissen Grad von Geselligkeit eingeführt, die in ganz Italien nicht so wie hier herrscht. Den Oesterreichern haben die Mailänder hingegen die bey ihren italienischen Landsleuten unbekannte Gastfreiheit zu verdanken, die aus Wien, dem größten Sitz dieser gesellschaftlichen Tugend, hieher kam.

Unter der weisen Administration des vortreflichen Grafen von Firmian wurde sehr viel Gutes bewirkt. Er hatte eine sehr ausgedehnte Gewalt, die nie ein Minister besser benutzte. Der stolze Adel selbst war mit seinem Betragen zufrieden, und schäzte ihn hoch. Dieser Adel ist sehr zahlreich und reich; auch zeigt er seinen Reichthum in prächtigen Kutschen, vielen Pferden und Laufern. Diese Leztern halten Mailand für die hohe Schule ihrer Kunst, daher auch von hier aus nicht allein ein großer Theil von Italien, sondern auch die südlichen Provinzen Deutschlands mit Laufern versorgt werden. Der Lohn dieser Geschöpfe an diesem ihren Stapelplatz ist natürlich wegen der Menge geringe, deswegen halten auch einzelne Edelleute deren drey, viere, auch mehrere. Ihr Hauptgeschäft

ist, ihre Herrschaften nach dem Corso zu begleiten; ein Spazierplaz, woselbst sich der Adel täglich bey gutem Wetter gegen Abend einfindet, nicht um daselbst zu Fuße zu spazieren, sondern in Kutschen auf und nieder zu fahren. Keine Conversation findet hier statt, außer sehr kurze, wenn sich die Wagen einander begegnen. Die einzige Absicht dieser Spazierfahrer ist zu sehen, oder vielmehr gesehen zu werden. Diese abgeschmackte Ergözlichkeit ist allen großen Städten in Italien gemein.

Man hat in Mailand ein neues Theater erbaut, das nur vor wenig Jahren fertig geworden ist, und für das größte und schönste in Italien gehalten wird. Es hat aber den kleinen Fehler, daß man wegen der Größe in der Entfernung nichts sehen und nichts hören kann. Die Logen des Adels sind so groß, daß man sie für Zimmer ansehn könnte; überdem sind sie alle prächtig möblirt mit kostbaren Tapeten, Wandleuchtern, Spiegeln und Sophas, nach dem Geschmack der Eigenthümer; welche Verschiedenheit eine sehr schöne Wirkung thut. Eine jede Loge hat ein daran stoßendes Cabinet, manche auch zwey zum Abtreten. Man hat für alle Bedürfnisse sehr sinnreich gesorgt, und nicht allein die Thüren, sondern auch die Oefnungen ge-

gen dem Theater zu werden nach geendigter Vorstellung mit Schlössern verwahrt. Für das Eigenthumsrecht einer solchen Loge sind bey Erbauung dieses Theaters zweytausend, dreytausend, auch viertausend Scudi bezahlt worden. Dagegen aber ist das Abonnement geringe. Ich sah in diesem Schauspielhause die schönste und prächtigste Theaterverzierung, die mir je in Italien zu Gesicht gekommen ist. Sie gehörte zu einem Ballet, betitelt, Cleopatra, worin nicht getanzt, sondern gesprungen wurde. Nie hab ich eine so elende pantomimische Vorstellung eines heroischen Sujets gesehn, als diese. Es war die größte Parodie auf die in der Geschichte so berühmte Begebenheit, die der Cleopatra und dem Antonius den Tod, und der Welt einen neuen Beherrscher verschaffte. Der Dekorateur hatte indessen alle Kunst angewandt, den Zuschauer in die unterirdischen Gewölbe von Alexandria zu versetzen, und es war ihm bis zur Bewunderung gelungen. Die Grimassen der Springer aber vernichteten die kurze Täuschung, die bey einem guten und wohlvorgestellten Trauerspiele fortdauernd und hinreißend gewesen seyn würde.

Die so sehr gepriesene Domkirche hat wenig Auffallendes. Eine große Menge Statuen und ein

Reichthum von Marmor ist das vorzüglichste an derselben. Wie bekannt, wird daran beständig gebaut, und zwar mehr das Einfallende wieder herzustellen, als den Bau zu vollenden. Man führt Vermächtnisse, Clausuln und andere Gründe zur Rechtfertigung dieser architektonischen Farce an, die so lange dauern wird, bis ein Machtspruch endlich dem Spiel ein Ende macht. Das Innere dieser Kirche, oder vielmehr das Gebäude, so wie es jezt dasteht, wurde bereits im funfzehnten Jahrhundert durch Cezariani geendigt, nachdem der berühmte Baumeister Bramante, Lehrer des großen Raphaels, den Bau untersucht hatte.

Der Schutzpatron von Mailand ist der heilige Karl Boromeo. Wenn einer aus der ganzen Legende Achtung verdient, so ist es gewiß dieser Heilige, der, außer seiner Frömmigkeit und Gottesfurcht, durch ein thätiges Leben voller Wohlthaten, die man noch empfindet, auf die Verehrung seiner Landsleute ein gegründetes Recht hat. Seine Reichthümer sezten ihn in den Stand, viele Stiftungen zu machen, und überhaupt viel Gutes zu bewirken. Er wurde bereits in einem Alter von zweyundzwanzig Jahren Erzbischof, und starb sechsundvierzig Jahr alt. Dieser Todesfall erfüllte ganz

Mailand mit Verzweiflung. Der Ruf des Verstorbenen, das Flehen seiner hinterlassenen Mitbürger, seine vornehme Familie, deren Reichthümer wahrscheinlich hiebey nicht müßig lagen, alles dies bewog den römischen Hof, diesmal die so lange hergebrachte Gewohnheit bey Seite zu setzen, vermöge welcher die Canonisation eines Heiligen erst nach funfzig Jahren geschehen kann. Sie geschah diesmal nach dreyßig Jahren. Die Mutter des Heiligen, eine Dame in sehr hohem Alter, lebte noch und genoß eines Vergnügens, daß noch nie einem christlichen Weibe zu Theil worden war, nämlich ihren Sohn in allen Kirchen verehrt, und alle Knie vor seinem Bilde gebeugt zu sehen.

Man fand hier in einer Privatbibliothek 1756 die Werke des Bramante in Manuscript, die dieser berühmte Mann über die Baukunst, Malerey und die Künste überhaupt geschrieben hat. Sie sind in italienischer Sprache gedruckt, ich zweifle aber sehr, daß sie ins Deutsche übersezt sind.

Der Sardinische Hof genießt seit langer Zeit den Ruhm, sowohl in der Staatskunst, als im Finanzfach und in der Militärverfassung ein Muster

zu seyn. In der That ist die durch alle Künste der Politik erworbene Krone und das respektable Ansehn, worin sich dieser kleine Staat gesezt hat und noch erhält, ein Beweis einer vortreflichen Staatskunst. Zu dem System derselben waren durchaus viele Truppen nöthig, und diese zu unterhalten, sezte eine wohlgeordnete Staatswirthschaft voraus, die man hier auch findet. Der König ist selbst ein großer Oekonom: alles an seinem Hofe sogar wird mit einer ausnehmenden Sparsamkeit verwaltet. In keiner großen Stadt in Italien ist der Adel so arm wie hier, daher er auch mit geringen Besoldungen zufrieden ist. Diese sind selbst den Ministern an auswärtigen Höfen sehr sparsam zugemessen, wie denn z. B. die sardinischen Gesandten in Holland und Genua jährlich nach unserm Gelde nur dreytausend Reichsthaler haben.

Kein Edelmann darf reisen, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs; diese muß er auch haben, wenn er andern Mächten dienen will. Allein Geld außerhalb Landes zu leihen, ist durchaus verboten. Der Adel ist hier käuflich, so wie in ganz Italien. Wenn ein Fremder sich in diesem Lande etabliren will, so muß er sich förmlich naturalisiren lassen, und den Eid der Treue schwören.

Die Piemonteser werden für die italienischen Gasconier gehalten. Es ist wahr, daß sie einen zu hohen Werth auf ihre sonst wohlgegründeten Vorzüge legen. Ihr Land ist in größerm Flor als irgend eines in Italien, so wie sie auch alle andere Nationen dieses Landes an Thätigkeit und Industrie übertreffen. Ein gleiches gilt von der guten Ordnung, die in allen Theilen der Staatsverwaltung herrscht; ja selbst die Polizey, die fast allenthalben in Italien schlecht ist, zeichnet sich hier aus, ob man gleich noch viele wesentliche Dinge vermißt. So ist z. B. die Hauptstadt selbst nicht des Nachts erleuchtet, und andere Dinge mehr. Indessen fehlt es nicht an der jenseit der Alpen so seltenen Reinlichkeit, wovon der König in seinem Palast das Beyspiel giebt. Da Regelmäßigkeit in diesem Lande gleichsam einheimisch ist, so ist auch die Residenzstadt in ihrer Bauart ein Muster derselben, das man aber glücklicherweise nirgends nachahmt; denn die große Einförmigkeit ist zwar anfangs auffallend, ermüdet aber bald. In der Po-Straße z. B. die zu den besten in Turin gehört, sind alle Häuser von einerley Höhe, wodurch alle Annehmlichkeit fürs Auge verloren geht.

Der Flor von Piemont beruht vorzüglich auf den Seidenhandel. Die Engländer allein holen jährlich für zweimalhunderttausend Pfund Sterl. Seide aus diesem Lande, und zwar größtentheils für baares Geld, da auf die englischen Manufakturwaaren hier so hohe Zölle gelegt sind, daß man sie nicht viel besser als ein gänzliches Verbot ansehn kann. Sollten die Engländer einst einen bessern Markt zum Einkauf dieser Waare finden, so würde nicht allein der piemontesische Handel einen tödtlichen Stoß leiden, sondern der Flor des Landes überhaupt würde mit einemmal aufhören.

Es ist merkwürdig, das Piemont nie einen guten Dichter hervorgebracht hat: auch in allen andern schönen Künsten haben sich die Piemonteser nie ausgezeichnet; einige Zweige der Wissenschaften aber sind von ihnen mit Erfolg cultivirt worden.

Man hat gewöhnlich von der Macht dieses Staats sehr unrichtige Begriffe, und unsere Zeitungsschreiber ermangeln nie, wenn von Allianzen die Rede ist, den König von Sardinien mit hinein zu flechten, um das Gleichgewicht von Europa zu erhalten; ein Fürst, der, ohne Subsidien zu bekommen, nach Besetzung seiner Festungen nur wenige tausend Mann ins Feld stellen kann. Dieses

kommt von dem nicht allein in Deutschland, sondern auch fast durchaus herrschenden Vorurtheile her, daß nämlich die Truppen des Königs von Sardinien vortreflich wären. Ein deutscher sachkundiger Beobachter aber wird sie im Wesentlichen nicht viel besser als alle italienische finden. Sie zeichnen sich nicht aus, weder durch einen martialischen Geist, noch durch hohe Begriffe von Ehre, die selbst, wenn sie überspannt sind, hier eher nutzen als schaden, noch weniger durch ihre Kriegsübungen und Kenntniß der Taktik, sondern blos durch das Aeußere. Es herrscht bey ihnen eine gewisse Ordnung und Regelmäßigkeit, wovon die andern Truppen in Italien nichts wissen. Hiezu kommt ein richtiger Sold. Die vielen Festungen in Piemont veranlassen schlechterdings eine Art von Ordnung beym Militärdienst, die bey vielen Reisenden die vortheilhaftesten Begriffe erzeugt haben, zumal in Vergleich mit ihren Nachbarn; desgleichen verursachen sie, daß sich mancher Offizier auf die Befestigungskunst legt, und sich darin auszeichnet. Alles dieses aber macht die Truppen noch nicht vortreflich, daher die ganze jezt nicht viel über zwanzigtausend Mann betragende sardinische Armee in freyem Felde gegen eine Berliner Wachtparade wohl nicht lange

aushalten dürfte. So gering die Anzahl dieser Truppen ist, so zählt man doch dabey siebenzig Generals.

Der königliche Titel, wenn er gleich dem Regenten ein höheres Ansehen verschafft, trägt doch zur Vermehrung seiner Macht nicht das geringste bey, da diese blos auf dem Werth seiner Staaten beruht. Das Königreich Sardinien bringt dem königlichen Schatze fast gar nichts ein, da dessen geringe Einkünfte kaum für den im Lande befindlichen Civil- und Militär-Etat hinreichen. Eine gleiche Bewandniß hat es mit Savoyen, so daß alles von dem Herzogthume Piemont abhängt; daher man sagen kann, daß hier der Herzog den König ernährt. Die Einkünfte dieses Landes sind zwar sehr beträchtlich; allein nicht so, daß der König auf dem politischen Theater von Europa für sich eine Rolle spielen kann. Ueberhaupt sind die königlichen Einkünfte nicht über fünf Millionen Reichsthaler, und die Volksmenge in Piemont beträgt nicht völlig funfzehnhunderttausend Seelen.

Die der ganzen Lombardey eigene Fruchtbarkeit trifft man auch in den Herzogthümern Parma und Piacenza an, die im Mittelpunkt dieses Landes liegen. Indessen ist hier weder die Bevölkerung noch die Industrie sehr groß, desto häufiger aber ist das spanische Geld. Das Auszeichnende von Parma sind die Meisterstücke des Corregio, die hier Kirchen und Paläste zieren. Stolz auf die Werke dieses großen Künstlers, sucht man in dieser Stadt eben nicht durch andere Künste zu glänzen, wie denn die Baukunst hier ungemein vernachläßigt wird. Wenn man das Alter der Stadt, ihre Größe, Volksmenge, und daß sie die Residenz eines Fürsten ist, in Erwägung zieht, so erstaunt man, hier so wenig schöne Paläste und Kirchen zu finden, die doch in Italien so häufig sind.

Das so berühmte große Opernhaus allhier ist das Studium aller Baumeister, weil es die ganz besondere Eigenschaft hat, daß selbst die in der größten Entfernung dieses ungeheuern Umfangs gesprochene Worte allenthalben sehr genau verstanden werden. Die uns noch ziemlich unbekannten Gesetze des Schalls haben dem Baumeister dieses Schauspielhauses nicht zur Richtschnur dienen können, daher man füglich annehmen kann, daß eine noch nicht

entdeckte zufällige Ursache diese Wirkung hervorgebracht habe. Der preußische Oberste von Knobelsdorf, der das Opernhaus in Berlin gebaut hat, vorher aber eine Reise nach Italien that, hielt sich lange in Parma auf, um die Verhältnisse dieses Theaters zu studiren. Es ist unstreitig das größte in ganz Europa; der zu den Vorstellungen erforderliche ausserordentliche Aufwand aber ist Ursache, daß seit mehr als vierzig Jahren nicht darauf gespielt wird.

Was Parma an Werken der Baukunst fehlt, ist hingegen in dem so wenig bevölkerten Piacenza im Ueberfluß zu finden. Sie ist unstreitig die schönste Stadt in der ganzen Lombardey. Man glaubt nicht eine Provinzialstadt, sondern die Residenz eines großen Monarchen zu sehen. Allenthalben wird man Spuren der Kunst und Prachtliebe des Farnesischen Hauses gewahr, das hier mit königlichem Glanze residirte. Man sieht hier lange, große und breite Straßen mit herrlichen Palästen und öffentlichen Gebäuden angefüllt, desgleichen Plätze mit schönen Springbrunnen geziert. Auf dem vornehmsten Plaz der Stadt stehen zwey Statuen zu Pferde, des berühmten Feldherrn Alexander Farnese und seines Sohns Ranuccio, die von allen Kennern unter die vortreflichsten Werke dieser Gattung gerechnet

werden. Auch die Kirchen sind mit Kunstarbeiten großer Meister angefüllt, der Carrache, Guerchino und anderer.

Nahe bey dieser Stadt war es, wo der berühmte Kardinal Alberoni seine leztern Lebensjahre in der Stille zubrachte, nachdem er eine so glänzende Rolle in Europa gespielt hatte.

Man erschrickt, wenn man aus den Städten der Lombardey nach der dem Pabst gehörigen Stadt Ferrara kommt. Es hat an diesem großen und wohlgebauten Orte das Ansehen, als ob die Pest darin aufgeräumt hätte. Es fehlt nicht an schönen Palästen und prächtigen öffentlichen Gebäuden, aber alles ist öde. Man sieht keine Menschen, und hundert von Häusern stehn leer; ein stärkerer Beweis von den traurigen Folgen einer schlechten Regierung ist schwer zu finden. Auch halten sich Reisende gewöhnlich hier gar nicht lange auf, sondern eilen fort, sobald sie bey dem hier befindlichen Grabe Ariosts dem Andenken dieses unsterblichen Dichters ihre Verehrung gezollt haben.

Das unweit davon gelegene Bologna hingegen ist in einem weit bessern Zustande, weil die Regierung hier nicht ganz päbstlich ist. Diese große und volkreiche Stadt hat das Auszeichnende, daß sie die

einzige in ganz Europa ist, welche unter einem souveränen Fürsten die republikanische Regierungsform behauptet. *) In der That ist die Macht des Legaten, der hier als päbstlicher Statthalter residirt, sehr eingeschränkt, weil alles vom Senat abhängt. Dieser hält sogar in Rom selbst beständig einen Gesandten, der dieselbigen Vorrechte allda hat wie die Minister großer Mächte, an denen er sich auch anschließt. Die Lage der Stadt Bologna, und ihre weite Entfernung vom Kirchenstaat, sind Ursache, daß man sie im Genuß der alten Freiheit läßt, die man unfähig seyn würde ihr mit Gewalt zu nehmen, so wenig als Ferrara zu behaupten, wenn das Haus Este seine so wohl gegründeten Ansprüche auf dieses Herzogthum hervorsuchen wollte.

Sowohl hier als in vielen Städten der Lombardey herrscht die Gewohnheit, daß durch alle Straßen auf beiden Seiten bedeckte Porticos gebaut sind, die zwar wider den Regen und die Sonne schützen, aber auch vielen Nachtheil erzeugen. Sie entstellen die Straßen und machen sie enge, verbergen die schönen Werke der Baukunst, die für den Anblick gleich-

*) Daß man Neuchatel hier nicht in Vergleichung bringen könne, wird jeder einräumen, dem die Verfassung dieses Fürstenthums bekannt ist.

sam verloren sind, und verursachen, daß man das Steinpflaster in der Mitte ganz vernachläßigt, das mit einem ewigen Koth angefüllt ist. Ueberdem sind diese Porticos bey Nachtzeiten in nicht erleuchteten Städten sehr gefährlich. In der Dunkelheit, worin die Menschen hier herumtappen, haben die Räuber und Mörder freyes Spiel. Die erstern sind jedoch weit seltener als die leztern. Ich habe mich bemüht, davon die Ursache aufzufinden, weil dieses der Fall in ganz Italien ist; einem Lande, wo die Armuth so drückend ist, und man sogar Banditen für eine Kleinigkeit erkaufen kann. Die Ursache ist wohl keine andere, als daß Diebe und Räuber von ihren Beichtvätern zu Wiedererstattung des Entwendeten strenge angehalten werden, und ihnen bis dahin die Absolution versagt wird, dahingegen der Mörder, er mag mit dem Tode, oder mit der Galeerenkette, oder auch gar nicht gestraft werden, solche ohne Anstand in der besten Form erhält.

Bologna hat einen großen Schatz an kostbaren Schildereyen und andern Kunstwerken; indessen sieht maa unter den Palästen und Kirchen allhier wenig Auszeichnendes. Die besten der leztern sind in Vergleich mit denen zu Rom, Florenz, Genua und Venedig schlecht zu nennen; wobey ich allein

die Kirche des heil. Petronius ausnehme, worin die berühmte Mittagslinie des Cassini befindlich ist, die man in der Mitte dieses Jahrhunderts wieder erneuert hat. Bologna ist der Sammelplaz aller italienischen Tonkünstler, Castraten und Schauspieler, die Engagements suchen; sie finden sich hier ein, weil man aus allen Ländern sich nach dieser Stadt wendet, um solche Personen zu verschreiben; eben so wie Leipzig der Stapelplaz für Hofmeister des deutschen Reichs ist: daher gehören auch die Schauspiele in Bologna zu den besten in Italien, und sind überdem die wohlfeilsten in ganz Europa.

Das sogenannte bolognesische Institut, das in Italien bis zum Himmel erhoben wird, ist eine überaus große Sammlung von allen zu einer jeden Wissenschaft und Kunst gehörigen Dingen, die hier vereinigt zu finden sind. Es ist gleichsam eine sinnliche Encyklopädie. Die Bibliothek enthält seltene Sachen; unter den vorzüglichsten rechnet man eine große Anzahl Foliantenbände, die Naturgeschichte betreffend, worin die Produkte der drey Naturreiche mit Farben vortreflich gemalt sind. Zu dem Institut gehört ferner ein Naturalienkabinet, eine Kunstkammer, eine Sternwarte, ein anatomisches Theater, Kunstmodelle aller Arten u. s. w. Alles die-

ses macht, weil es hier zusammen gefunden wird, und nicht wie sonst in der übrigen Welt abgesondert ist, ein auffallendes Ganze aus, dessen Theile aber eben nicht viel Auszeichnendes haben, sondern größtentheils zu den Alltagsgegenständen großer Städte gehören. Es ist daher sehr füglich mit dem Arsenal von Venedig zu vergleichen, wovon ich im zweiten Abschnitt dieses Bandes geredt habe, das auch blos wegen der Vereinigung der mannichfaltigen Kriegsbedürfnisse den großen Ruf erhalten hat. Der unbefangene Beobachter läßt sich jedoch hierdurch nicht irre machen, sondern zergliedert die Gegenstände, wie sie sich darstellen.

Der Pabst Lambertini, ein Bologneser, der 1758 starb, ist der Stifter dieses Instituts; er sparte dabey weder Geld noch Mühe: es sollte vorzüglich dienen, der hiesigen sogenannten Universität nicht allein aufzuhelfen, sondern ihr eigentlich einen ganz außerordentlichen Flor zu geben. Des Pabsts Absichten waren freylich recht gut; allein es gehört etwas mehr dazu, Kenntnisse zu verbreiten, oder vielmehr solche dahin zu pflanzen, wo keine sind. Hier ist dieses äußere Gepränge ein wahres Kinderspiel, auch sind aus diesem scientifischen trojanischen Pferde noch keine Weisen herausgegangen.

Ancona würde unter einer weisen Regierung die größte Handelsstadt in Italien seyn, so wie sie ehmals zu den vornehmsten in Europa gehörte. Indessen sieht man noch viele Spuren ihrer vorigen Wichtigkeit, und einen nicht unbeträchtlichen Handel, der nur in Vergleich mit ihrem vergangenen Zustande gering ist. Dies ist die einzige Stadt im Kirchenstaat, wo man eine Anzahl Manufakturen und Fabriken findet. Ueberhaupt wird man hier eine Industrie und Thätigkeit gewahr, die im südlichen Italien unbekannt ist. Der Adel schämt sich hier nicht merkantilische Gewerbe zu treiben, daher denn auch die vornehmsten Familien des Landes zu gleicher Zeit die größten Kaufmannshäuser formiren. Sogar die Juden, die in Rom selbst arm sind, und wie im Kerker leben, sind hier reich, und genießen große Freiheiten. Diese der päbstlichen Schatzkammer so vortheilhafte Industrie ist die Frucht des Entschlusses, Ancona zu einem Freihafen zu erklären, welches vor ungefähr funfzig Jahren geschah. Man sieht hier noch viele Alterthümer, worunter vorzüglich der vom Trajan im Hafen aufgeführte marmorne Damm befindlich ist, in dessen Mitte der bekannte Triumphbogen dieses Kaisers steht, den man ziemlich wohl erhalten hat.

Loretto stellt das sonderbare Schauspiel einer ansehnlichen Stadt dar, die sich ganz vom Aberglauben nährt. Die erstaunliche Menge Pilger und Reisende, die das heilige Haus besuchen, die vielen Reliquienhändler, die Rosenkranz- und Scapulierkrämer u. s. w. verschaffen den dürftigen Einwohnern dieser Stadt Subsistenz, die sonst mitten unter den hier aufgehäuften Reichthümern verhungern würden. Man hat hier auch viele Buden, worin man Marienbilder und Schaumünzen verkauft, die durch die Berührung des heiligen Hauses einen besondern Werth erhalten haben. Ich will hier keine Beschreibung dieses sogenannten Heiligthums machen, das bekannt genug ist, so wohl als die zum Besuch gehörige Cäremonien der Andächtigen, die alle auf den Knien herumrutschen; ein Anblick, der den Fremden außerordentlich auffällt. Diese guten Leute werden indessen für ihre beschwerliche Mühwaltung durch die angenehmen andächtigen Empfindungen belohnt, die in ihnen das heilige Haus erweckt, welche oft in Freudenthränen ausbrechen, wovon freylich der bloße Beobachter nichts weiß.

Die Schätze werden in einem großen und prächtigen Saal in Schränken aufbewahrt. Obgleich

man mit Grunde zweifeln kann, daß nicht viele von den hieher geschenkten kostbaren Edelsteinen mit kluger Vorsicht ausgetauscht worden sind, so formirt dennoch die Menge der wahrhaft guten Kleinodien, nebst den erstaunlichen Reichthümern an Gold und Silber, einen überausgroßen Schatz, der vielleicht der größte ist, den die Andacht je auf unserer Erde zusammengehäuft hat. Es würde klugen und entschlossenen Kapern gar nicht schwer fallen, diese Reichthümer abzuholen. Es ist in der That unbegreiflich, daß die barbarische Corsaren keine Versuche dieser Art gemacht haben. Die Stadt ist mit fünfhundert Mann elender Truppen besezt, die auf keine Vertheidigung vorbereitet sind, und deren Widerstand, wenn der Angriff in der Nacht geschähe, vollends höchst unbedeutend seyn würde. Man hat zwar Anstalten getroffen, in einem solchen Fall durch Signale das ganze Land in Bewegung zu bringen; allein dieses würde vergeblich seyn, wenn die Unternehmung mit der nöthigen Klugheit und Geschwindigkeit ausgeführt würde. Ich behaupte, daß der glückliche Erfolg sodann nicht fehlen könnte, und daß blos die Erhaltung der Lorettoschen Reichthümer dem Mangel an Kenntnissen zuzuschreiben sey, der, wie bekannt, bey diesen

unwissenden Seeräubern sehr groß ist. Loretto liegt in einer sehr geringen Entfernung vom Meere, und nichts ist leichter als am Ufer in bewafneten Schaluppen zu landen. Fiele es den Engländern je ein, feindselig gegen den römischen Hof zu handeln, so würden ihre Kaper gewiß den Weg zum heiligen Hause finden. Ich gebe zu, daß eine solche Handlung bey allen katholischen Völkern Abscheu gegen die englische Nation einflößen würde. Hieran aber dürften sich die Kaper wohl nicht kehren, da der Gegenstand zu groß und zu außerordentlich wäre, um nicht alle andre Betrachtungen zu überwiegen.

Fünfter Abschnitt.

Florenz. Adel. Schauspiele. Sprache. Litteratur. Nationaleinbildung. Künste. Gallerie. Palast Pitti. Oeffentliche Gebäude. Pisa. Domkirche. Hangender Thurm. Heiliger Gottesacker. Brücke. Bäder. Universität. Sienna. Livorno. Projekt zur Erbauung des Tempels zu Jerusalem. Russen in Livorno und deren Betragen. Ungedruckte Anekdote, eine außerordentliche Begebenheit betreffend. Quarantaine. Kaffeehäuser. Besondere Gastfreiheit

Toscana ist unter der jetzigen Regierung das glücklichste Land in Italien. Weise Gesetze,

ein blühender Handel, und eine steigende Cultur unter einem schönen Himmel. Es mangelt aber den Toscanern sehr an der gehörigen Kenntniß ihres Glücks. Wie weit läßt ihr Beherrscher selbst die besten der Medicis hinter sich zurück! Hat er gleich nicht ein so glänzendes Gefolge von Künsten, wie Cosmus sie in seinem verewigten Jahrhundert hatte, so übertrifft er ihn doch in seinen ausgebreiteten Kenntnissen und in seiner eifrigen Vorsorge für sein Volk, die bey ihm Leidenschaft ist. Künftige Geschlechter werden erst die Früchte der vortreflichen Anstalten und Verordnungen ärnten und in ihren Herzen dem weisen Leopold würdige Denkmäler errichten. Es ist merkwürdig, daß dieser Fürst erst seit einigen Jahren den Werth der schönen Künste kennt und schäzt. Ganz mit der Regierungskunst und den nützlichen Künsten und Wissenschaften beschäftigt, sah er seine herrliche Gallerie mit großer Gleichgültigkeit an. Keine Anstalt zu ihrem Vortheil; ja nicht einmal ein Besuch, außer die cäremonienmäßigen bey der Anwesenheit durchlauchtiger Gäste. Diese Kälte machte oft die Kunstliebhaber seufzen, und war für Reisende befremdend. Z. B. die so bewunderte Gruppe der Niobe mit ihren Kindern, die man 1771 aus

dem Palast Medicis in Rom genommen, und nach Florenz gebracht hatte, war viele Jahre im Palast Pitti, in einem schlechten Geräthezimmer, unter unbrauchbaren Mobilien hingestellt, und wartete lange auf einen würdigen Plaz. Endlich ist er ihr zu Theil worden, da sich die Scene für die schönen Künste in Florenz so glücklich verändert hat. Durch erweiterte Kenntnisse hat der Großherzog wahrscheinlich den großen Werth der Künste schätzen lernen, denn er ist seit kurzem ihr eifrigster Beförderer geworden.

Das Vorurtheil, eine außerordentliche schöne Stadt zu sehn, womit ein Reisender gewöhnlich nach Florenz kommt, betrügt diejenigen, die ihre Erwartungen zu hoch gespannt, und andre schöne Städte gesehn haben. Unmöglich kann ein unbefangener Mann, der Europa durch gethane Reisen kennt, mit übermäßiger Bewunderung von der Schönheit dieser Stadt reden, die alles Lob verdient, aber doch ihres Gleichen hat. Eine Anzahl schöner Statuen, die in der Stadt zerstreut stehn, und zum Theil sehr unschicklich placirt sind, folglich oft wenig ins Auge fallen, machen doch nicht allein die Schönheit einer Stadt aus. Das so gerühmte Steinpflaster, das aus großen Steinen

besteht, ist gut, hat aber bey weitem nicht die Bequemlichkeit der Fußwege in den Straßen zu London, ja es ist nicht besser, als wie man es in Venedig, Genua, und andern Städten in Italien sieht. Hier sind keine große und breite Straßen, keine prächtige Pläze, kurz nichts Auffallendes im Aeußern, als einige Paläste und öffentliche Gebäude, die Domkirche, das Batisterio, worin alle Kinder der Stadt getauft werden, verschiedene andre Kirchen, und eine schöne Brücke über den Arno; hiezu kommen die vorbesagten Bildsäulen; alles übrige hat nichts Auszeichnendes. Der große Plaz, wo der alte großherzogliche Palast *(palazzo vechio)* steht, ist der unansehnlichste von allen, obgleich verschiedene schöne Statüen und Gruppen hier angebracht sind, die mit dem schlechten gothischen Palast einen widrigen Contrast machen. Sonst ist der Plaz mit gemeinen Häusern und der sogenannten Logia besezt, die zur Zusammenkunft der Kaufleute bestimmt ist. Unter den Arkaden derselben sind einige der vortreflichsten Werke des Meisels aufgestellt. Der Anblick von Florenz ist ebenfalls nicht schön, von welcher Seite man sich auch nähert, so wenig als von den Terrassen des großherzoglichen Gartens, Boboli, wo man die

Stadt übersehn kann. Der Prospekt aber von hier in die umliegenden Gegenden, und besonders ins Arnothal ist sehr reizend, wo man eine Menge kleiner Hügel und Weingärten sieht; allein Florenz selbst hat an dieser schönen Aussicht nur geringen Antheil. Dieses also ist das Wunder einer schönen Stadt, von welcher einer ihrer Großherzoge zu sagen pflegte, daß man sie den Fremden nur des Sonntags zeigen sollte. Vielleicht mochte diese Pralerey im sechszehnten Jahrhundert wohl einigen Grund haben, da außer Italien allenthalben die Künste noch in der Wiege lagen, und selbst die vornehmsten Städte in Europa mit hölzernen Häusern angefüllt waren. Allein die Zeiten haben sich sehr verändert.

Der florentinische Adel ist arm, so reich er auch zu den Zeiten der ersten Medicis war. Damals beschäftigte er sich aber auch noch mit der Handlung, die allein den Staat so empor gebracht hatte. Seit langer Zeit hingegen hat man diese Quelle des Reichthums verachtet, so daß ein florentinischer Edelmann sich zu entehren glauben würde, wenn er das Gewerbe des großen Cosmus treiben sollte. Die Armuth des Adels verursacht, daß der Aufwand desselben nicht besonders glänzend ist, allein

er steht dennoch mit den Einkünften in keinem Verhältniß. Es sind daher schon lange Prachtgesetze auf dem Tapet gewesen, und wenn der Grundsaz richtig ist, daß der Luxus einen großen Staat bereichere, aber einen kleinen zu Grunde richte, so kann es nicht fehlen, daß die Abstellung desselben in diesem Lande die vortheilhaftesten Wirkungen hervorbringen müsse.

Der Großherzog hat auch, diesem Uebel abzuhelfen, schon 1782 sehr weise Maaßregeln ergriffen. Nicht durch Gesetze, denen man durch List ausgewichen wäre, und die in diesem Fall gewiß fruchtlos gewesen wären, sondern durch eine schriftliche Ermahnung an sein Volk, und durch sein eigen Beyspiel. Niemand wird ihm an seinem Hofe, nach seiner ausdrücklichen Erklärung, willkommener seyn, als Personen in einem prachtlosen Aufzuge; dieses wird der Maaßstab seyn, wonach er sich bey Besetzung der Stellen und Ehrenämter richten wird. Er empfiehlt den Reichen ihren Glanz in Aufmunterung der Künste, der Manufakturen, des Ackerbaues, und in wohlthätigen Handlungen zu zeigen. Auch die Toscanischen Tribunäle haben weise Verordnungen erhalten, die in Italien eine außerordentliche Erscheinung waren. Der Groß-

herzog empfiehlt besonders den Criminalgerichten, über die Freiheit der Menschen nicht zu leicht zu entscheiden; bey den Verhören Menschlichkeit, und bey den Eiden Behutsamkeit zu zeigen; die Prozesse so sehr als möglich zu beschleunigen; das Elend der Gefangenen in den Kerkern zu mildern, und sie nicht länger, als unumgänglich nöthig ist, darin schmachten zu lassen. Die Jagd hat er auch eingeschränkt, weil er sie für ein barbarisches Vergnügen hält.

Der Großherzog ist kein besonderer Freund des Theaters, doch liebt er Komödien mehr als Opern, daher auch bisweilen eine französische Schauspielertruppe hier spielt. Dieses war auch der Fall bey meinem leztern Aufenthalte im Jahr 1780. Die Gesellschaft war nicht schlecht, sondern so gut wie irgend eine in den französischen Provinzen; allein sie spielten vor leeren Bänken, und ohne die Wohlthaten des Fürsten und die Beyträge des Adels, der es Schande halber thun mußte, hätten sie verhungern müssen. Der widersinnige Gebrauch im Opernhause, in den Logen während der Vorstellung Karten zu spielen, herrscht hier so sehr, wie an einem Ort in Italien. Der Lärm, den dieses verursacht, sowohl als die beständigen Besuche aus einer Loge in die andere, vernichten oft das Vergnügen

der andern Zuschauer bey den schönsten Arien. Allein sie sind es gewohnt, und eine vorüberrauschende Empfindlichkeit ist alles, was sie bey solcher Gelegenheit äußern. Sonst ist es dem Ton der vornehmsten italienischen Damen überhaupt gemäß, keine Aufmerksamkeit auf das Schauspiel zu zeigen. Dieses überlassen sie dem bürgerlichen Frauenzimmer. Ja einige affektiren die größte Unempfindlichkeit bey den vortreflichsten Arien der besten Sänger, und wählen auch wohl diese Augenblicke, wo alles Ohr ist, und die größte Stille herrscht, sich laut zu unterhalten. Nur die Ballette sind der Talismann, der sie aus ihrer Gleichgültigkeit reißt. Dieser Reiz ist unwiderstehlich, und erhält die Aufmerksamkeit, wenn gleich die geschmacklosesten Tänze viele Tage hinter einander wiederholt werden. Ueberhaupt sind die Italiener in diesem Theil des Schauspiels noch sehr zurück. In ihren Balletten ist Erfindung sowohl, als Anordnung und Ausführung, gleich schlecht. Da die Geberdensprache ohne Karrikatur, nebst allen Talenten, die den großen Schauspieler bilden, in diesem Lande gänzlich unbekannt sind, so kann man auch keinen wahren Ausdruck von den italienischen Tänzern erwarten. Im Komischen sind ihre Geberden Karrika-

tur, und im Ernsthaften nichts wie Grimassen. Ihre Stärke besteht in Springen, und in unanständigen Stellungen; allein man sieht keine Spur von Tanzkunst, wovon Noverre die schöne Theorie gegeben und durch wundervolle Beyspiele bestätigt hat. Diese sogenannte Ballette dauren Stunden lang, und die Italiener können sich nicht satt daran sehn. Es ist Schade, daß man zu diesen Possenspielen oft die prächtigsten Theaterverzierungen machen läßt, die alle Bewunderung verdienen.

Die Hauptleidenschaft der Florentiner aber ist, so wie in ganz Italien, vorzüglich Gesang und Buffonerien. Sie hassen jede Art von Schauspiel, wobey man denken muß, und nehmen dagegen mit allen vorlieb, was nur ihre groben Sinne rührt. Während meines Aufenthalts allhier sollte die verlassene Dido van Metastasio gegeben werden; allein die erste Sängerin, welche die Rolle der Dido spielen sollte, erkrankte plötzlich; demungeachtet ward diese Oper, wo die Dido als Heldin des Stücks, um welcher sich die ganze Maschine wie um den Mittelpunkt herumdreht, ganz unentbehrlich ist, aufgeführt, und zwar viele Tage hinter einander; die Rolle der Dido blieb ganz weg, man ahe also die Dido ohne die Dido. Wenn der Saz

jenes Philosophen wahr ist, der behauptete, um ein Volk kennen zu lernen, dürfte man nur dessen Schauspiele beobachten, so kann man wohl keine vortheilhafte Meynung von den Italienern haben.

Die Toscanische Sprache, vorzüglich die in Sienna, wird für die beste in Italien gehalten. Da diese Provinz die besten Schriftsteller hervorbrachte, und sich am meisten mit Verbesserung der Sprache beschäftigte, so gaben sie bey allen ihren Nachbarn den Ton an. Obgleich man aber den Toscanern in Ansehung der Schreibart gefolgt ist, so hat man doch ihre affektirte Aussprache ihnen überlassen. Es ist merkwürdig, daß diese eingebildete Schönheit von keiner andern italienischen Provinz nachgeahmt worden ist Im Gegentheil ist das Sprüchwort bekannt: Lingua Toscana in bocca romana (die toscanische Sprache in einem römischen Munde.) Unter andern Abweichungen in Betracht der Aussprache, sprechen die Toscaner niemals das c aus, sondern verändern es in ein h, z. B. casa, hasa; cavallo, havallo; chiesa, hiesa; u. s. w, Diese Affectation ist sehr alt; schon zu Dante's Zeiten war sie bey den Florentinern im Gebrauch, der in seinem berühmten Gedichte sagt,

daß die Seelen in der andern Welt hieran sein Vaterland erkannt haben.

Nirgends hat man so sehr an Verbesserung der Sprache gearbeitet als hier, und dennoch kann eine Nation, die so vortrefliche Dichter gehabt hat, keinen einzigen eleganten Prosaisten aufweisen. Man hält Algarotti für das beste Muster in der italienischen Prosa, allein wie tief ist dieser Schriftsteller nicht in seiner Schreibart unter den vortreflichsten Prosaisten Englands, Frankreichs und Deutschlands! Die hiesige Academie della Crusca ist also ein neuer Beweis, wie fruchtlos dergleichen Sprachgesellschaften sind. Sie hat nicht mehr ausgerichtet, als die französische Akademie in Frankreich, und unsere weiland berüchtigte fruchtbringende Gesellschaft.

Es kommen hier viele gelehrte Werke heraus, die aber so pedantisch und geschmacklos sind, als wenn sie nicht im achtzehnten Jahrhundert, sondern im mittlern Zeitalter geschrieben wären. Auch alte klassische Werke werden neu gedruckt, oft mit Commentaren oder Noten, welche die geringe Aufklärung selbst des sich in Italien so auszeichnenden Toscanischen Staats unwidersprechlich beweisen. Keine Dichter haben sie jezt gar nicht, wohl aber eine

zahllose Menge Sonettenfabrikanten. Ich habe schon im ersten Abschnitt von dem elenden Zustande des hiesigen Buchhandels geredt, der ehemals hier sehr blühend war. Dieser wird wahrscheinlich noch sehr lange so wie er jezt ist bleiben, da man verhältnißweise hier gar nicht liest. Bisweilen erscheinen wohl italienische Bücher in Florenz, Parma ꝛc. mit großer typographischer Schönheit gedruckt, diese sind aber gewöhnlich auf fürstliche Kosten, oder doch durch große fürstliche Unterstützung hervorgebracht, und sind nichts weniger als Beweise von dem Flor des Buchhandels in diesem Lande, der doch ein unverwerflicher Maaßstab der Cultur einer Nation in unsern Zeiten ist.

Da die Italiener nun weder reisen noch lesen, noch andre europäische Sprachen verstehn, so ist ihr Zurücksinken nicht allein natürlich, sondern es wird auch begreiflich, daß ihnen selbst dieser Zustand verborgen bleibt. Der durch seine Reisen bekannte Irländer Sherlock unternahm es 1777, sie zu belehren. Da er ziemlich wohl die italienische Sprache verstand, so schrieb er in derselben ein Buch, worin er ihre jetzige Litteratur beleuchtete, und ihnen ihre Geschmacklosigkeit und krasse Unwissenheit unleugbar bewies. Die großen Namen Shakspear,

Richardson, Pope und viele andere erschienen hier zum erstenmal mit Lobsprüchen in einem italienischen Buche. Es erregte einiges Aufsehn; man war aber weit entfernt seine Erinnerungen zu benutzen, vielmehr wurde heftig gegen ihn geschrieben, und er durchaus mit dem Epithet beehrt: il matto Inglese. Der sächsische Resident in Rom, Bianconi, war der einzige Italiener, der die Feder zu seiner Vertheidigung ergriff, und Sherlocks Vorwürfe gegründet fand.

Die hohe Meinung von derjenigen Provinz in Italien, worin ein Italiener lebt, geht bis zum Lächerlichen. Ein jeder hält sein eingeschränktes Vaterland für den herrlichsten Erdraum aller Welttheile. Die dazu gehörigen Gründe werden durch die Tradition fortgepflanzt, und beständig im Munde geführt. Dieses ist der Fall von dem Römer an, bis zum Luckeser. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die durch so manchen Vorzug sich auszeichnenden Florentiner, wo möglich, alle andre Italiener in ihren Pralereyen zu übertreffen suchen. Diese finden allenthalben nichts als Barbarey und rohe Lebensart; nur sie allein besitzen alles, haben alles erfunden und zur Vollkommenheit gebracht. Die großen Männer aller andrrn Natisnen sind, nach

ihrer Meynung, tief unter den ihrigen, und dergleichen Abgeschmacktheiten mehr.

Die Florentiner können nicht über Mangel an Aufmunterung klagen, allein unerachtet derselben, und der vielen Hülfsmittel, welche die große Gallerie, die Privatkunstsammlungen, die Bildsäulen auf den Straßen und die Kirchen den Künstlern darbieten, machen dennoch die Künste hier geringe Fortschritte. Nichts ist leichter, als die Erlaubniß zu erhalten, in den Palästen zu zeichnen und vortrefliche Kunstwerke zu kopiren. Die Corridors der großherzoglichen Gallerie, voll antiker Statüen und schöner Gemälde, sind mit arbeitenden Künstlern angefüllt, und den ganzen Tag für jedermann offen. Die einzige Kunst, worin man es hier zu einem hohen Grad der Vollkommenheit gebracht hat, ist die florentinische Mosaik, die den Namen florentinische Arbeit führt, da sie nirgends als hier gemacht wird. So schön indessen der Glanz, so genau die Nachahmung der Natur, und so stark die Wirkung dieser Steingemälde auch ist, so stehen dennoch deren Arbeiter als Künstler in einem sehr niedrigen Range, und werden als bloße Mechaniker angesehn. Sie verfertigen Landschaften, Blumenfrüchte und Seestücke, die das Auge bezaubern,

und kein Pinsel übertreffen kann. Da diese Arbeiten jedoch überaus theuer sind, so werden blos kleine Stücke davon gemacht, sie würden aber, wenn es verlangt würde, die größten Landschaftsgemälde copiren können. Die historischen Gemälde sind über die Gränzen dieser Kunst, und nur der römischen Mosaik vorbehalten, die von der florentinischen dadurch verschieden ist, daß bey der erstern blos sehr kleine Steinchen, bey der leztern aber viel größere Steine gebraucht werden, die einige Zoll lang sind.

Die großherzogliche Gallerie ist die größte Zierde von Florenz, und beweist, was eine Reihe kunstliebender Fürsten zusammen zu bringen vermögend sind. Ohne eine besondere Clausul der lezten Prinzessin des Midiceischen Hauses, wäre diese herrliche Sammlung bey der Besitznehmung von Toscana des Kaisers Franciscus I. nach Wien gebracht worden, allein so ist alles in Florenz geblieben; ja man hat von der großen Menge silberner und goldner Gefäße aller Arten, die im Palast aufbewahrt werden, und noch von Cosmus II herrühren, nicht das geringste genommen; so sehr auch diese Schätze dem Wiener Hofe bey den großen Kriegen nöthig gewesen wären. Diese prächtige Gallerie ist die Einzige in ihrer Art, als ein Ganzes betrachtet, denn nir-

Bayerische Staatsbibliothek München

gends sieht man in einem einzigen Gebäude so viel Kunstwerke aller Arten beysammen. Untersucht man aber die Theile derselben, die nicht *einzig* sind, so wird die Bewunderung etwas herabgestimmt; eine Betrachtung, die von den großen Lobrednern sehr selten gemacht wird. Unter der Sammlung antiker Bildsäulen, so schäzbar sie auch in der That ist, befindet sich doch nur eine einzige Statüe vom ersten Range. Dieses ist die mediceische Venus.

Wie wenig ist daher diese Sammlung mit dem Clementinischen Museo zu vergleichen! Ja viele große Künstler ziehen die Antikensammlungen in der Villa Borghese und im Capitolio der florentinischen vor. Dieses gilt auch von den Gemälden die sowohl an Kunstwerth als Anzahl vielen Gallerien in Europa nachstehen müssen. Selbst das herrlichste Gemälde in Florenz, die sogenannte *Madonna della sedia* von Raphael, ist nicht in der Gallerie, sondern im Palast Pitti, der Residenz des Großherzogs.

Das einzige, was diese große Kunstsammlung von allen Gallerien in Europa auszeichnet, und nirgends gefunden wird, sind zwey Zimmer mit den Portraits der größten Maler angefüllt, und zwar alle von der eigenen Hand der Künstler ge-

malt. Die Anzahl derselben beläuft sich über zwey hundert. Mengs ist der lezte große Maler, der sein Portrait eingeschickt hat; es ist von größerer Form, als irgend eins in der Sammlung, auch hat er selbst dessen Platz bestimmt. Der Maler Battoni in Rom ist auch um das Seinige ersucht worden, da aber dieser Künstler mehr auf Geld als auf Ruhm sieht, so will er lieber auf die Ehre sich in Gesellschaft der größten Meister seiner Kunst zu verewigen Verzicht thun, als etwas umsonst arbeiten. Denn da ich gegen ihn in Rom meine Befremdung äußerte, sein Portrait nicht in der Gallerie zu Florenz gefunden zu haben: war seine Antwort: »Ich habe keine Zeit für solche Arbeit; wenn »sie mir es bezahlen, werde ich es machen?«

Die verstorbene Churfürstin von Sachsen, eine Prinzessin, die sich mit der Dichtkunst, Malerey und Tonkunst zugleich beschäftigte, bot dem Großherzog bey ihrem Hierseyn auch ihr Portrait zu seiner Sammlung an, und überschickte es nachher aus Deutschland von ihr selbst gemalt; sie paradirt hier nicht als Fürstin, sondern als Malerin, und zwar mit dem Pinsel in der Hand; doch ist der Rahm des Bildes mit einer großen Krone geziert. Zur Gallerie gehört auch eine Sammlung Etrurischer und

andrer antiken Gefäße, wie auch viele Geräthe der Alten, sehr künstliche Wachsarbeiten u. s. w. Das Kostbarste von Kunstwerken befindet sich in der Tribune, die das Allerheiligste dieses Kunsttempels ist. Dieses ist ein sehr zierliches Cabinet von runder oder vielmehr achteckiger Form, mit einer domartigen Decke, wodurch das Licht hinein fällt. Hier sieht man den Ausschuß der Gallerie: die mediceische Venus, nebst fünf andern antiken Statüen, verschiedene Gemälde von Raphael, eine vortrefliche Modanna von Corregio, eine Venus von Titian, und andre mehr. Im Jahre 1780 wurden in der Tribune Bauveränderungen gemacht. Dieser Bau betraf blos das Innere der Gallerie, und ward mit dem größten Eifer betrieben. Der Großherzog war oft selbst zugegen, und munterte die Arbeiter auf. Besonders war seine Aufmerksamkeit auf einen großen Saal gerichtet, der für die Gruppe der Niobe bestimmt wurde. Dieser Saal wird einer der prächtigsten in Europa werden. Man hat die ohnehin schon beträchtliche Anzahl der Galleriezimmer durch neue vermehrt, und alle nur einigermassen vorzügliche Gemälde aus den großherzoglichen Lustschlössern genommen, um sie in der Gallerie aufzuhängen. Da das Graben nach Alterthümern

ehemals mit besondern Beschwerlichkeiten verknüpft war, so hat der Großherzog diesen Jezt abgeholfen, und den Unternehmern durch ein bestimmtes Gesetz alle Aufmunterung gegeben.

Der Palast Pitti ist die Wohnung der großherzoglichen Familie. Er führt den Namen von seinem ersten Besitzer, der ihn im funfzehnten Jahrhunderte erbaute, allein durch diese Baukosten zu Grunde gerichtet und gezwungen wurde, ihn wieder zu verkaufen, da ihn denn das mediceische Haus an sich brachte und vergrößerte. Alberti, von einer edlen toscanischen Familie, war Baumeister desselben. Dieser Künstler, der in seinen Werken nach den Grundsätzen Vitruvs verfuhr, und die Denkmäler von Griechenland und Rom unabläßig studirte, war der erste von den Neuern, der über die Baukunst geschrieben hat, desgleichen schrieb er in lateinischer Sprache Abhandlungen übet die Malerey und Bildhauerkunst.

Dieser Palast, der auf einer Anhöhe liegt, ist nicht groß, aber schön, prächtig möblirt, und mit herrlichen Frescomalereyen geziert. Die hier befindlichen Gemälde sind in großer Anzahl, und zum Theil schäzbarer als diejenigen, die man in der Gallerie sieht. Hier ist auch das vorerwähnte nie genug zu

preisende Gemälde Raphaels, das unter dem Namen der *Madonna della sedia* bekannt ist, und die heilige Jungfrau mit ihrem Kinde sitzend vorstellt. Es ist nicht über zwanzig Zoll groß, allein wegen der Stärke des Ausdrucks, der in diesem bezaubernden Bilde herrscht, so auszeichnend und auffallend, daß selbst Nichtkenner davon hingerissen werden.

Hinter dem Palast ist der großherzogliche Garten, der größtentheils aus Terrassen besteht, mit vielen Springbrunnen geziert ist, und einen großen Umfang hat. Uebrigens hat dieser Garten nichts prächtiges, und wird auch ziemlich vernachläßigt. Er dient zum Spaziergange für wohlgekleidete Leute. Ich traf hier den Prätendenten an, der sich seit einigen Jahren hier aufhält, und ein sehr einsames Leben führet. Er kommt niemals nach Hofe, und vermeidet auch alle Gesellschaften, weil er auf den königlichen Titel Anspruch macht, den man ihm nicht geben will. Eben dieser unbefriedigte Ehrgeiz trieb ihn aus Rom, wo seine Familie seit so vielen Jahren geliebt und bedauert wurde, und wo sein Bruder, der Cardinal York, noch jezt in großem Ansehn steht. Vor seiner Vermählung waren viele vom römischen Adel so gefällig, ihm den Majestäts-

titel zu geben, nachdem er aber seine Gemalin, eine geborne Gräfin von Stollberg, in den Gesellschaften als Königin aufführen wollte, so brachte dieses die römischen Damen auf. Es widerfuhren ihm verschiedene Kränkungen, worauf er Rom verließ und sich hieher begab.

Die hiesige Domkirche ist außerordentlich auffallend, sowohl wegen ihrer Größe, als auch des farbigen Marmors wegen, womit sie bedeckt ist. Es ist ein würdiges Denkmal der vormaligen republikanischen Herrlichkeit. Dieses gilt auch von dem Taufgebäude, das nahe bey der Domkirche, allein von derselben abgesondert steht. Die Thüren desselben sind von Metall, und in kleine Fächer abgetheilt, worin Begebenheiten aus der biblischen Geschichte, der Kirchenhistorie, und der Legende, auf das vortreflichste mit unnachahmlicher Kunst vorgestellt sind. Michael Angelo bewunderte diese Thüren so sehr, daß er zu sagen pflegte, sie verdienten die Thüren des Paradieses zu seyn. In diesem Gebäude werden alle Kinder aus der Stadt getauft. Ich erinnere mich nirgends, als in Toscana, dergleichen abgesonderte Taufgebäude gesehn zu haben.

Man kann Pisa nicht ohne Rührung betrachten. Eine so alte, ehemals so reiche, mächtige und

volkreiche Stadt, nunmehr zu dem Grade der Niedrigkeit gesunken, daß sie eine arme Provinzialstadt eines kleinen Staats geworden ist. Der Umfang der Stadt ist sehr beträchtlich, und nimmt noch denselben Raum ein als vormals, da sie der Sitz eines blühenden und kriegerischen Freystaats war; allein die Bevölkerung derselben beträgt nur achtzehntausend Seelen, daher die Straßen leer und öde sind, und auf vielen das Gras wächst. Dieser Mangel an Menschen verursacht, daß einige hundert Häuser hier unbewohnt sind, und die Miethe der bewohnten in einem höchst niedrigen Preiße steht. Die Lebensmittel sind hier auch wohlfeil, und der Luxus gering, daher denn viele arme adliche Familien hier wohnen, und den gänzlichen Verfall der Stadt hindern. Dieser Armuth ungeachtet werden das ganze Jahr durch hier Schauspiele gegeben, und im Carneval werden prächtige Opern gespielt. Es war ein sehr glücklicher Zufall für Pisa, daß der Graf Orlow diese Stadt im lezten Türkenkriege zu seinem Hauptquartier erwählte. Da Livorno der einzige Hafen im Mittelländischen Meere war, wo die russische Flotte mit allem versehn werden konnte, so kam sie nach ihren Excursionen und Expeditionen immer wieder dahin zurück. Weil

aber wegen der Menge des Adels Pisa dem Grafen besser als Livorno behagte, so ward während dem ganzen Kriege erstere sein Hauptsitz. Die vornehmsten Offiziers folgten seinem Beispiel, besonders im Winter. Die Entfernung ist nur zwey deutsche Meilen, daher denn alles hier war, und ein seit Jahrhunderten nicht gesehener Ueberfluß in Pisa herrschte, dessen Folgen die Einwohner noch jezt empfinden.

Pisa ist eine der ältesten Städte in Italien. Schon zu Strabo's Zeiten war sie eine sehr ansehnliche Seestadt. Damals lag sie am Meere, das sich seitdem nach und nach zurückgezogen hat. Diese Abweichung des Meeres ist in Italien fast allen großen Ufern gemein, wo sich die Flüsse in die beiden Meere ergießen, die es umringen. Viele behaupten sogar, daß mit jedem Jahrhundert die appenninischen Gebirge niedriger würden, und daß durch ihre Erde, die von den Flüssen zum Meere geführt wird, Italien sich allmälig vergrößere.

Wenn man von Massa Carrara, oder der genuesischen Seite, in die Stadt kommt, so stellt sich sogleich der Domplatz dar, der ganz mit Gras bewachsen ist. In der Nähe stehen wenige Häuser, und wenn es nicht ein Feyertag ist, wird man hier

keinen Menschen gewahr, so daß man glaubt an einen bezauberten Ort zu kommen; denn die prächtigen Gebäude dieses Platzes formiren eine überaus herrliche Gruppe, und reißen zur Bewunderung hin. Die Domkirche, das Taufgebäude mit seinen metallenen Thüren wie in Florenz, der hangende Thurm, und heilige Gottesacker, *Campo santo*, alles dieses steht hier mitten im Grase, wie eine Dorfkirche. Die schönsten Zierrathen der Baukunst sind hier bey den verschiedenen Gebäuden angebracht, die sowohl Größe als Majestät haben, und der hangende Thurm ist der zierlichste in Italien.

Die Domkirche wurde im Jahre 1016 von Boschetto de Dulichio, einem griechischen Baumeister, im zwölften Jahrhundert fast aus lauter griechischen Trümmern gebaut. Sie ist von innen und außen mit Marmor bedeckt, den die Pisaner zur Zeit ihres großen Handels aus der Levante holten. Sie beschifften damals alle Inseln des mittelländischen Meeres und des Archipelagus, desgleichen die Küsten von Kleinasien, Syrien, Egypten und Afrika. Die Kirche hat hundert große Fenster, die das Innere erleuchten, das Aeußere aber ist mit vielen Säulen und Pilastern geziert. Man hält sie für das schönste Werk der gothischen Baukunst in Ita-

lien. Eine große Anzahl Granitsäulen, die dieses herrliche Gebäude stützen, sind von griechischen Händen nach dem besten Stil verfertigt. Viele derselben sind von einem einzigen Stück Granitmarmor, und einige sogar von Porphyr. Von diesem leztern kostbaren Stein ist eine neun Fuß hohe Säule, die man am hohen Altar sieht.

Das Taufgebäude und der hangende Thurm sind auch mit solchen griechischen Ruinen geziert. Es ist kein Zweifel mehr, daß dieser schöne Thurm wirklich gesunken sey. Man hat das Vorurtheil, als wenn er so hangend erbaut worden, hinreichend widerlegt. Er hat sich blos dadurch schon sechs hundert Jahr erhalten, daß die Steine so wohlgehauen, und die Materialien außerordentlich gut verbunden sind. Wenn man von dem Gipfel desselben eine perpendikuläre Linie bis zur Erde zieht, so ist der Abstand von dem untersten Theil des Thurms funfzehn Fuß. Man rühmt, daß dieses hangende Gebäude dem großen Galilei die Bequemlichkeit verschafft habe, den Fall der Körper genau zu berechnen.

Der heilige Gottesacker ist ein großes viereckigtes Gebäude von Marmor, das einen Hof umschließt, dessen Erde alle in der Nähe des heiligen

Grabes in Jerusalem ausgegraben worden ist. Dieses geschah zu den Zeiten der Kreuzzüge, an welchen die Pisaner auch Antheil nahmen. Da nun jedermann Reliquien aus Palästina, nach Europa brachte, hatten sie den besondern Einfall, durch diese Art von Heiligthum ihre Stadt zu verherrlichen; daher denn ihre Schiffe, die muthige Krieger und Waffen nach dem gelobten Lande führten, anstatt der gehofften Reichthümer verwundete Soldaten und Erde zurückbrachten. In dieser heiligen Erde beygesezt zu werden, ist eine besondre Ehre, die nicht ohne viele Kosten erlangt wird. Das prächtigste Mausoleum in diesem *Campo santo* ist dem Andenken des Grafen Algarotti gewidmet, der hier 1765 gestorben ist. Der König von Preußen hat es diesem seinen gelehrten Freunde (so wie er auch die Asche des Marquis d'Argens zu Aix in Provence geehrt hat) errichten lassen, und selbst die Grabschrift gemacht, die in wenig Worten viel, vielleicht zu viel sagt. Man liest hier: Algarotti Ovidii aemulo, Neutoni discipulo, *Fridericus.* Der König hat mit ihm bis an seinen Tod Briefe gewechselt, und hätte er sich von seiner Krankheit wieder erholt, so würde er seinen königlichen Freund nochmals besucht haben.

Außer den oben angeführten Werken der Baukunst, besizt Pisa noch andre schöne öffentliche Gebäude und Paläste. Vorzüglich aber ist hier eine zierliche marmorne Brücke über den Arno zu erwähnen, auf welcher die so bekannten jährlichen Gefechte gehalten wurden, die zum großen Leidwesen des pisanischen Pöbels aller Klassen von dem jetzigen Großherzog abgeschafft sind.

Eine halbe Stunde von Pisa sind warme Bäder, die stark von den Italienern besucht werden, besonders seitdem sie vor einiger Zeit auf großherzoglichen Befehl in sehr guten Stand gesezt worden sind. Ordnung, Reinlichkeit und Bequemlichkeit herrschen hier, welches man selten in Italien rühmen kann. Der Weg nach diesen Bädern geht bey der prächtigen Wasserleitung vorbey, die ein herrliches Denkmal alter Zeiten ist. Ueberhaupt ist die Gegend bey Pisa sehr reizend, und übertrift hierin alle Städte von Toscana. So reich dieser Ort indessen an vortreflichen Werken der Baukunst ist, so ist er doch vergleichungsweise arm an schönen Gemälden, und ganz dürftig an antiken Bildsäulen; denn man trift von diesen leztern auch nicht eine einzige in Pisa an.

Es ist hier auch eine Universität, die ein Observatorium, einen botanischen Garten, ein Naturalienkabinet und eine Menge Professores hat; allein man hört nicht viel von ihren Arbeiten. So gelehrt sie auch in einigen Fächern seyn mögen, so barbarisch unwissend sind sie in allem, was jenseit der Alpen vorgeht. Deutschland besonders ist für sie eine unbekannte Region. Ich habe hier mit einem Bücherschreibenden Professor der Mathematik gesprochen, der nie etwas von Leibnitz und Wolf weder gehört noch gelesen hatte. Diese grobe Unwissenheit herrscht durchaus in Italien, wovon ich unzählige Beyspiele erlebt habe. Die Ursache davon ist größtentheils diese, daß die Italiener die Erlernung andrer europäischer Sprachen ganz vernachläßigen. Selbst die französische wird in keinem einzigen Lande von Europa, Spanien ausgenommen, so wenig wie in Italien erlernt. Unter dreissig Gelehrten findet man kaum einen, der diese Sprache versteht; an andre Sprachen ist gar nicht zu denken. Denn ein Italiener, der ohne gereist zu seyn, blos aus Liebe zu den Wissenschaften die englische oder deutsche Sprache erlernt, ist ein Phänomen, das man schwerlich in ganz Italien antreffen wird. Sie haben daher nicht den geringsten

Begrif von den Schönheiten der großen englischen Dichter und Prosaisten. Was die deutsche Litteratur betrift, so kommt sie bey ihnen nicht in die geringste Betrachtung, worüber ein Deutscher sehr artige Complimente allenthalben hören wird, wenn man ihn aus einem andern Lande zu seyn glaubt. Der Versuch des ehrlichen Neapolitaners Bertola, unsre großen Dichter unter dem Titel: Le muse Allemanne zu übersezen, oder vielmehr zu travestiren, hat auch den Endzweck nicht erreicht noch erreichen können, und ist daher Makulatur geworden.

Pisa ist indessen beträchtlicher als Sienna, wo auch eine Universität ist Diese lezte Stadt liegt auf dem Wege von Florenz nach Rom, und wird daher von durchreisenden Fremden stark besucht, die sich aber gewöhnlich hier nicht lange aufhalten. Das hiesige Frauenzimmer ist das schönste in Toscana. Hier ist es, wo man sich rühmt, am besten italienisch zu reden. Ich habe mich schon über diesen Punkt erklärt, und kann durchaus diesem affektirten Dialekt keinen Beyfall geben. Die Prätensionen der Sienneser aber gehn noch weiter; sie wollen auch für die witzigsten in Italien gehalten werden, und bemühen sich daher, ihren Witz in seltsamen Redensarten zu zeigen. Ich sahe auf dem

öffentlichen Spaziergange einen Cavalier, der zwey Damen führte, diesem begegnete ein fremder Opernsänger, der, indem er seine Verbeugung machte, von dem Sienneser folgenden Gegengruß empfing: „Ihr Sklave, Herr Instrumentenbegleiter!“ Dieses Compliment erregte ein Gelächter, wodurch der arme Virtuose ganz beschämt wurde. Dieß mag zur Probe des siennesischen Witzes dienen. Das Wort Sklave ist indessen in ganz Italien ein nicht ungewöhnlicher Complimentirausdruck. Unsere diesseits der Alpen so allgemein gebräuchliche gehorsamste und unterthänigste Diener, schienen den Italienern noch nicht hinreichend genug zu seyn, ihre Unterwürfigkeit auszudrücken; sie nahmen daher zu den Galeeren ihre Zuflucht, und holten von da das Bild, um ihre Höflichkeit zu bezeichnen. Ich enthalte mich aller Reflexionen, die natürlich aus dieser Bemerkung fließen.

Die Stadt Sienna ist groß und wohlgebaut. Ihr Marktplaz, der in einer Tiefe liegt und ein Bassin formirt, ist von außerordentlichem Umfange. Die Bevölkerung ist geringe, und die Armuth hier eben so groß, wo nicht größer als in Pisa. Von dem ehmaligen Flor sind wenig Ueberreste geblieben. Die Domkirche ist davon das vornehmste Denkmal,

das mit kostbaren Gemälden und andern vortrefli-chen Kunstwerken pranget. Sie ist ungemein groß, und von außen ganz mit schwarzem und weißem Marmor bedeckt, welches einen sehr auffallenden Anblick verursacht.

Livorno giebt einen überzeugenden Beweis, welche Wunder durch weise politische Anstalten in kurzer Zeit bewirkt werden können. Ein unbedeutender Ort, mitten in einem Lande, das voller Seehafen ist, und überdem in der Nachbarschaft einer sehr reichen Stadt, die in dem langen Besitz einer ausgebreiteten Handlung war. Wie wenig Wahrscheinlichkeit war hier zu einem schleunigen Flor, und daß man der stolzen Nachbarin in der Handlung den Rang ablaufen würde! Indessen ist es geschehn, und zwar ohne eine außerordentliche politische Revolution. Da Amsterdam seinen Handlungsflor auf den Verfall von Antwerpen gründeten, so waren ganz andre wirkende Ursachen vorhanden, als hier zwischen Livorno und Genua. Es ist die einzige Handelstadt in Italien, deren Flor steigend ist *). Ihre Volksmenge ist schon bis auf

*) In Triest ist der Handel auch steigend, allein obgleich in dieser Stadt italienisch gesprochen wird, so gehört sie doch, wie bekannt, nicht zu Italien, sondern zu Deutschland.

fünfundvierzigtausend angewachsen, und vermehrt sich täglich. Von meinem ersten bis zum zweiten Aufenthalt waren sechs Jahre verstrichen, in welchem Zeitraum sogar der steigende Flor der Stadt sehr merklich war. Als die Genueser Livorno an das Haus Medicis abtraten, war es ein elender und ungesunder Ort, der aber, durch die anwachsende Bevölkerung, diese üble Eigenschaft, zur Verzweiflung ihrer ehemaligen Herren, gänzlich verlor.

Da Livorno also eine neue Stadt ist, so muß man hier weder Alterthümer noch neue Werke der Baukunst in prächtigen Kirchen und Palästen suchen, so wenig als Bildergallerien und Statuensammlungen. Dieses ist künftigen Zeiten vorbehalten. Indessen sieht man dafür eine außerordentliche Industrie, Fabriken, Manufakturen und Schiffahrt. Kein Hafen am ganzen mittelländischen Meere, selbst Marseille nicht, wird so stark besucht als der hiesige. Man sucht auch von Seiten der Regierung alles hervor, die Handlung zu begünstigen. Commerzfreiheit, Traktaten mit den barbarischen Staaten, ostindische Handlung, große Toleranz, und gute merkantilische Gesetze.

Die Juden genießen hier außerordentliche Freiheiten, auch wimmelt hier alles von diesem Volk.

Sie geben sich mit aller Art vom Handel ab, besonders haben sie Korallfabriken hier, die nicht ihres gleichen in Europa haben. Ein sehr sonderbares Projekt verdient hier erzählt zu werden, um so vielmehr, da an dessen Ausführung wirklich gearbeitet worden ist. Einige deutsche Offiziers, die sich auf der russischen Flotte im leztern Türkenkriege befanden, und den berüchtigten Ali Bey persönlich kennen gelernt hatten, kamen mit verschiedenen hiesigen Juden überein, diesem damals glücklichen Rebellen den Antrag zu thun, für einen gewissen Preiß Jerusalem der jüdischen Nation zu überlassen. Diese Stadt war zu der Zeit in seiner Gewalt, und seine Begierde nach Reichthümern war unersättlich. Ali Bey willigte ein, allein er foderte sehr große Summen, und Unterstützung von Rußland zu seinen weitern Unternehmungen. Da dem Interesse dieses Staats die Schwächung seines mächtigen Feindes, von welcher Seite sie auch geschah, nicht anders als vortheilhaft seyn konnte, so ward ihm auch unter der Hand Beystand versprochen, und die Juden in Livorno, die bereits glänzende Entwürfe machten, sich mit der Garantie großer Höfe schmeichelten, und vielleicht gar von Aufbauung des Tempels träumten, schrieben an

ihre Glaubensgenossen in England und Holland. Die verlangten Summen machten die geringste Schwierigkeit aus, und wer weiß, wie weit es noch mit diesem seltsamen Plane gekommen wäre, wenn nicht der Tod des Ali Bey dieser Unterhandlung auf einmal ein Ende gemacht hätte.

Der lange Aufenthalt der russischen Flotte in diesem Hafen, wo sie mit allen Bedürfnissen versehn und ihre gemachten Prisen hingebracht wurden, verschaffte der Stadt außerordentliche Vortheile, für welche denn manches übersehn werden mußte. Die Russen rechneten auf diese Nachsicht so sehr, daß sie sich Vergehungen erlaubten, die wohl in keinem Lande ungeahndet geblieben wären. Zum Beweis mag folgendes dienen: Der Hund eines russischen Offiziers, der seinem Herrn in die Stadt folgte, verlief sich bey der Thorwache unter die Gewehre, und verursachte einige Unordnung. Es war natürlich, daß die Schildwache dieses Thier verjagte, welches denn auch durch eine unsanfte Bewegung des Fußes geschah. Der Russe, durch diese Behandlung seines Hundes beleidigt, fiel mit seinem Stock über die toscanische Schildwache her, und prügelte erbärmlich drauf los. Das Geschrey sezte die ganze Wache mit ihrem Offizier in Bewe-

gung, der seinen Soldaten der Wuth des Angreifers entziehn wollte, dadurch aber den Zorn des Russen vermehrte, und von ihm auch mit demselben hölzernen Maaße gemessen wurde. Das Sonderbarste bey diesem Vorfall war, daß er keine weitern Folgen hatte.

Eine weit merkwürdigere Begebenheit aber ereignete sich hier im März 1775. Eine russische Dame von unehelicher Geburt, aber aus dem durchlauchtigsten Blute dieses Landes, hatte sich zwey Jahre lang in Rom aufgehalten, woselbst sie in der größten Dürftigkeit lebte. In diesem Zustande konnte es ihr wohl nie einfallen, ihre Blicke auf einen Thron zu richten. Sie besaß Klugheit, gute Bildung, und einen sehr sanftmüthigen Charakter. Ihr eingezogenes Leben wurde aber auf einmal durch einen abgeordneten russischen Offizier unterbrochen, der gegen ihr mündliche Aeußerungen von einer sehr ausserordentlichen Art that, denen er durch das Anerbieten einer ansehnlichen Summe Geldes ein großes Gewicht gab. Dieses lezte Argument that die erwartete Wirkung in ihrer großen Noth. Die Dame ließ sich überreden, und kam im Anfang des Jahrs 1775 nach Pisa, woselbst sich damals der Graf Alexis Orlow befand. Dieser empfing sie

wie eine Königinn: er begleitete sie allenthalben, und wenn er mit ihr im Schauspielhause war, so begegnete er ihr vor den Augen des ganzen Publikums mit einer Ehrerbietung, die den gesamten Adel in Erstaunen sezte. Niemand konnte ergründen, wer diese unbekannte Dame sey, gegen die der stolze Graf so viel Herablassung bezeige. So dauerte es den Carneval durch. Endlich ward ein Vorschlag gethan, das so nah gelegene Livorno zu besuchen. Es geschah; man stieg bey dem englischen Consul Dyck ab, und alles war im Wohlleben. Bey der Tafel wird von der Flotte gesprochen, und da die Dame nie ein Kriegsschiff betreten hatte, so schlug sie die Einladung nicht aus, eins zu besehn. Wie wenig argwohnte die Unglückliche ihr Schicksal! Sie steigt mit dem Grafen ins Boot, fährt zu dem bestimmten Schiff, und wird hinein gehoben. Auf einmal verändert sich die Scene. Man kündigt ihr mit verächtlichem Tone ihre Gefangenschaft an, und schließt ihre Hände in Ketten. Das Schiff blieb noch zwey Tage auf der Rhede liegen, um sich zur Reise nach Rußland vorzubereiten. Kein fremdes Boot durfte sich diesem Schiffe nähern; die darauf befindlichen Schildwachen drohten Feuer zu geben. Dieses hinderte aber nicht, daß die zahl-

reichen Boote der Livorneser nicht nahe genug kamen, um bisweilen den bedauernswürdigen Gegenstand ihrer Neugierde zu sehn; sie war oft am Fenster der Cajüte, wo sich ihre Verzweiflung sichtbar zeigte. Am dritten Tage segelte das Schiff mit seiner Beute ab. Ich traf wenig Tage nachher in Livorno ein, wo die ganze Stadt über diesen Vorfall noch aufgebracht war. Noch mehr aber war es der Hof, der auch seinen Unwillen sehr deutlich zu erkennen gab.

Es war dem Maler Hakert in Rom, einem Brandenburger, aufgetragen worden, die russischen Siege zu malen. Da nun die Verbrennung der türkischen Flotte bey Tschesme die vorzüglichste Kriegsbegebenheit war, so ließ der Graf Orlow, um dieselbe dem Maler desto lebhafter vorzustellen, im Hafen von Livorno ein Schiff anzünden. Dieses war die Ursache, und nicht der lächerliche Bewegungsgrund, der von vielen angeführt wird, daß nämlich der Graf den Herzog von Glocester mit einem Feuerwerk von einer außerordentlichen Art habe regaliren wollen. Eine Menge Maler aus allen Provinzen von Italien kamen nach Livorno, dieses sonderbare Schauspiel zu sehn. Ob sie etwas mehr als Feuer und Rauch gesehen haben, und ob

dieses weite Reisen verdiene, ist eine Frage; genug Hakert malte diesen Brand der Flotte, wie auch andre See-Expeditionen der Russen, und wurde von der großen Catharina kaiserlich belohnt.

Obgleich Livorno weder große Paläste noch prächtige Kirchen hat, so fehlt es doch nicht an sehr zierlichen Häusern, die inwendig aufs herrlichste geschmückt sind. Der englische Consul Dyck hat diesen Luxus bis zu einem Grad der Ausschweifung getrieben, der in Italien selbst bey Fürsten unbekannt ist. Sein außerordentlich großes Haus wird in Sommer- und Winter-Apartements abgetheilt, und jeder Theil ist von den Tapeten an bis zu dem kleinsten Geräthe verschieden, und mit einer spitzfündigen Wahl für eine gewisse Jahrszeit bestimmt. Dieses Raffinement ist bekanntlich in Frankreich erfunden, und wird auch daselbst wirklich von einigen Großen in Ausübung gebracht; allein bisher ist diese Mode noch wenig in andern Ländern nachgeahmt worden, daher sie beym Ritter Dyck desto auffallender war. Indessen leistete ihm dieser Luxus sehr wesentliche Dienste. Der Graf Orlow wurde davon so eingenommen, daß er sich bey ihm einquartierte, und ihm die Besorgung der Anschaffung der Bedürfnisse für die russische Flotte

übertrug. Dieses überaus wichtige Geschäft war in den Händen eines deutschen Negocianten, Namens Frank, dessen Handlungshaus das ansehnlichste in Livorno, und dem der Graf besondre Verbindlichkeit schuldig war. Er hatte auch sein schönes Haus angeboten, allein da unglücklicherweise die Distinktion der Sommer- und Winterzimmer daselbst fehlte, so ward jenes vorgezogen, und dieser Wahl folgten auch die Geschäfte, welche der Engländer sowohl verstand, daß er nach einer genauen Berechnung über eine Million Zechinen dabey gewonnen hat. Man glaubte den hintangesezten Frank damit zu entschädigen, daß er vom russischen Hofe zum Generalconsul in Italien mit einem großen Gehalt ernannt wurde. Er verbat aber diesen Posten unter dem Vorwand überhäufter Geschäfte. Die Kaiserin aber, die seine wichtigen Dienste nicht unbelohnt lassen wollte, gab ihm ansehnliche Handelsprivilegien, die seine Schiffe in allen russischen Häfen genießen.

Der große Handel nach der Levante und den barbarischen Seehäfen verursacht, daß man hier eine strenge Quarantaine halten muß. Niemand darf hierin auf Nachsicht hoffen; denn weder Rang, Ehrenwort, noch alle Anzeichen einer guten Ge-

sundheit kommen hiebey in Betrachtung. Diese Quarantaine geschieht in gewissen hierzu errichteten Gebäuden, die unweit dem Hafen liegen. Die Zeit des Aufenthalts ist sehr verschieden, da die Oerter, wo man herkommt, und die Gesundheitspässe die Dauer bestimmen. Alle Gunst, die man dem Grafen Orlow hierin wiederfahren ließ, der dieses Experiment oft machen mußte, war, ihm für seine Person ein paar Tage von der festgesezten Zeit nachzulassen. Die Seefahrer scheuen die langen Quarantainen außerordentlich; sie wenden daher alle Künste an, dieses Urtheil zu vermeiden. Wenn ein aus der Levante kommendes Schiff den bestimmten Hafen in der Ferne erblickt, geräth alles in Bewegung. Jedermann muß sich reinigen und putzen, auch werden die starken Getränke nicht gespart, um der Schiffsequipage ein munteres und lebhaftes Ansehn zu verschaffen. Die Kranken müssen die Hängematten verlassen und sich gesund stellen. Sind aber ihre Krankheiten zweydeutig, so sezt man sie bisweilen des Nachts am Lande aus, noch ehe man den Hafen erreicht. Ich weiß, daß ein Kriegsschiff dieses Manöver gemacht hat. Es hatte zwey Kranke am Bord, deren körperlicher Zustand den Schiffswundärzten unerklärbar schien,

Da sie Italiener und des Landes kundig waren, brachte man sie zur Nachtzeit ans Ufer. Das Schiff sezte indessen seine Fahrt nach Livorno fort; man bekümmerte sich nicht weiter um diese Leute, von denen man auch nie etwas gehört hat. Die Entdeckung würde ihr Leben in Gefahr gebracht haben; hierin sind die Gesetze äußerst strenge, und in der That ist dies der beste Theil der italienischen Polizey. Sogar das kleinste Fahrzeug, das in einem Hafen einlaufen will, wenn es gleich nur wenige Meilen von einem benachbarten italienischen Ufer kommt, muß sich erst bey den Gesundheitscommissarien legitimiren, bevor es dazu die Erlaubniß erhält.

Die Kaffeehäuser in Livorno sind die schönsten in Europa. Nichts übertrift ihre geschmackvolle Verzierungen; allenthalben sind Spiegelgläser angebracht, und des Abends sind sie so außerordentlich erleuchtet, als ob man ein Fest feyern wollte. Die Gastfreiheit, welche die Livorneser so wenig wie die andern Italiener kennen, wird hier vollends durch einen sonderbaren Gebrauch verspottet, der einer reichen Handelsstadt keine Ehre macht. Ein jeder Fremder nämlich, der kein Italiener ist, muß im Schauspielhause bey seinem Eintritt doppelt be-

zahlen. Widersezt sich der Fremde dieser inhospitablen Verordnung, so wird ihm der Eingang verwehrt. Ist Sprache, Anstand und Kleidung völlig italienisch, und man kennt ihn nicht, so wird er für einfache Bezahlung hineingelassen, allein im Fall der Entdeckung sezt er sich einer Beschimpfung aus. Wenn man auch diesen niederträchtigen Gebrauch damit beschönigen wollte, daß die Theaterlustbarkeiten hier vorzüglich für die Livorneser bestimmt wären, die zu allen Zeiten dazu beytrügen, und man daher, mit Hintansetzung aller üblichen Höflichkeit, blos auf ihren Vortheil Rücksicht genommen hätte; so könnte man doch fragen, ob denn die Mailänder, Genueser und Römer in diesem Betracht nicht eben sowohl Fremde in Livorno wären, als der Deutsche und Engländer? oder ob die Ultramontaner allein Fremde in dieser Stadt sind; mit welchem leztern Worte, im Vorbeygehn gesagt, unsre witzigen Nachbarn jenseit des Rheins genau denselben Begrif verbinden, den die Griechen und Römer bey dem Wort Barbar dachten. Dem sey wie ihm wolle, so ist dieser abgeschmackte Gebrauch blos der Stadt Livorno eigen, und ist ungeachtet aller Finanzspeculationen noch nirgends nachgeahmt worden.

Sechster Abschnitt.

Genua. Regierung. Charakter. Handel. Capitalien. Oekonomie. Wissenschaften und Künste. Werke der Baukunst. Frauenzimmer. Sprache. Andachtsübungen. Brüderschaften. Feyerlichkeiten mit der Asche des heiligen Johannes. Befreyung von Genua durch den Pöbel 1745. Landtruppen und Marine. Sich selbst verkaufende Galeerensclaven. Geschäfte des Adels. Clifford. Bank von Genua. Assembleen. Cisbeat. Lucca.

Die ehmals so mächtige Republik Genua, die sogar eine Vorstadt von Constantinopel besaß, und den Venetianern selbst in ihren Lagunen Schrecken einjagte, ist nun zu einem Grad von Niedrigkeit herabgesunken, wo ihre Ohnmacht sich von allen Seiten zeigt, und die Dauer ihrer Existenz als Freistaat sehr zweifelhaft macht. Es war eine betrübte Nothwendigkeit, Corsica an Frankreich zu überlassen. Die Truppen der Republik waren nicht hinreichend, diese Insel gegen die tapfern Einwohner derselben zu vertheidigen, die wider die Tyranney fochten. Nach den sichersten Rechnungen kostete diese Eroberung Frankreich zwanzigtausend Mann und sechzig Millionen Livres, wofür denn dieser Krone endlich eine kleine Insel, die ungefähr

124000 Einwohner hat, zu Theil würde. Man würde sagen können, daß die Genueser durch die Abtretung derselben eher gewonnen als verloren hätten, wenn Corsica nicht der Stadt Genua wegen der Lebensmittel höchst nöthig wäre. Diese werden seit der französischen Herrschaft nicht mehr dahin gebracht. Geschieht es auch zuweilen, so ist es zu solchen Preisen, die der gemeine Monn in Genua nicht bezahlen kann. Dieser Theurung wegen, deren Ende nicht zu erwarten ist, herrscht unterm Volke eine Unzufriedenheit mit der Regierung, die sich in lauten Murren zeigt. Es ist merkwürdig, daß in diesem Fall, so wie in vielen andern, die Republiken von Genua und Venedig vollkommen kontrastiren. In Venedig ist wie bekannt die Zunge gefesselt, hier aber läßt man selbst den heftigsten Ausbrüchen und Klagen freyen Lauf, ohne es zu ahnden. Geschieht diese Nachsicht aus angenommenen politischen Grundsätzen, so möchte man fast den für die Menschheit so nachtheiligen Satz behaupten, daß, zur Beherrschung der Völker, die Strenge der Gelindigkeit vorzuziehen sey. Denn die Unzufriedenheit des Volks mit der Regierung erweckt Abneigung gegen den Staat selbst, welches hier wirklich der Fall ist, dahingegen die Venetianer, unge-

achtet der Strenge, womit sie behandelt werden, an ihre Republik mit der größten Zuneigung gekettet sind.

Die Dolchstiche, und oft sogar Ermordungen, werden mit dieser nämlichen Nachsicht behandelt; denn selbst die obrigkeitlichen Personen fürchten solche Anfälle. Ich war Zeuge einer Unterredung, die zwischen einem Handwerksgesellen und dem General der Republik, (der, durch einen andern Kontrast mit Venedig, allemal ein Senator ist, da es in Venedig durchaus ein Fremder seyn muß,) im Palast des Doge vorfiel. Der Bruder dieses Menschen war in Verhaft gezogen worden, und zwar wegen eines Verbrechens, an dem er unschuldig zu seyn vorgab. Er verlangte daher seine Loslassung in peremtorischen Ausdrücken, und drohte widrigenfalls sich zu rächen. Mein Erstaunen überstieg alles, da dieses verwegene Betragen, an einem solchen Orte, und in Gegenwart von mehr als hundert Personen, von dem General mit einer Nachsicht und Herablassung erwiedert wurde, die bey solchen Vorfällen das sicherste Kennzeichen einer schwachen Regierung ist. Er gab sich alle Mühe, ihn zufrieden zu stellen, und widerrief auf der Stelle das vorher gegebene Verbot, dem zu folge niemand zu dem Verbrecher gelassen werden sollte.

Die Genueser besitzen mehr Verschlagenheit und Industrie, als die andern Italiener. Dieses kommt von der Unfruchtbarkeit ihres Landes her, das von allen benachbarten schönen Ländern durch eine stiefmütterliche Natur ausgezeichnet ist. Diesem Mangel suchen sie durch Thätigkeit und Anstrengung ihrer Geisteskräfte abzuhelfen, und es ist ihnen auch von jeher ungemein wohl gelungen; denn eben so war der Charakter der alten Ligurier, die ehmals dieses Land bewohnten. Wie sehr dieser Mangel die Industrie allenthalben befödert, so wie sie der Ueberfluß erstickt, wird ein Reisender durch sehr sonderbare Beyspiele belehrt. Man vergleiche nur das sumpfige und morastige Erdreich Hollands mit den paradiesischen Gefilden von Neapolis. Diese größere Industrie der Genueser, der daraus entstehende Wucher, und verschiedene Eigenheiten ihrer Denk- und Handlungsart, verursachen, daß sie nicht allein von ihren Nachbarn, sondern von allen italienischen Völkerschaften überhaupt gehaßt werden.

Durch eine besondere Verfeinerung der Staatswirthschaft, die man an andern Orten zum Theil, nie aber ganz nachgeahmt hat, treibt der Staat eine ausschließende Handlung mit allen Hauptbe-

dürfnissen des Lebens; Brod, Wein, Oel, Holz, kurz alles unentbehrliche, muß aus dazu bestimmten Magazinen in der Stadt gekauft werden, wo man diese Artikel durchgehends in der schlechtesten Qualität findet. Da nun überdem die Preiße hoch sind, und die Contrebande nicht wohl statt findet, so ist das gemeine Volk gezwungen, diese so nöthigen Dinge daselbst zu kaufen. Der Adel und angesehene Kaufleute erhalten gegen Erlegung gewisser Abgaben das Recht, ihre Provisionen von auswärts kommen zu lassen; allein sie dürfen nicht das geringste verkaufen. Indessen ist ihnen nicht verwehrt, einige Flaschen Wein an Fremde zu verschenken, die ohne diese Höflichkeit in Genua sehr übel daran seyn würden; da es schlechterdings unmöglich ist, für irgend einen Preiß trinkbaren Wein zu kaufen. Dieses so ausgedehnte Monopolium ist die Ursache der außerordentlichen Armuth, die in dieser reichen Stadt das gemeine Volk drückt; es würde umkommen, wenn nicht die Menge der Stiftungen und die ansehnlichen Almosen das Uebel einigermaßen verringerten.

Die Bevölkerung der Stadt ist ungefähr achtzigtausend Seelen. Unter diesen sind nicht über zweihundert reiche Familien; drey oder viermal so

viel, die ihr ordentliches Auskommen haben, alle übrigen sind blutarm; so wie auch der Staat selbst sehr arm ist, und keine Wahrscheinlichkeit sieht, je seine großen Schulden zu bezahlen.

Man ist gewohnt, Genua für das italienische Peru zu halten. Die großen Capitalien, welche die Stadt an Könige, Fürsten und Gemeinheiten geliehen, und noch leihet, scheinen den Begriff von unerschöpflichen Reichthümern zu bestärken. Allein derselbe wird bey einer genauen Untersuchung sehr herabgestimmt. Der gänzliche Verfall der genuesischen Handels, wozu Livorno vornehmlich beygetragen, hat die Genueser genöthigt, ihre Capitalien blos in Wechselgeschäften und Darlehn anzulegen. Daher findet man hier wenig große Magazine mit Produkten andrer Länder angefüllt, wie man sie in allen Handelsstädten häufig antrift. Alles ist aufs Geldnegoce eingeschränkt. Da nun, in Rücksicht auf die Staatswirthschaft, das Geld kein wirklicher Reichthum, sondern blos ein Zeichen desselben ist, so muß man es hier überdem noch als Waare ansehen. Denn ohne dasselbe müßte alle Handlung in Genua gänzlich aufhören, da es so sehr an einheimischen Produkten mangelt; ein Um

stand, der auch gegenwärtig, ungeachtet aller Wechselgeschäfte, den Handel hier sehr passiv macht. Nun sollte man glauben, daß das Geld, als so zu sagen die einzige Waare betrachtet, hier im Ueberfluß vorhanden wäre; allein man würde sich irren, wie die geringste Vergleichung ausweisen kann. Die circulirende Geldmaße beträgt in Genua nicht über neun Millionen Reichsthaler, eine Summe, die, so groß sie auch ist, doch als einziger Reichthum eines reichen Staats, gar nicht ausserordentlich genannt werden kann. Vielleicht hat Hamburg eine nicht geringere Circulation, obgleich dessen wahrer Reichthum nicht sowohl in Geld, als vielmehr in dem ungeheuren Vorrath aller Arten roher und verarbeiteter Produkten besteht. Die auswärts geliehenen Capitalien dieses Staats betrugen im Junio des 1780sten Jahres, nach deutschem Gelde genau fünfundvierzig Millionen Reichsthaler, worunter aber vieles unsicher steht. Alle diese Reichthümer also, nebst allen realisirten Schulden, samt und sonders, würden nicht hinreichend gewesen seyn, im amerikanischen Kriege, den Engländern sechs monatliche Bedürfnisse zu verschaffen. Solche Berechnungen sind nöthig, um die Verhältnisse der Staaten gegen ein-

ander zu bestimmen, die öfters ungeheurer sind, als man sich einbildet.

Die große Oekonomie, die hier selbst die Reichsten beobachten, damit sie die von außen einkommenden Interessen wieder ausleihen können, übersteigt alle Vorstellung, und würde selbst einem Holländer zu weit getrieben scheinen; daher die äußerst geringe Gastfreiheit, die eingezogene Lebensart, die einfache simple Kleidung, die eingeschränkten Lustbarkeiten, und der gänzliche Mangel an Gelehrten und Künstlern, in einer so sehr ansehnlichen Stadt, die das Vaterland eines Columbus und eines Doria ist.

Die Sparsamkeit allein konnte den sonderbaren Gebrauch der schwarzen Kleidung, die so auszeichnend uud in Europa ohne Beyspiel ist, einführen. Die Venetianer tragen zwar auch uniforme rothe Mäntel, allein sie dienen blos, farbige Kleider zu bedecken, in denen sie in Gesellschaften erscheinen. In Genua aber ist die ganze Kleidung schwarz, und jedermann, der sich im geringsten vom Pöbel entfernt zu seyn glaubt, trägt diese Farbe und keine andre. Dieses verursacht in Gesellschaften einen so traurigen Anblick, daß die wenige Geselligkeit, die hier ohnedem herrscht, vielleicht noch mehr dadurch verringert wird.

Die Genueser lieben die Schauspiele so sehr, wie irgend ein ander Volk in Italien, allein sie lieben das Geld noch mehr; daher sieht man niemals in Genua solche prächtige Opern, als in andern weit geringeren und kleinern Städten dieses Landes. Die schlechte Bezahlung, die man hier den Schauspielern aller Art giebt, verursacht, daß man mehrentheils nur den Auswurf derselben erhalten kann. Kommt ja ein berühmter Sänger hieher, so geschieht es nur im Sommer, wo die mehresten Theater in Italien geschlossen sind. Man läuft zu, weil man ihn wohlfeil hören kann, obgleich das Vergnügen durch die erstickende Hitze in einer solchen Jahreszeit vielleicht zu theuer erkauft ist.

Genua ist der einzige Staat in Europa von irgend einigem Ansehn, der keine hohe Schule in seinem Gebiete hat. Ueberhaupt ist die Gleichgültigkeit der Genueser gegen Wissenschaften und Künste unglaublich, und hierin kontrastiren sie abermals mit den Venetianern, die Gelehrten und Künstlern viel Aufmunterung geben. Wären nicht die Paläste von Durazzo, Brignole, Carrega und Andern mehr mit vortreflichen Gemälden während dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert an-

gefüllt, so würden sie es wahrscheinlich gegenwärtig nicht werden. Diese Sammlungen werden nicht vermehrt, ja nicht einmal recht unterhalten. Ein Künstler würde hier Gefahr laufen vor Hunger zu sterben. Auch findet man keine hier, so sehr man auch gewohnt ist, deren in allen ansehnlichen Städten Italiens anzutreffen. Dieses gilt auch von den Gelehrten und zwar doppelt, besonders seit Aufhebung der Jesuiten; denn die Ignoranz ist hier so groß, daß sie an wahre Barbarey gränzt; ob es gleich hier verschiedene Bibliotheken giebt, die aber wenig genutzt werden. Man würde unrecht thun, wenn man dieses dem merkantilischen Geiste zur Last legen wollte, denn wie sehr sich dieser mit der Aufklärung verträgt, beweisen nicht allein so viel Handelstädte Deutschlands und Frankreichs, sondern selbst Holland, wo alles Handlung athmet, und die Sparsamkeit die erste Tugend ist; England zu geschweigen, wo der Kaufmann der größte Beförderer der Künste, und oft selbst ein Gelehrter ist.

Die schönen Kirchen und andre öffentliche Gebäude, die man hier sieht, sind auch aus den vorigen Zeiten, da ein ganz andrer Geist den Staat belebte. Die Kirche der Annunciation ist eine der

schönsten in Italien, und auch inwendig mit einer außerordentlichen Pracht verziert. Ein gleiches kann man auch von der Cathedralkirche sagen.

Indessen ist nichts die Baukunst betreffend hier so auffallend, als die in der Luft gleichsam schwebende Brücke von Carignan, die von einem Berge zum andern gebaut ist, und tief unter sich Häuser von sechs Stockwerken hat. Dieses Werk hat die Andacht veranlaßt. Die Familie Carignan baute eine schöne Kirche, die noch izt diesen Namen führt, und zu den schönsten in Genua gehört. Die Lage dieser Kirche auf einem Berge war für die andächtigen Seelen, die sie besuchen wollten, sehr unbequem, daher dieselbige Familie diese berühmte Brücke bauen ließ, welche von dem gegenüberliegenden Berge zur Kirche führt. Sie dient zugleich zu einer sehr angenehmen Promenade, von der man weit in die See sehen kann. Einen noch viel herrlichern Prospekt aber hat man von einer schönen Terrasse, die eigentlich der Hauptspaziergang der Einwohner ist, wo sich das Meer, die Stadt und unzählige Landhäuser zugleich dem Auge darstellen.

So alt Genua auch ist, so findet man doch hier fast gar keine Alterthümer, und sehr wenige antike Statuen; unter diesen ist nicht eine einzige, die man

als besonders merkwürdig anführen könnte. Frägt man nach vortreflichen Werken der Bildhauerkunst, so werden drey Bildsäulen des Puget gezeigt, die, so schäzbar sie auch wirklich sind, dennoch als Kunstvorrath vortreflicher Bildhauerey in keine Betrachtung kommen, da hier von einer großen und reichen Stadt die Rede ist, welche mitten in einem Lande liegt, wo die Künste so sehr geblüht haben. Dieser Umstand und die Anzahl Gemälde großer Meister welche auf keine Weise mit der Wichtigkeit eines solchen Orts im Verhältniß steht, da geringere Oerter, als Parma, Piacenza, Bologna, und andre mehr, viel reicher an vortreflichen Schildereyen sind, veranlaßt die Vermuthung, daß diese Geringschätzung der schönen Künste nicht sowohl aus Sparsamkeit herrühre, als vielmehr Charakterzug der heutigen Genueser sey.

Die Stadt Genua führt den Beynamen, die Prächtige. In der That, der Stolz und nicht die Liebe zur Baukunst, hat die Genueser veranlaßt, ihre Stadt mit prächtigen Palästen zu zieren, die indessen, so sehr sie auch ins Auge fallen und den flüchtigen Beobachter entzücken, dennoch gänzlich von dem guten Stil der Kunst entfernt sind, den man in den Palästen in Rom und Florenz und in

den Werken des Palladio bewundert. Der herrliche Prospekt, den Genua von der Seeseite gewährt, und womit die Einwohner groß thun, ist viel zu theuer durch die große Unbequemlichkeit ihrer engen und stinkenden Gassen erkauft, die aus der Lage ihrer Stadt entsteht. Der Raum, den sie einnimmt, ist ein schmaler Erdstrich, der sich zwischen den Gebirgen und dem Seeufer befindet. Er formirt einen halben Zirkel um den Hafen, und ist so schmal, daß ein großer Theil der Stadt an den Abhang dieser Berge selbst gebaut ist, welches denn den amphitheatralischen Anblick verursacht. Es sind nur einige wenige Straßen, wo man reiten oder fahren kann; in allen andern ist kein Fuhrwerk zu gebrauchen. Selbst die prächtige Straße, Strada nuova, die aus vierzehn Palästen besteht, hat diese Unbequemlichkeit, obgleich sie eine der breitesten der Stadt ist. Die Visiten des Adels werden daher alle in Portechaisen gemacht, mit dem Unterschiede, daß man sich blos bey schlechtem Wetter hineinsezt, sonst aber beständig sie ledig hinter sich hertragen läßt. Die Damen haben dabey diesen Vortheil, daß sie immer von Cavalieren begleitet sind. Sie sind, so wie diese, schwarz gekleidet, wodurch sie sich von dem bürgerlichen Frauenzimmer auszeichnen,

das diese Erlaubniß nicht hat, auch nicht haben mag, da sie den Putz so sehr einschränkt, obgleich, wie oben gesagt, alle Männer die nicht zum Pöbel gehören, oder gehören wollen, so wohl wie der Adel schwarz gekleidet sind.

Das Frauenzimmer in Genua ist schön, allein sie entstellen sich durch ihre seltsame Tracht. Diese ist ein Schleyer von Cattun, den man Messero nennt, mit dem sie den Kopf und den obern Theil des Leibes bedecken; nichts bleibt frey als die Augen, welches sie durch künstliche Haltung des Schleyers zu bewirken wissen. Der Kopf, der Hals, die Arme, die Taille, kurz der schönste Theil des Körpers wird dadurch unsichtbar, und das Frauenzimmer gleichsam in eine Mumie verwandelt. Der ausgesuchteste Kopfputz und die schönste Kleidung befinden sich oftmals unter dieser grotesken Maske, die um so viel lächerlicher ist, da die bunte Leinewand mit den seidnen Kleidern seltsam kontastrirt. Diese Mode herrscht nirgends in Italien als hier. Man trägt zwar in der venetianischen Lombardey auch Schleyer, die Zendalo genannt werden, allein diese sind von schwarzseidenen Zeugen, und überdem sind sie ganz anders beschaffen, so daß sie eine reizende Tracht sind, dahinge-

gen der Messero einen höchst widrigen Anblick verursacht. Die genuesischen Damen von Stande bedienen sich dieses Schleyers niemals, es sey denn, daß sie im äußersten Incognito geheime Besuche machen. Das Tragen der Juwelen ist durch die Gesetze verboten, die es nur sechs Wochen vor und sechs Wochen nach der Hochzeit den Damen gestatten.

Der gänzliche Mangel an Aufklärung des Geistes, der hier durchgehends bey den Männern herrscht, läßt in diesem Punkt keine Lobrede für das schöne Geschlecht vermuthen. Da das Lesen hier eine ganz unbekannte Beschäftigung ist, so ist es den Schönen nicht zu verdenken, wenn sie ein Buch als die unnützeste Sache von der Welt ansehn. Spiel, Intriguen und Andachtsübungen machen den Zirkel ihrer Geschäfte und ihre einzige Unterhaltung in Gesellschaften aus. Nur eine besondere Achtung gegen Fremde kann sie dazu bringen, italienisch zu reden, denn selbst die vornehmsten Standespersonen sprechen unter einander fast immer genuesisch; ein Umstand, der besonders dem Frauenzimmer diese Mundart so eigen gemacht hat, daß es ihnen beschwerlich fällt in einer andern zu reden; ja es giebt sogar Damen vom ersten Range, die

keine andre verstehen. Eine junge sehr schöne Dame, eines der edelsten Geschlechter, war 1780 unter dieser Zahl. Es wird daher für keine Beschimpfung gehalten, wenn man eine Genueserin frägt, ob sie italienisch verstehe? Obgleich es allerdings etwas seltsam scheint, einer Italienerin mitten in Italien eine solche Frage zu thun.

Diese Mundart unterscheidet sich von den andern italienischen Mundarten so sehr, daß ein Fremder mit der besten Bekanntschaft der italienischen Sprache schlechterdings nichts davon verstehen kann. Sie dient zum Beweise, daß auf einander gehäufte Vokalen keine Sprache wohltönend machen. Denn noch niemand hat sie so gefunden; im Gegentheil macht sie einen widerlichen Eindruck, und bildet einen heulenden Ton. Das Charakteristische dieser Mundart besteht in Verkürzung der italienischen Wörter und Auslassung ihrer Consonanten, wodurch sich die Vokalen einander nähern und aufgehäuft werden. Z. B. der Tisch, tavola, heißt toa, scudo, heißt scuo, u. s. w.

Zum Ersatz aber der unbeschreiblichen Unwissenheit, deren sich die Genueser nicht schämen, halten sie viel auf andächtige Ceremonien, und besonders auf Processionen, die in Rom selbst nicht so

häufig sind. Es giebt hier mehr Brüderschaften als in irgend einer Stadt in Italien, welche sich durch uniforme Masken unterscheiden, und ein gräßliches Schauspiel verursachen. Die Kleidung ist eine Art von Schlafrock, der den ganzen Leib bedeckt, gewöhnlich von weißer Leinwand, womit auch der Kopf verhüllt ist, so daß nur zwey Löcher für die Augen in der Larve frey bleiben. Viele haben unter dieser Verkleidung Dolche oder Messer verborgen, mit denen sie im Vorbeygehen ihrem Feind Stöße beyzubringen suchen. Solche boshafte Handlungen sind hier nicht selten, und bleiben gewöhnlich ungestraft; die Larve verbirgt den wahren Thäter, den die Brüderschaft nicht nennt, sondern schützt. Bey meinem Aufenthalt in Genua empfing ein mailändischer Kaufmann einen Messerstich von einem dieser Andächtler, dem er aber glücklicherweise auswich, so daß nur die Haut gestreift wurde. Die Veranlassung dazu war so unbedeutend, daß es fast unglaublich scheint. Er sagte blos zu seinem Freunde, mit dem er die Procession vorbey passiren sah, daß die Kleidung einer andern Brüderschaft (denn bey gewissen Feyerlichkeiten machen sie Galla, und alsdenn tragen sie kleine Mäntel von farbigen Taffent mit Tressen besezt) ihm besser

gefiel als diese; eine unschuldige Aeußerung, die dieser Bösewicht durch einen Meuchelmord rächen wollte. Ein behutsamer Fremder muß diese Art Gaukeleyen nur in der Entfernung betrachten, denn so sehr er auch in dem ganzen übrigen Italien gewöhnt seyn mag, religiöse Andachtsübungen zu sehen, so übertrift doch das Bizarre dieses Aufzugs, wegen der Menge grotesker Larven, und der abgeschmackten Verzierung, alles was man Lächerliches sehen kann.

Die mehresten Glieder dieser Banden sind Handwerksleute. Ein Kaufmann in Genua, so stark er auch übrigens zur Andacht gestimmt wäre, würde es für erniedrigend halten, sich zu ihnen zu gesellen. Dieses hindert aber nicht, daß Personen von den vornehmsten adelichen Familien aus Demuth das Amt der Kreuzträger bey diesen Brüderschaften über sich nehmen. Da diese Kreuze, die bey den Processionen vorangehen, sehr groß und schwer sind, und viel Geschicklichkeit und Stärke zum Tragen derselben gehört, so müssen sich die Träger lange üben, ehe sie auftreten können. Oft werden sie aber in der Lehrzeit zu Krüppeln gemacht, da sie denn ihre übrigen Tage als Märtyrer leben. Demungeachtet drängt man sich zu diesem Ehren-

posten, und zahlt mit Freuden die damit verbundenen ansehnlichen Kosten. Diese dienen zu Anschaffung der Wachskerzen und aller andern Ausgaben. Der reiche Marchese Spinola war auch vor einigen Jahren Kreuzträger, und durch seine Freigebigkeit zeichnete sich seine Brüderschaft vorzüglich aus.

Die größte dieser Feyerlichkeiten geschieht dem heiligen Johannes zu Ehren, dessen Asche man vorgiebt hier zu besitzen. Sie hat schon viele Wunder gethan, und unter andern ein Schiff gerettet, das auf dem Punkt war im Hafen unterzugehen. Es war ein Englisches, und folglich mit lauter Ketzern bemannt, die in der Todesangst sich an den heiligen Johannes wandten, der auch ihr unerwartetes Zutrauen belohnte und sie aus der augenscheinlichsten Gefahr rettete. Dieses Wunder zu verewigen, sezt sich an dem bestimmten Tage, im Monat April, alles in Bewegung. Der Senat, die Geistlichkeit, und die Brüderschaften begleiten die Asche, die in einem silbernen Kasten von Edelleuten getragen wird, nach der Meersseite, wo unter einem prächtigen Zelt eine feyerliche Messe gelesen wird, wobey die Glocken geläutet und Kanonen abgefeuert werden. Es ist merkwürdig, daß in Venedig die Politik die Führerin aller Feyerlichkeiten ist; in Ge-

nua geschehen sie aber blos aus Andacht. Die Senatoren selbst geben das Beyspiel. Man könnte es für die feinste Staatskunst halten, das Volk, in Ermangelung andrer Ergözlichkeiten, mit Andachtsübungen zu beschäftigen, wenn nicht alles unwidersprechlich übereinstimmte, daß man die Regierungskunst hier nicht suchen müsse.

Die auszeichnende Art der Genueser zu denken und zu handeln, verursacht, daß sie von allen italienischen Nationen gehaßt werden. Dieser Nationalhaß erzeugt Verachtung bey den benachbarten Höfen, die alle Gelegenheiten ergreifen, sie zu demüthigen. Unglücklicherweise für die Genueser, sind alle ihre fürstliche Nachbarn vortrefliche Oekonomen, die kein Geld zu negociren brauchen, und folglich zu keiner politischen Nachsicht gegen sie verbunden sind. Ein großer Monarch, der sie außerordentlich verachtet, gab hievon einen auffallenden Beweis, da er vor mehrern Jahren ganz Italien durchreiste, und dennoch Genua nicht mit seiner Gegenwart beehren wollte, obgleich er sich mehr als einmal in der Nachbarschaft befand, nicht leicht eine große Stadt unbesucht ließ, und besonders auf die Seehäfen sehr aufmerksam war. Man erzählt eine Anekdote, die, wahr oder falsch, selbst in Ge-

nua gång und gebe ist. Daß nämlich dieser Monarch den Senatsdeputirten, die ihn damals nach Genua einluden, zur Antwort gegeben, daß sein Gefolge zu klein wäre, um in ihrer Stadt zu erscheinen.

Man erinnert sich hiebey der im Jahr 1745 geschehenen Einnahme der Stadt, und deren sonderbare Folgen, womit die Genueser nicht wenig groß thun. In der That liefert die alte und neue Geschichte kein Beyspiel, daß eine wohl disciplinirte Armee eines kriegerischen Volks, am hellen Tage, blos vom Pöbel überwunden und aus der eroberten Stadt gejagt worden wäre. Man würde die Sache für unglaublich halten, wenn sie nicht in unsern Tagen geschehen wäre. Es wäre aber ungerecht, wenn man dieses den kaiserlichen Truppen zur Last legen wollte. Sie wehrten sich in ihrer nachtheiligen Lage aufs äußerste, und fielen als Schlachtopfer der Unschicklichkeit ihres Anführers, des Marchese de Botta. Dieser von allen Talenten entblößte Mann, nachdem er durch sein hartes und unbesonnenes Betragen die Genueser zur Verzweiflung getrieben hatte, war ganz unfähig in dieser gefährlichen Lage, die nöthigen Maaßregeln zu nehmen. Das Volk war in alle Häuser,

Paläste und Klöster der Strada Balbi (wo das Hauptquartier der Kaiserlichen war,) und der nahe beyliegenden Plätze gedrungen. Ein unaufhörliches Feuern von den Dächern und aus den Fenstern dieser größtentheils sehr massiven Gebäude, richtete ein schreckliches Blutbad unter den Truppen an, deren Schüsse ohne alle Wirkung waren. Die amphitheatralische Lage der Stadt gab dem wüthenden Pöbel außerordentliche Vortheile. Die von oben kommenden Steine und Kugeln trafen alle. Die Standhaftigkeit der Truppen, in dieser Gefahr auszuhalten, diente blos ihre Niederlage zu vergrößern, und sie sahen endlich keine Rettung, als in einer schleunigen Flucht. Dieses war blos das Werk des niedrigen Pöbels. Die andern Einwohner sowohl als der Senat sahen den glücklichen Erfolg noch als sehr ungewiß an, und nahmen daher keinen thätigen Antheil an dieser kühnen Unternehmung. Sie begnügten sich, das Volk heimlich zu unterstützen, und ihnen Waffen austheilen zu lassen.

Durch diesen unerhörten Vorfall verloren die Kaiserlichen ein wichtiges Land, das, wenn es auch im Aachner Frieden nicht behauptet worden wäre, dennoch auf die Friedensartikel zum Vor-

theil des Besitzers großen Einfluß gehabt haben würde. Dieser große Nachtheil entstand aus der ausnehmenden Unfähigkeit eines einzigen Mannes, der zum Erstaunen aller Welt, anstatt gestraft zu werden, neue Ehrenstellen erhielt. Ein Beweis, daß er ein besserer Hofmann als Feldherr war. Wahrscheinlich hätte ihn unter der jetzigen Regierung ein ander Schicksal erwartet.

Genua ist seitdem mit neuen Festungswerken versehen worden, die aber so weitläuftig sind, daß sie wenigstens dreyßigtausend Mann zur Vertheidigung erfodern. Kommt im Fall einer Belagetung keine fremde Armee der Stadt zu Hülfe, so ist diese vermehrte Befestigung äußerst unnütz. Alle Landtruppen der Republik bestehen nur aus dreytausend Mann, größtentheils Deutsche, sowohl Offizier als Gemeine, schlecht disciplinirt, mondirt und ästimirt. Der General ist, wie schon oben gesagt, allemal einer der vornehmsten Senatoren, allein er trägt niemals Uniform, sondern hat blos zum Zeichen seiner Würde einen Rohrstock in der Hand, mit dem er auch bey allen Rathsprocessionen paradirt. Der Staat unterhält nur vier Galeeren, die hauptsächlich zu den Reisen der Senatoren dienen, die sie in den am Meer gelegnen

Städten ihres Gebiets thun; deßgleichen die genuesischen Damen nach den Bädern bey Pisa zu führen. Dieses ist die Bestimmung der Marine des Staats. Sehr selten kreuzen sie gegen die Seeräuber. Diese Nachläßigkeit, und die vorbeschriebene äußerst schwache Regierung, verursachen einen Mangel an Sklaven zur Bemannung dieser wenigen Galeeren; ein Umstand, der um so viel sonderbarer ist, da Diebstahl und Meuchelmord hier gar nicht selten sind, und die Galeeren anstatt der Zuchthäuser dienen.

Dieser Mangel an Züchtlingen aber wird auf eine Art ersezt, die alle menschliche Begriffe übersteigt, und die, wie ich sehr zweifle, in irgend einem Winkel der Erde als hier im Gebrauch ist. Man sollte glauben, daß die niedrigste Stufe des menschlichen Elends das Leben eines Galeerensklaven sey. Auf dem Verdeck unter freyem Himmel fast nackend angeschmiedet, der Witterung aller Jahreszeiten, und dem Ungestüm des Meers bey der elendesten Kost blosgestellt; vom Ungeziefer verzehrt, und von der Peitsche zerfleischt, scheint es, daß diese Unglückliche das Schicksal eines Gefangenen, der in einem unterirdischen Kerker in Fesseln liegt, beneiden müssen; denn sein Zustand,

mit dem ihrigen verglichen, ist Glückseligkeit. Dennoch, durch einen unbegreiflichen Widerspruch in der menschlichen Natur, giebt es hier Menschen, die um die Zahl der mangelnden Galeerensklaven zu ersetzen, ihre Freiheit verkaufen. Der Termin ist gewöhnlich auf ein Jahr, und der Preis zwey Zechinen, die ein solcher Unmensch mehrentheils gleich versäuft. Er wird sodann auf die Galeere gebracht, entkleidet und angeschmiedet. Man macht keinen Unterschied in der Behandlung zwischen dem größten Verbrecher und einem solchen Buben. In dem Laufe des Jahres findet man oft Gelegenheit, wo er zu neuen Ausschweifungen geneigt ist; diese nützt man, er bekommt frisches Geld, und verlängert seinen Termin. Es ist daher selten, daß ein solcher Unmensch jemals seine Freiheit wieder erhält.

Der genuesische Adel hat dem Handel nicht entsagt, sondern treibt dieses dem Staat so nützliche Gewerbe mit großem Eifer. Die zwey größten Handelshäuser hier gehören den adlichen Familien Durazzo und Cambiasi; sie schämen sich nicht auf die Börse zu kommen, und dem geringsten Kaufman gelegentlich zu schmeicheln. Sie sind *al banco* ganz Höflichkeit und Herablassung. Wehe

aber dem Kaufmann, wenn er darauf ein System von Protection bauet! denn derselbe Mann, der auf der Börse ihm freundschaftlich die Hand gedrückt hat, wird in dem Ton eines asiatischen Despoten mit ihm reden, sobald er in seinen Palast kommt. Der ehemals große Kaufmann in Amsterdam, Herr Clifford, erfuhr davon eine Probe zur Zeit seines größten Wohlstandes, da er selbst von Fürsten karessirt wurde. Er reisete durch Genua, und wollte den Nobile Durazzo, Chef des vornehmsten Handlungshauses, in seinem Palast besuchen. Gewohnt alle Thüren der Großen bey seinem Namen sich öfnen zu sehn, erstaunte er, daß er in der Antichambre eines Edelmanns ohne Titel und Würde vernachlässigt wurde. Er hielt es für ein Versehn des Bedienten, der seinen Namen nicht recht gemeldet hätte. Allein auf wiederholtes Anmelden, daß Herr Clifford aus Amsterdam aufzuwarten bereit wäre, wollte doch niemand erscheinen. Nachdem er länger als eine Stunde vergebens gewartet hatte, entfernte er sich, und gab dem Kammerdiener folgenden Auftrag: „Sagt eurem Herrn, „daß die Cliffords nicht gewohnt sind zu antichambriren, und daß die Durazzo's zu klein wären „diese Ehre zu verlangen.“

Die Genuesische Bank, die dem heiligen Georg geweihet ist, stellt ein sonderbares politisches Phänomen dar. Sie ist ganz von dem Senat und also von der gesezgebenden Gewalt unabhängig, und macht daher einen kleinen Staat für sich aus, der seine eigene Gesetze hat, und nicht selten mit dem großen Staat in Streitigkeiten geräth, die jedoch nie von Folgen gewesen sind. Der Senat hat diesen Schaz auch nie angegriffen, vielmehr einen grossen Theil der Staatseinkünfte damit verbunden, die durch den Kanal der Bank fließen. Sie wurde im funfzehnten Jahrhundert errichtet, und hat seit der Zeit ihre Gesetze unverändert beybehalten. Die Administration derselben ist in den Händen der reichsten Bürger, die dazu erwählt werden, und sodann lebenslang ihr Amt verwalten. Sie formiren einen Damm gegen den Mißbrauch der aristokratischen Gewalt; daher auch von allen Regierungsformen dieser Klasse, denen man mit so viel Recht den Despotismus vorwirft, die genuesische Regierung vielleicht die mildeste ist, die man je gesehn hat. Ich habe aber schon oben gezeigt, daß diese Milde nicht von politischen Gründen herrührt; noch weniger gehört sie zu den Fundamentalgesetzen des Staats, sondern sie ist blos die Folge einer

ohnmächtigen Regierung; eine Schwachheit, die sich auf allen Seiten äußert.

Die Regierungs- und Handlungsgeschäfte, sowohl als das Klima, haben die Gewohnheit unterm Adel eingeführt, erst spät des Abends in Gesellschaften sich zu versammeln. Dieser Gebrauch herrscht in dem größten Theil von Italien, nur mit dem Unterschiede, daß hier der ganze Adel der Stadt in einem Hause zusammenkommt. Dieses wechselt beständig unter allen Familien ab, so daß es nur einmal in vierzehn bis funfzehn Monaten herumkommt. Diese sogenannte Conversationi fangen Abends um neun Uhr an, und dauren bis eilf Uhr. Man spielt und genießt Erfrischungen, wenn man es begehrt, und damit hat die Conversation ein Ende. Nichts ist in den Augen eines Fremden, der nicht spielt, abgeschmackter, als diese Zusammenkünfte. Da man sich blos zum spielen versammlet, und die Zeit kurz ist, so wird auch keine Minute verloren. Man kömmt, spielt, und eilt weg. Jedermann ist auch hier wie gewöhnlich schwarz gekleidet. Man hat auch den häufigen Gebrauch des Porzellains durch Gesetze eingeschränkt, da hingegen man so viel Silberzeug haben kann, als man nur will.

Das Cicisbeat ist zwar ein ganz Italien eingeführter Gebrauch, allein nirgends wird es bis auf einen solchen lächerlichen und ausschweifenden Grad getrieben, als in Genua. Mit dem Hochzeitstage endigt sich aller öffentlicher Umgang eines Ehemanns mit seiner Frau. Sie dürfen schlechterdings nicht zusammen gesehn werden, weder auf der Promenade, noch in Schauspielen oder Gesellschaften, kurz nirgends. In andern Städten sezt sich mancher Ehemann, aus Liebe zu seiner Gattin, über diese närrische Gewohnheit weg, er hat weiter keine Besorgniß, als für einen unmodischen oder eifersüchtigen Mann gehalten zu werden; allein hier darf das entschlossenste Ehepaar keinen solchen Versuch wagen. Von allen Freunden ohne Unterschied verlassen, von Feinden verspottet, und vom Pöbel beschimpft zu werden, ist die unausbleibliche Folge, sobald sie sich öffentlich zusammen sehn lassen. Man scheuet sie, als ob sie von der Pest angesteckt wären, und sogar ihre Busenfreunde weichen solchen Eheleuten auf der Straße aus, und verbergen sich. Sie würden selbst verspottet werden, wenn sie mit so ausgezeichneten Personen sich öffentlich in ein Gespräch einließen.

Wie sehr dieser unsinnige Gebrauch, in einem wollüstigen Lande, den Sitten nachtheilig seyn müsse, wird jeder Menschenkenner einräumen, so viel auch zu dessen Beschönigung selbst von klugen Reisenden gesagt worden ist, die in diesem Fall das Echo der Italiener gewesen sind. Es ist nichts so lächerlich auf Erden, dem man nicht einen Anstrich geben könne. Genug die Dame wählt sich ihren Cicisbeo, der auch oft im Ehekontrakt bestimmt wird, und dieser wird ihr unzertrennlicher Gesellschafter bey allen Gelegenheiten. Sie ist ganz die seinige, nur des Nachts nicht, wo der Mann seine Stelle vertritt, und zwar nur auf einige Stunden; denn ein Cicisbeo, der sich seine Pflicht recht will angelegen seyn lassen, besucht seine Dame morgens früh im Bette, hilft sie an- und auskleiden, der Mann entfernt sich, u. s. w. Es ist ein Vorurtheil, daß die Italiener sehr eifersüchtig sind. Daß sie in Ansehung ihrer Weiber diese Leidenschaft nicht zeigen, wird durch das Cicisbeat vollkommen bewiesen. Ihre Eifersucht gegen ihre Geliebten aber zeichnet sich aus, nicht daß sie in einem solchen Fall stärker wäre, als bey andern Nationen, allein sie äußert sich heftiger, woran ihre hitzige und rachgierige Gemüthsart schuld ist, die oft durch nichts

geringeres als Mord und Tod befriedigt werden kann.

Wenn indessen der moralische Nachtheil des Cicisbeats bey den freyen Sitten unsrer Zeit nicht in Betrachtung kommt, so ist doch der physische und politische Nachtheil des Staats, besonders in Genua außerordentlich, wovon folgendes ein unwidersprechlicher Beweis ist. Es giebt hier Kaufleute aller Nationen, besonders deutsche, englische und französische; diese leztern aber sind alle aus der französischen Schweiz. Im Jahr 1780 befand sich auch nicht ein einziger Franzose in Genua als Kaufmann etablirt. Ein Umstand der merkwürdig ist, da man keine Handelsstadt in Europa ohne französische Häuser findet. Diese Ausländer sind größtentheils ansehnliche Kaufleute, aber alle insgesamt, ohne Ausnahme, zu welcher Nation sie auch gehören, unverheurathet. So sehr dieser Grundsaz eines unehelichen Lebens, den eine solche Menge reicher Leute angenommen hat, auch den Staat in Ansehung der Bevölkerung nachtheilig ist, so ist dieses doch das geringste Uebel. Kein Fremder etablirt sich in Genua, ohne den festen Vorsaz zu fassen, nur eine Anzahl von Jahren zu sammeln, und sich sodann wieder weg zu begeben. Dieser gewisse Ge-

winnst kann hier nicht leicht fehlen, wenn man die gehörigen Handlungskenntnisse hat, ohne alle Familie ist, und die äußerste Sparsamkeit beobachtet. Nach einer festgesezten Zeit also, wenn der Tod nicht dazwischen kommt, zieht ein jeder fremde Kaufmann ohne Unterschied, da er nicht gefesselt ist, von Genua mit seinen erworbenen Reichthümern weg; ein Schade, der für den Staat unendlich ist. Ein reicher Kaufmann, aus Geneve gebürtig, der in Genua etablirt ist, und noch lebt, entschloß sich vor einigen Jahren zu heurathen, und, dem Cicisbeat znm Troz, nach seiner Fantasie zu leben. Er wählte ein reizendes Mädchen aus seinem Vaterlande, deren Besitz ihn für alles andre schadlos halten sollte. Von aller Welt abgesondert, und eins in dem andern glücklich, hielten sie eine Weile aus, und lebten wie Eremiten mitten in einer volkreichen Stadt. Der Verdruß aber, wie Gefangene, von allen Gesellschaften, Spatziergängen, Schauspielen u. s. w. ausgeschlossen zu seyn, da man sie schlechterdings in diesem Fall nicht besuchen kann, ohne insultirt zu werden, wirkte auf sie so stark, daß Beide krank wurden. Der Tod machte in kurzer Zeit dem Gram der jungen Schönen ein Ende, und überließ es ihrem zärtlichen Gatten, ein

Unglück zu beweinen, woran er allein schuld war, und das er hätte vorhersehen können.

Die Republik Lucca stellt ein von dem genuesischen sehr verschiedenes Bild eines Freystaats dar. Man findet hier unter den Bürgern eine größere Gleichheit, und eine Art von Freiheit, die man in ganz Italien vergebens suchen würde. Dieser kleine Staat, der an Volksmenge und Einkünften mehreren unsrer großen Reichsstädte weit nachstehen muß, erhält sich durch seine Kleinheit und Armuth; und genießt seines Glücks in Ruhe. Die Freiheit hat hier eine Industrie erzeugt, die sowohl in der Stadt als auf dem Lande aufs äußerste getrieben ist. Die Felder sind sehr wohl angebaut, und in der Stadt ist alles mit Manufakturarbeiten beschäftigt. Vorzüglich wird hier eine ungeheure Menge Maskeradelarven verfertigt, die mit vieler Kunst gemacht werden, worin es niemand den Luckesern gleich thut; daher diese Waare in einem Lande, wo das Carneval ein so großer Gegenstand ist, einen sehr einträglichen Handlungszweig ausmacht. Man duldet hier keine Juden. Auch ist es merkwürdig, daß man in Lucca nie die Jesuiten hat aufnehmen wollen, selbst zu der Zeit nicht, da dieser Orden halb Europa regierte. Es ist eine große Frage, ob unter der Fahne

des heiligen Ignatius die Industrie und Ruhe der Lucceser noch jezt zur Charakteristik dieses kleinen Staats gehören würden.

Siebenter Abschnitt.

Rom. Charakter der neueren Römer. Stolz. Priesterreligion. Toleranz. Geselligkeit. Hang zur Politik. Kardinal Bernis und Herzog von Grimaldi. Zankfisch. Messerstiche. Protestanten. Papiergeld. Frauenzimmersitten. Ungeheures Pilgerhospital. Collegium der Propaganda. Sanskritta Sprache. Deutsches Seminarium in Rom.

Rom ist die prächtigste Stadt in Europa, mit der keine verglichen werden kann. Sie ist außerdem die vornehmste in der Welt, für den Künstler, den Kunstliebhaber, den Alterthumsforscher, und überhaupt für jeden denkenden Kopf, von welcher Nation oder Religion er auch immer seyn mag. Prachtvoll in ihren ungeheuren Ruinen, in ihren Kirchen, Palästen, Springbrunnen, öffentlichen Statuen, Säulen und Obelisken; allein dennoch bilden diese Wunder der Kunst kein hinreissendes Ganze. Blos in seinen Theilen ist Rom bewunderungswürdig. Oft stehen die herrlichsten

Gebäude im Winkel, wo sie keine Wirkung thun, und überdem noch von niedrigen Gegenständen umgeben sind. So steht das Pantheon auf einem kleinen Plaz, wo die Weiber den ganzen Tag Fische zum Verkauf braten, auch andre Lebensmittel verkaufen. Der große Platz Navonna, wo der majestätische Springbrunnen ist, der alle in Italien übertrift, hat größtentheils mittelmäßige Häuser, und dient zum Trödelmarkt. Die prächtige Fontaine von Trevi mit ihrer Opern-Decoration liegt ganz versteckt. Die bewunderungswürdige Treppe von Trinita di monte wird durch eine sehr schlechte Kirche geschändet, zu welcher sie führet. Die große Laterankirche, von welcher der Pabst Pfarrer ist, liegt auf dem Felde. Selbst die Peterskirche, ehe man die Colonnade erreicht, hat sehr schlechte Zugänge u. s. w.

Durch einen erstaunungswürdigen Wechsel der Dinge, findet man bey den Nachkommen des berühmtesten, tapfersten und freyesten Volks der Vorwelt, Ruhmlosigkeit, Feigherzigkeit und Sklaverey in einem hohen Grade vereinigt. Man trift auch bey ihnen keine Spur von dem heroischen Charakter der alten Römer an. Die Neuern haben von ihren Vorfahren nichts als den Stolz übrig

behalten, der ihnen so wenig zukommt, und sich doch auf so mannichfaltige Art äußert; auch unterlassen sie nie die auf den alten Denkmälern prangenden Worte: Senatus populusque Romanus, noch jezt allenthalben anzubringen, so lächerlich es auch klingt.

Dieser Stolz, der den Römern troz ihrer Armuth eigen ist, muß in der That Mitleiden erwecken; er hat keinen Grund als in dem großen Namen der alten Bewohner, und in der Menge der Kunstwerke längst verstorbener Künstler. Indessen zeigt er sich sowohl bey dem Tagelöhner als dem Fürsten in allem, auch sogar in der Art sich auszudrücken. Ein geringes Haus, dessen Eigenthümer einen gewissen Rang hat, heißt hier gleich palazzo, (Palast). Man nimmt aus Pralerey die Namen berühmter Helden an, daher alle ansehnliche Familien hier mit Cäsaren und Scipionen reichlich versehen sind. Sendet man einen gemeinen Kerl als Boten irgend wohin, so nennt er diese Verrichtung eine ambasciata (eine Ambassade). Der Fürst, wenn er gleich nicht viertausend Scudi Einkünfte hat, spricht von seinem Hofe (corte). Der Koch eines vornehmen Mannes führt den hochtrabenden Titel, Ministro della cucina, und ein

jeder Bedienter nennt sich della famiglia (von der Familie) des Fürsten oder Kardinals N. N.

In der Menge dieser Pflastertreter suchen die hiesigen Großen ihren Pomp zu zeigen; allein dieser Aufwand ist blos scheinbar, da das Lohn dieser Leute nur sehr geringe ist, und sie größtentheils von der erbettelten Mancia leben müssen Dieser schändliche Gebrauch wird hier bis zur größten Ausschweifung getrieben. Hat man bey einem vornehmen Mann gespeist, oder auch nur eine bloße Audienz erhalten, so begeben sich die Bedienten den folgenden Tag nach der Wohnung des Fremden, und verlangen ihre Mancia, (Trinkgeld) die nach dem Verhältniß, in dem man mit ihrem Herrn steht, eingerichtet seyn muß. Wer keine fernere Audienz verlangt, oder mit der gehabten unzufrieden ist, und daher kein Trinkgeld geben will, hat die größten Grobheiten zu erwarten; denn sie verlangen es als Schuldigkeit. Dieser barbarische Gebrauch ist hier so allgemein, daß selbst die Bedienten des Pabsts sich einstellen, damit keine Audienz unbezahlt bleibt. Viele behaupten, daß manche Kardinäle selbst einen Antheil an der Mancia ihrer Leute haben, die in Jahresfrist eine sehr beträchtliche Summe ausmacht; denn oft muß der Stolz

dem Geldgeiz weichen, so außerordentlich ersterer auch bey den Kardinälen ist. Diese Leute stellen sich im Range den Königen gleich, und dünken sich über die Churfürsten erhaben, und zwar aus dem lächerlichen Grunde, weil aus ihrem Corps der Pabst erwählt wird, der den Rang über den Kaiser hat, daher die Wahlfürsten des erstern auch einen höhern Rang als die Wahlfürsten des leztern haben müssen. Dieser Einbildung zufolge geschah es vor einigen Jahren, daß ein Kardinal, der an einem churfürstlichen Hof einen Auftrag hatte, alles Ceremoniel bey Seite sezte, und unangemeldet nach Hofe fuhr. Eine nicht blos kaltsinnige, sondern vielmehr verächtliche Abweisung aber lehrte ihm den großen und wesentlichen Abstand zwischen ihm und einem regierenden Churfürsten fühlen.

Es ist natürlich, daß dieser durch alle Stände herrschende Stolz den Luxus, ungeachtet der überaus großen Armuth, befördern muß. An Festtagen und bey Feyerlichkeiten thun es die Weiber und Mädchen der niedrigsten Volksklassen durch ihren Putz und Anzug fast den Damen gleich. Die Kleidung ist ihre Hauptsorge; sollten sie auch zu Hause beständig von Früchten und Gemüse leben müssen. Oft hat eine solche Donna, die im seidenen Kleide

strozt, nur ein einziges Hemde, das sie in Lumpen eingehüllt wäscht; wobey es in diesem warmen Klima nur kurze Zeit zum Trocknen braucht. Des Nachts schlafen sie alle nackend. Viele Weiber, deren Männer sehr unbeträchtliche Bedienungen haben, müssen an Festtagen einen Bedienten in Livree hinter sich haben, wenn sie zur Kirche gehn; daher sie zu diesem Endzweck einen Tagelöhner miethen, der diese Commission für zwey gute Groschen nach deutschem Gelde übernimmt. Er legt seine Universallivree an, und tritt ehrerbietig hinter der Signora her. Anderswo würde dieses ein Gelächter erzeugen, allein hier im Gegentheil erzeugt es grössere Achtung, selbst bey Personen, die solche Frauenzimmer kennen, und von diesem Groschenkontrakt vollkommen unterrichtet sind.

Durch diesen so allgemeinen Stolz wird die Munterkeit erstickt, die nur durch eine freye Lebensart erzeugt wird, von der man hier weit entfernt ist. Denn alles, was nicht allein zur geistlichen sondern auch zur bürgerlichen Regierung des Staats gehört, ist in den Händen der Priester, die fast alle Würden und Aemter von Wichtigkeit besitzen. Hiedurch wird die Dürftigkeit und der Müßiggang, der den Italienern überhaupt eigen ist, noch mehr

befördert, die nichts eifriger wünschen, als von der Arbeit befreyt zu seyn, daher sich auch tausende von den Einwohnern Roms ganz allein auf die Bettelbrocken verlassen, die vor den Klöstern täglich in ungeheurer Quantität ausgetheilt werden. Ein Umstand, welcher den Pöbel nicht wenig an das System seiner Religion und das Mönchswesen kettet.

Es sind viele der Meynung, daß unter den großen in Rom viel Irreligion herrsche, ob sie gleich äußerlich die Kirchengebräuche nicht vernachlässigen. Dieses aber ist ein Irrthum, denn ich bin überzeugt, daß alle Stände hier durchaus so vollgläubig sind, wie an einem Orte in der Christenheit; obwohl die Römer überhaupt weniger Eifer mit ihren Religionsceremonien verbinden, als andre Nationen, wovon ich in der Folge reden werde. Man thut daher den hiesigen Regierern Unrecht, wenn man die neuern Wunder, die Reliquien und andre Dinge dieser Art als Priesterkünste betrachtet, die man anwendet, das Volk zu hintergehen. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die Einfalt und der Aberglaube zuerst solche miraculöse Ideen erzeugten, die nachher von tiefdenkenden Priestern in ein System gebracht, und so sehr mit der Religion verwebt wurden, daß

jeder eifriger Katholik sie endlich wie Glaubensartikel ansah. Dieses ist auch noch wirklich der Fall bey fast allen vornehmen Prälaten und Kardinälen, die den römischen Hof ausmachen. Nicht wenige von ihnen sind große Eifrer, nicht etwa blos in Betracht der Erhaltung der päbstlichen Gewalt, wovon ihre eigne abhängt, sondern auch in Dingen, die mit derselben nichts zu thun haben, und nur allein zum Köhlerglauben gehören.

Indessen denkt man in Rom sehr tolerant, und hat besonders mit Fremden außerordentlich viel Nachsicht. Diese erstreckt sich über alles. Sogar vorsezliche Beleidigungen, die Religion betreffend, werden höchst selten bestraft, wenn der Schuldner ein Fremder ist. Man läßt ihm gewöhnlich Zeit zu entkommen. Diese Nachsicht wird freylich oft sehr gemißbraucht, allein sie ist bey einer so armen Stadt, als Rom, sehr nöthig, da die ganze Maschine des Nahrungsstandes sich um diese Axe dreht. Die unbedeutendste Empfehlung ist hier für einen Fremden hinreichend, Zutritt in den größten Häusern zu erlangen. Für einen halben Reichsthaler, auch noch für weniger, stehn alle Paläste, Gallerien und Villas in Rom dem Fremden offen. Die Höflichkeit in diesem Fall geht so weit, daß selbst

fürstliche Personen sich aus ihren Wohnzimmern entfernen, um neugierigen Ausländern Plaz zu machen. Indessen ist es gewiß, daß der Stolz hieran auch wohl großen Antheil hat, denn was kann dem Besitzer mehr schmeicheln, als die laute Bewunderung ihrer Schätze, die von allen Lippen strömt, und alle Reisebeschreibungen wiederhallen!

Eine herablassende Höflichkeit ist sonst kein Charakterzug des römischen Adels, der größtentheils nicht sowohl stolz als hochmüthig ist. Weil fast alle große Familien Päbste unter ihren Verwandten rechnen, und diese Statthalter Christi den Rang über Monarchen haben, so wähnen die römischen Fürsten mit den Prinzen königlicher Häuser auf gleichem Rang Anspruch machen zu können. Hiezu kommt die Größe und Pracht ihrer Paläste, die Menge der Kunstwerke in ihren Gallerien, und gewisse Vorrechte, die sie in der Stadt Rom besitzen. Der oben erwähnte Zutritt, den sie den Fremden in ihren Palästen verstatten, ist im eigentlichen Verstande nichts als ein Zutritt, oder Erlaubniß in den sogenannten Conversationi zu erscheinen, die nicht ennuyanter seyn können. Man spielt, plaudert, und schmachtet für Durst, welchen zu stillen in einem so warmen Klima das Hauptbedürfniß

des Lebens ist. Nur in einigen wenigen Häusern in Rom werden Erfrischungen gegeben, in allen andern bekommen die Conversationsgäste nichts; nicht einmal ein Glas Wasser. Ordentliche Einladungen zur Tafel sind höchst selten, wie denn die Römer so wenig als die andern Italiener die Gastfreiheit ausüben. Indessen geben ihnen die Minister der auswärtigen Höfe hiezu das Beyspiel. Der Kardinal Bernis, französischer Großbotschafter, ist außerordentlich gastfrey. Alle Freitag ist seine Tafel mit Künstlern, und sonst täglich mit Fremden besezt. Seine Haushaltung ist überaus prächtig, und er selbst steht in großem Ansehn. Er nahm sogar während dem amerikanischen Kriege die Engländer vorzüglich wohl auf, und wenn sie nicht von selbst kamen, so wurden sie zwar nicht eingeladen, aber doch durch seine Agenten dazu aufgemuntert. Die Einkünfte dieses Kardinals sind 450,000 Livres, davon die geistlichen allein 300,000 betragen.

Obgleich der Einfluß des römischen Hofes auf die europäischen Welthändel längst gänzlich aufgehört hat, so ist man doch nirgends aufmerksamer auf politische Begebenheiten als hier. In allen Gesellschaften ertönt Politik. Man nahm viel mehr Interesse an dem geendigten Kriege zwischen England

und Frankreich in Rom, als in Paris, so unbegreiflich dieses auch scheint. Merkwürdig aber ist, daß man in allen Provinzen von Italien durchaus englisch gesinnt ist, so verschieden auch nicht allein die Religionsmeynungen, sondern auch alles übrige bey beiden Nationen ist. In der That muß es einem beobachtenden Reisenden auffallen, daß die Franzosen in allen Ländern von Europa ohne Unterschied verhaßt sind, welches man von keiner andern Nation sagen kann. Der Unbefangene schätzt die unleugbaren Verdienste dieses Volks, überläßt aber die ausschließende Bewunderung derselben den Höfen.

Frankreich und Spanien haben gegenwärtig Gesandten in Rom, die Beide ehemals als Staatsmänner diese großen Reiche regiert haben; dieses sind der obengedachte Kardinal Bernis und der Herzog von Grimaldi. Der geendigte Krieg vereinigte ihr Interesse und beförderte ihre Freundschaft; indessen wurde dieselbe während meines Hierseyns durch einen Fisch unterbrochen; ein Umstand, der die beiden weiland Premierminister in einem sehr kleinen Lichte darstellte, und dem römischen Pöbel Stoff zur Unterhaltung gab. Die Sache betraf einen Fisch von ganz außerordentlicher Größe, den

ein Landmann zu Markte brachte, und weil damals für den Erzherzog Ferdinand große Feste gegeben wurden, für zwanzig Zechinen feil bot. Dem einkaufenden Koch des spanischen Botschafters schien dieser Preiß zu hoch, um den Kauf allein zu schließen, er besprach den Fisch, und ging nach dem Palast, mit dem Haushofmeister zu reden. Diese Abwesenheit benutzte der Koch des französischen Botschafters, und ließ den Fisch wegbringen. Man bezahlte dafür ungefodert 35 Zechinen, damit der Ruf dieses Aufwandes das Gastmal erhöhen sollte. Der Herzog verlangte von dem Kardinal diesen Zankfisch, allein vergebens. Der Besitz des berühmten Zankapfels des Paris konnte nicht eifriger gewünscht werden. Dem Kardinal Bernis blieb also die Ehre, diesen großen Fisch, für welchen er eine eigne Schüssel machen ließ, aufzutischen, obgleich seine Freundschaft mit dem Herzog von Grimaldi dadurch verloren ging.

Es ist bekannt, daß die Messerstiche zu den sittlichen Gebräuchen der Italiener gehören; indessen herrschen sie jezt im Kirchenstaat und Toscana weit weniger, als in Genua, Neapel und Sicilien. In Rom werden diese mörderische Handlungen durch die Strenge und Wachsamkeit des jetzigen Gouver-

neurs der Stadt, Spinelli, großentheils verhindert. Die Sbirren müssen, sobald es finster wird, patrolliren, und haben dabey das Recht, jedem gemeinen Mann die Taschen zu durchsuchen. Findet man ein Messer, so ist die Galeerenstrafe unausbleiblich, wenn auch sonst sein Stand und Charakter ihn über allen Verdacht dieser Art wegsezt. Dieses ist durchaus nöthig; denn nach den Grundsätzen der Italiener ist es eben kein Bubenstück, seinem Feinde aufzulauren, und ihm heimlich Stiche beyzubringen. Ihre sophistischen Gründe, diese teufliche Gewohnheit zu bemänteln, sind sehr sonderbar. Sie vergleichen eine solche That mit einem Duell, und sagen, daß, sobald man jemand beleidigt habe, dieses figürliche Duell sogleich den Anfang nehme, und man daher von diesem Augenblick an auf seiner Hut seyn müsse, um nicht gestochen zu werden, da alle Stiche entweder heimlich von hinten geschähen, wofür man sich in Acht nehmen, oder öffentlich von vorne, die man sodann auspariren könne. Kurz, es wäre hiebey dieselbe Vorsicht nöthig, die ein Duell mit Degen erfoderte. Die Menge der hiesigen Kirchen und deren Freiheiten begünstigen sonst diese Mordthaten, die daher ohne die unerbittliche Strenge des Spinelli

hier vielleicht häufiger als irgendwo seyn würden. Man behauptet, daß seit der Regierung Sixtus des Fünften nie ein solche Polizey in Rom gesehn worden sey, als unter diesem Gouverneur. Dennoch sieht man hier viele Kirchschwellen mit Verbrechern besezt, die ihre Wohnung daselbst aufgeschlagen haben, und ganze Wochen, ja Monate daselbst verbleiben, bis sie die Wachsamkeit der Laurenden ermüden, und die Stadt verlassen können. Wider die Sonne und den Regen schützen sich diese Flüchtlinge auf den Thürschwellen durch ausgespannte Tücher.

Merkwürdig ist jedoch, daß solche Excesse nie Religionsanimositäten zum Grunde haben, so groß auch die Anzahl fremden Religionsverwandten ist, die sich hier beständig aufhalten. Auch ist der Bekehrungsgeist in Rom nicht groß, ob man gleich sich meldende Proseliten gern aufnimmt, die auch bisweilen nach Beschaffenheit der Umstände kleine Pensionen erhalten, wozu allerhand wohlthätige Fonds bestimmt sind.

Die Protestanten werden hier bey der Pyramide des Cestus begraben; ein Ort, der mit einem Kirchhofe viel Aehnlichkeit hat. Auch fehlt es nicht an Grabsteinen mit Aufschriften. Unter diesen zeich-

net sich ein marmorner Grabstein mit einer deutschen Inschrift aus, den der regierende Markgraf von Anspach seinem Reisestallmeister hat errichten lassen, welcher diesen Fürsten nach Italien begleitet hatte, und hier starb. Die Begräbnisse der Protestanten geschehen gewöhnlich des Abends späte, und werden auf Verlangen von Sbirren begleitet. Diese Vorsicht ist nöthig, denn die Achtung des römischen Volks für Fremde, wenn sie nicht katholisch sind, hört mit dem Tode auf, daher man bey dem Transport solcher Leichen oft die Worte erschallen hört: al fiume, al fiume! in den Fluß, in den Fluß! ein Experiment, das ohne die Sbirren gewiß versucht werden würde. Uebrigens ist es falsch, daß der Kranke auf seinem Todbette von geistlichen Bekehrern geplagt wird. Man frägt deshalb blos bey denjenigen an, die um den Sterbenden sind, und auf eine höfliche Verneinung geschieht kein weiterer Versuch. Dieses war auch der Fall mit einem, bey meinem hiesigen Aufenhalt, verstorbenen hofnungsvollen Zeichner, dem Sohn des großen Tonkünstlers Bach in Hamburg. Man ließ ihn nach geschehener Anfrage im Friede fahren, und seine deutschen Landsleute begleiteten ihn unter der gehörigen Bedeckung zu Grabe.

Wenn jemand sich einen deutlichen Begriff von den elenden Folgen machen will, die zu häufiges Papiergeld bey einer unweisen Regierung veranlaßt, so muß er nach Rom kommen. Man sieht hier fast nichts als Banknoten, die nicht wenig die große Armuth vermehren. Diese sind von dem sogenannten Monte de pieta ausgestellt, woselbst der Verordnung gemäß die Papiere beständig zahlbar seyn sollen; man empfängt aber selten mehr als fünf Procent baar, und für das übrige eine neue Note. Alle Zahlungen geschehen in dieser Münze, und selbst die Fremden erhalten für ihre Wechsel kein ander Geld. Um die Verlegenheit zu vermehren, ist bey großer Strafe verboten, sie mit Verlust zu discomptiren. Kurz diese Bank ist ein wahres Gegenbild von der Londoner, die man wohl das größte Muster dieser Art nennen kann. Mit der hiesigen Bank ist auch das Lombard verbunden, woselbst zum Besten der Armen die gute Verordnung statt findet, daß auf Pfänder bis auf zehn Scudi umsonst geliehen werden. Für die größern Summen aber bezahlt man Zinsen.

Das Lombard wird jedoch von den Armen, ungeachtet dieser Wohlthat, nicht zu sehr überlaufen, weil man es bequemer findet, sich der Bettelsuppen

zu bedienen, die man eben nicht selbst abholen darf, sondern die viele Familien in ihre Häuser geschickt bekommen. Dieses Zusenden aber ist eine Gunst, die jedoch nicht mit zu großer Leichtigkeit gewährt wird, weil sonst diese guten Werke weniger anschaulich seyn würden.

Man kann wohl sagen, daß Rom ein wahres Paradies für die Bettler ist, da sie nicht allein von so vielen Klöstern und Stiftungen Nahrung, sondern auch baare Austheilungen erhalten, auch haben sie die Freiheit in Kafferhäuser und andere öffentliche Oerter zu gehen, und daselbst zu betteln. Oft wenn sie Almosen erhalten haben, verlangen sie in eben den Häusern Eis für baare Bezahlung, und setzen sich neben angesehenen Leuten hin es zu verzehren. Dieses wird aus christlicher Milde gut geheißen. Ein wirklich guter Gebrauch aber ist die Ausstattung armer Mädchen, die von vielen Stiftungen geschieht. Ein Mädchen kann, ohne einen Bräutigam zu haben, darum anhalten. Sie empfängt aber, wenn ihr Gesuch statt findet, blos einen Ausstattungsschein von dreißig, vierzig auch funfzig Scudi, und den Tag nach der Hochzeit erst das Geld. Bleiben sie unverheirathet, so kommt ihnen diese Wohlthat eigentlich nicht zu gute,

allein dennoch wird ihnen bisweilen erlaubt, die erhaltenen Zettel zu verhandeln, welches denn mit einem großen Rabat geschieht. Dieser Scheine, deren sie viele durch Bemühung von den verschiedenen Stiftungsörtern zugleich erhalten können, sammlen sie, und machen den Betrag bekannt, der bisweilen eine ganz artige Aussteuer abgiebt. Diese guten Handlungen geschehen aber mit einem Gepränge, wodurch das Verdienst derselben nicht wenig geschwächt wird. Alle Mädchen, die diese Gaben bekommen haben, müssen an einem gewissen Tage, in einer bestimmten Kleidung, eine Procession formiren, um diese Wohlthat den Augen der Welt darzustellen. Dieser öffentliche Almosenprunk hindert viele arme aber ehrliebende Familien daran Theil zu nehmen, wodurch manches gute Mädchen unverheurathet bleibt.

So sehr auch der Hang zu verliebten Intriguen dem italienischen Frauenzimmer überhaupt gemein ist, so werden sie doch nur hier allein methodisch behandelt. Wie wäre es auch möglich, eine so ungeheure Anzahl armer Mädchen in einer Stadt an Mann zu bringen, die so viel ehelose Bewohner hat, wenn man nicht alle nur ersinnliche Künste dabey anwendete? Viele fremde Künstler sind in diese

Netze gefallen, und ganz unerwartet zu einer Frau gekommen. Solche Vorfälle ereignen sich täglich. Die Aeltern erlauben ihren Töchtern den ganzen Tag über in den Fenstern zu liegen, und anstatt daß Liebeshändel in allen andern Ländern sorgfältig vor der Mutter verborgen werden, so sind diese hingegen hier die Vertrauten ihrer Töchter, und stehen ihnen mit ihrem durch Erfahrung geläuterten Rathe bey. Wenn das geputzte Mädchen vom Fenster auf einen Vorübergehenden Eindruck macht, und er ihre Bekanntschaft wünscht, so ist die Probe ob er hoffen darf diese, daß er sie stark ins Auge faßt, aber nicht eher grüßt, als bis er in einer ziemlichen Entfernung an einer andern Gassenecke ist; wird ihm nicht gedankt, so hat er keine Hofnung; allein wenn der Gruß erwiedert wird, so ist es ein gutes Zeichen, und er darf kühn einen Brief wagen; man bestimmt Zeit und Ort zur Unterredung, und gleichviel, ob der Liebhaber nicht im Stande ist, sich selbst, vielweniger eine Frau zu ernähren, oder ob er von einem solchen Range ist, daß keine Heurathsgedanken statt finden sollten, so wird ein solches Bettelmädchen doch gleich die naive Frage thun: »wollen Sie mich »heurathen?« Will dieser Vorschlag dem Liebhaber nicht in den Kopf, so werden mit Zustimmung der

Mutter alle nur mögliche Künste versucht, und oft werden die Liebenden von den Aeltern nebst Zeugen in einer Lage überrascht, die nicht zweydeutig ist. Alsdann bleibt dem Betrogenen die Wahl übrig, eine große Summe Geldes zu zahlen, die durch die Gesetze bestimmt ist, oder die Ehe, oder die Galeeren.

Die außerordentliche Armuth, die in Rom herrscht, hat eine Menge Hospitäler nothwendig gemacht, welche größtentheils reichlich fondirt sind; da ihre Stiftungen durch christliche Mildthätigkeit in vorigen Zeiten gemacht wurden, als die Armuth noch nicht zur Charakteristik der heiligen Stadt gehörte. Unter diesen zeichnet sich besonders ein ungeheures Pilgerhospital aus, das nirgends seines gleichen hat. Hier werden alle katholische Pilger drey Tage lang unterhalten; man wäscht ihnen die Füße den ersten Abend in Gegenwart eines Wundarztes, der sie verbinden muß, wenn sie sich auf ihrer Wanderschaft Schaden gethan haben. Im Jubeljahre kommen bisweilen an einem Tage zehntausend an. Die Tische sind mit Blumen bestreuet, und mit allem Nöthigen im Ueberfluß versehn'; die Reinlichkeit ist dabey so groß, daß jeder Pilger eine reine weiße Serviette bey den Mahlzeiten erhält, woselbst

sie von angesehenen Leuten, ja oft von Personen vom ersten Range bedient werden. Die Tafeln sowohl als die Wohnungen der Weiber sind von der Männer ihren abgesondert. Oft haben diese weiblichen Pilger aber sehr weltliche Absichten bey diesen Wanderungen; ich habe deren im Jubeljahre 1775 gesehen, die so artig gekleidet und geputzt waren, als wenn sie zum Ball gehen wollten. Ist ihre Bildung dabey angenehm, so erreichen sie gewiß ihren Zweck. Gewöhnlich machen sie sehr kleine Tagereisen, und betteln allenthalben aus Demuth, daher sie denn auch deswegen nicht gering geschäzt werden. Ich habe unter andern nahe bey Viterbo im Kirchenstaat, eine solche Donna auf der Landstraße angetroffen, die hinter einem Strauch ihre Toilette machte, um mit Anstand in der Stadt zu erscheinen. Einige Stunden nachher sahe ich sie zierlich geputzt die Kaffeehäuser besuchen, und Almosen betteln; sie erhielt deren reichlich, allein beym Ausgang aus den Häusern wurde alles an die häufig herumstehenden Armen vertheilt. Indessen hatte sie Aufsehn erregt, und durch ihre Figur gefallen; dieses war hinreichend, ihr die gewünschten Rendesvous zu verschaffen.

Damit es in diesem Hospital bey der leiblichen Pflege auch nicht an der geistlichen fehle, sind zwölf Priester bestellt, um mit den Pilgern Morgens und Abends zu beten, sie in ihren Pflichten zu unterweisen, und die Sakramente auszutheilen. Auch sprechen sie jedesmal das Tischgebet. Die Wohlthat dieser Stiftung erstreckt sich sogar auf die Wiederhergestellten aus allen andern Hospitälern der Stadt, die hier drey Tage lang sehr wohl bewirthet werden. In dem dazu gehörigen Oratorio predigt man den Juden alle Sonnabend. Dieses unglückliche Volk ist gezwungen ihre Kinder dahin zu schicken, deren verzerrte Gesichter bey diesen Controverspredigten ein sonderbares Schauspiel abgeben. Man kann sich den Widerwillen leicht vorstellen, womit sie dieselben anhören, und wie sehr sie gegen alle Beweise bewafnet sind, die hier eben nicht mit großer Beredsamkeit vorgetragen werden. Die jährliche Besoldung dieses Judenpredigers ist funfzig römische Scudi, die wohl nicht schlechter angewandt werden können.

Solche unnütze Stiftungen sind hier in Menge zu finden, die zusammengenommen ungeheure Summen erfodern. Es thut mir leid, daß ich das Collegium de propaganda fide auch darunter zählen

muß. Die dazu gehörige kostbare Druckerey, welche die einzige in ihrer Art ist, hat Lettern mit allem Zubehör, um in achtundzwanzig verschiedenen Sprachen Bücher zu drucken, worunter sogar die überaus schwere Sanskritta Sprache ist; allein man kann wohl schwerlich behaupten, daß durch dieses außerordentliche Institut weder der römischen Kirche, noch der Religion überhaupt, noch weniger den Wissenschaften irgend ein Dienst geleistet worden wäre. Alles bezieht sich auf einen nutzlosen Prunk, der, wie schon oben gesagt, hier ganz zu Hause gehört, und dazu dient, den Ignoranten Staub in die Augen zu streuen.

Die Sanskritta hat besonders große Kosten verursacht, ob es gleich nicht wahrscheinlich ist, daß unsre oder die nächste Generation ein in dieser Sprache zu Rom gedrucktes Buch sehen dürfte. Sie hat sechszehn Vokalen, und vierunddreißig Consonanten, und übertrift sowohl in der Regelmäßigkeit, als auch der grammatikalischen Ordnung, sehr weit die arabische Sprache; ja sie hat deutliche Merkmale, daß sie durch eine Gesellschaft gelehrter Leute, die ihre Regelmäßigkeit und Harmonie, nebst der wundervollen Simplicität und Stärke des Ausdrucks studierten, auf vernünftige Grundsätze ge-

baut worden ist. Es ist schwer zu bestimmen, ob sie zu irgend einer Zeit des Alterthums die gemeine Sprache von Indostan gewesen, oder ob sie von den Braminen erfunden worden ist, um darin ihre Religion und Philosophie auf eine geheimnißvolle Art aufzubehalten. Es ist wahr, alle andre Sprachen sind zufälligerweise von den Menschen erfunden worden, um ihre Begriffe und Bedürfnisse auszudrücken; allein die bewundernswürdige Bildung der Sanskritta scheint über die Macht des Zufalls zu seyn. Die in dieser sonderbaren Sprache enthaltenen Urkunden bestehen in Nachrichten von den Begebenheiten des westlichen Asiens, die sehr unterschieden sind von allem, was jemals ein Stamm der Araber der Nachwelt überliefert hat. Auch ist es mehr als zu wahrscheinlich, daß die erstern, bey genauer Untersuchung, die Merkmale einer größern Glaubwürdigkeit und eines höhern Alterthums als die leztern zeigen würden. Jedoch ob die Indier eine wahre Geschichte von höherm Alterthum als andere Nationen besitzen, beruht auf dem Ausspruch der Braminen, bis man mit ihren Urkunden besser bekannt seyn wird.

Zu den vielen unnützen Stiftungen in Rom gehört auch ein reiches Seminarium, das blos für

Deutsche und Ungarn gestiftet ist, um sie hier an der Quelle in der Theologie und andern geistlichen Uebungen zu unterrichten. Die Anzahl der Studirenden beläuft sich auf einige hundert, und ihre Kleidung ist roth. Da sie hier Rom mehr als ihr Vaterland lieben lernen, und doch nicht bessern, ja vielleicht schlechtern Unterricht erhalten, als in ihrem eigenen Lande, so ist diese Stiftung nicht allein in unsern Tagen überflüßig, sondern auch schädlich, ob sie es gleich im Anfang der Stiftung 1552 vielleicht nicht seyn mochte. Man behauptet, daß dieses Seminarium seit dieser Zeit fünf Churfürsten, dreyzehn Kardinäle, sechs Erzbischöfe, und über neunzig Bischöfe hervorgebracht habe, ohne die andern Prälaten zu rechnen, wie denn auch vor allen Dingen fünf Märtyrer nicht zu vergessen sind *).

*) Nach den öffentlichen Nachrichten ist dieses Seminarium kürzlich auf Josephs Befehl eingegangen.

Achter Abschnitt.

Zweifelhaftes Alter von Rom. Kloaken. Baukunst der alten Römer. Marsfeld. Der Trajanische Plaz. Pantheon. Coliseum. Triumphbogen des Titus. Triumphbogen des Constantins. Goldenes Haus des Nero. Altrömischer Marktplaz. Friedenstempel. Triumphbogen des Severus. Capitol. Bäder des Caracalla und des Diocletian. Obelisken. Grabmähler. Mausoleum des August, des Adrian und der Cecilia Metella. Septizonium des Septimius Severus. Pyramide des Cestus. Sehr sonderbare Antike im Jahr 1500 ausgegraben.

Bey einem unbefangenen Studieren der römischen Geschichte in Rom selbst, wird man überzeugt, daß diese so berühmte Stadt viel älter seyn müsse, als man insgemein angenommen hat. Plutarch, Dionysius von Halikarnas, und andre alte Schriftsteller waren schon der Meynung, daß Romulus nicht der Stifter, sondern nur der Wiederhersteller von Rom gewesen sey, und daß er, anstatt der Stadt seinen Namen zu geben, vielmehr den seinigen von ihr bekommen habe. Die Geschichte dieses Stifters hatte wegen des Wunderbaren, und aller dazu gehörigen Fabeln, für die Römer so viel schmeichelhaftes, und war mit ihren Re-

ligionsmeynungen, Gebräuchen und Gesetzen so verwebt, daß man die Untersuchung sich nicht zu machen getraute, und in spätern Zeiten wohl auch nicht machen konnte: daher auch die großen römischen Geschichtschreiber keine Zweifel dieserhalb erregen. Indessen bezeugt doch Livius selbst, daß schon vor der Ankunft der Trojaner eine Colonie Arkadier den Palatinischen Berg bewohnt habe. Und auch diese hatten wahrscheinlich ihre Vorgänger, deren Namen und Thaten bis auf die geringste Spur vertilgt sind, so merkwürdig sie auch gewesen seyn müssen, wie die großen Denkmäler bezeigen, die von diesem unbekannten Volke nothwendig herrühren. Auch die Ruinen von Pästum beweisen diese Vermuthung, da sie ganz in dem ägyptischen Styl sind, und also ein höheres Alter als selbst die griechischen Künste verrathen.

Wenn man sich Rom in den ersten Zeiten mit seinem kleinen Gebiete vorstellt, und die unaufhörlichen Kriege bedenkt, die dieses Volk beständig mit seinen Nachbarn führte, so scheint es ganz unmöglich zu seyn, daß die Einwohner einer armen Stadt, die weder Handel, Bergwerke, noch große Ländereyen hatte, und wo jedermanns Augenmerk war, die nothdürftigste Nahrung aus den Aeckern zu zie-

hen und einen ewigen Krieg zu führen, fähig waren, die erstaunenswürdigen Kloaken und Wasserleitungen anzulegen, wie, der Geschichte zu Folge, schon unter den Königen geschehen seyn soll. So riesenmäßig auch die folgenden Arbeiten dieses großen Volks waren, die wir noch in ihren Trümmern anstaunen, so war doch kein Werk so außerordentlich, als die Kloaken. Dionysius von Halikarnas nennt die Kloaken, Landstraßen und Wasserleitungen die drey Wunder Roms.

Die große Kloake giebt noch durch ihr Ueberbleibsel zu erkennen, welch ein erstaunenswürdiges Werk sie gewesen ist. Man sieht hier Steine, die funfzehn Fuß breit und hoch sind. Wenn man nun den ungeheuren Umfang dieser unterirdischen Arbeit bedenkt; so können wir, die wir keine historischen Vorurtheile blindlings anzunehmen brauchen, dieses wohl unmöglich für das Werk des zweiten Jahrhunderts nach Erbauung von Rom halten.

Außer dieser großen Kloake hatten die andern, nach dem Strabo, Gewölbe von einer solchen Höhe, daß ein beladener Heuwagen bequem durchfahren konnte. Sie waren zwar nur aus Ziegelsteinen erbaut, die durch Kalk und Pozzolanerde zusammen gekittet wurden, allein dennoch war ihre Festigkeit

unbeschreiblich. Schon Plinius wunderte sich, daß sie nicht unter der Last der ungeheuren Gebäude zusammenfielen, die man darauf errichtet hatte. Agrippa ließ sieben Wasserleitungen hineinführen, um sie beständig zu reinigen. Diese Kloaken waren bey den Römern in solcher Achtung, daß der heilige Augustinus ihnen Vorwürfe macht, sich eine eigene Schutzgöttin der Kloaken unter dem Namen Cloacina gemacht zu haben, welcher men Altäre errichtete und Opfer brächte. Verschiedene Päbste haben diese so nützlichen alten Gewölbe ausbessern lassen, und mit neuen vermehrt; es ist dieses aber nur ein Schatten von dem, was sie vormals waren.

Es war erst im Jahr Roms 441, daß man zum erstenmale Wasser dahin führte, und zwar durch eine Wasserleitung, die der Censor Appius Claudius bauen ließ, von welchem auch das Wasser Aqua Appia genannt wurde. Die Quelle davon war zwey deutsche Meilen von Rom, im Gebiete von Tusculum, nunmehr Frescati. Bis dahin waren die Römer mit dem Wasser der Tiber, und mit dem Wasser der Quell- und Springbrunnen in der Stadt und deren Nachbarschaft zufrieden gewesen. Die Anzahl der Wasserleitungen wurde nach und nach

vermehrt. Sie waren gewöhnlich von Ziegelsteinen gebaut, und das Wasser floß entweder unter der Erde oder über derselben auf großen Bogen. Auf diese Weise wurde es in Rinnen von Metall oder Bley von einer Entfernung von sechs, acht, zwölf auch mehr deutschen Meilen nach Rom geleitet.

Die Toscaner waren die ersten Baumeister Roms; sie führten alle großen Gebäude der Stadt in ihrem etwas rauhen Geschmack auf, bis die Römer mit den Griechen bekannt wurden, welche die ersten zierlichen Tempel in Rom errichteten, als den Tempel des Jupiter Stator auf dem Capitol, den Tempel des Mars im Flaminischen Circus, und viele andere. Die alten Römer verließen sich ganz auf die Griechen in allem was die Künste betraf, daher sich auch sehr wenige mit der Baukunst beschäftigten. Cossutius war der erste römische Baumeister, der sich einen Ruhm in dieser Kunst erwarb, die er in Griechenland studiert hatte. Er wurde vom Epiphanes berufen, den berühmten Tempel des olympischen Jupiters zu vollenden; ein Werk, das er meisterhaft ausführte. In Rom selbst aber bediente man sich seiner Kunst nicht. Hingegen errichtete Cajus Mutius, ein Römer, un-

gefähr hundert Jahr vor der christlichen Zeitrechnung, die beiden so sinnreich erfundenen Tempel der Ehre und der Tugend, die so gebaut waren, daß man nur durch den leztern in den erstern gelangen konnte. Vitruvius, der berühmteste aller römischen Baumeister, lebte zu den Zeiten Augusts, der durch ihn diese weltbeherrschende Stadt außerordentlich verschönern ließ.

Seit der Regierung dieses Kaisers bis zum Alexander Severus, das ist, vom Vitruvius bis zum Baumeister Nico, Vater des großen Arztes Galenus, in einem Zeitraum von zweyhundert Jahren, wurden unaufhörlich prächtige Gebäude in Rom aufgeführt. Indessen hatten die Häuser und Paläste in dieser Stadt zu den Zeiten Augusts nur ein einziges Stockwerk. Manche hatten jedoch Erker, wo die Sklaven und Freygelassenen wohnten. Die Wohnzimmer des Hausherrn hingegen waren nur wenig Fuß von der Erde erhöht, zu welchen man auf einigen Stufen von der Straße hinan stieg. Diese einfache Bauart ist wahrscheinlich die Ursache, daß auch nicht mehr die geringste Spur eines altrömischen Wohngebäudes zu sehen ist, so überaus weitläuftig viele auch waren; denn sie enthielten Bäder, große Säle, gymnastische Uebungs-

plätze und viele Gallerien, wo man, gegen Sonne und Witterung geschützt, spazieren ging.

Zu den Baukünsten der Alten gehört auch das sonderbare Mittel, dessen sie sich bedienten, ihre Säle wohltönend zu machen; sie sezten nämlich in den Winkeln des Gebäudes Vasen, welche die Töne auffingen, verbreiteten und verschiedene Modulationen hervorbrachten.

Das ehemalige Marsfeld ist jezt ganz bebaut, und macht den volkreichsten Theil von Rom aus. Vielleicht war nie auf Erden ein so herrlicher Plaz als dieses Marsfeld. Der Umfang desselben war ungeheuer, und mit den prächtigsten Gebäuden umgeben, welche daher alle die vortheilhafteste Lage hatten. Hier war das Mausoleum des August mit seinen zwey Obelisken; die Bäder des Nero; der Circus des Alexander Severus; das Pantheon; die Bäder des Adrians; die Bäder des Agrippa, das Theater des Pompejus, wobey ein Coloß stand, der Circus Flamininus; das Theater des Marcellus; die Naumachie des August; die Antoninische Säule, und viele Porticos, Springbrunnen, Tempel und Paläste. Auch sah man Adrians Grabmal jenseit der Tiber. In der Mitte dieses Inbegriffs menschlicher Herrlichkeit stand der berühmte

Sonnenobelisk hundertundsechszehn Fuß hoch, ganz mit Hieroglyphen bedeckt, den August aus Aegypten nach Rom bringen ließ. Er war der größte in der Stadt, und diente der ungeheuren Sonnenuhr auf dem Marsfelde, deren Ziffern Ellenlange Platten von Bronze auf einem weißen marmornen Grunde waren, zum Sonnenzeiger. Jezt liegt er zerbrochen auf der Erde, in einem Winkel nahe bey seinem vorigen Standplatze, wo er wohl noch lange liegen bleiben dürfte. Ein ähnliches Schicksal hat eine schöne funfzig Fuß hohe Säule von roth gesprenkeltem Marmor, dit auch aus Aegypten geholt und dem Kaiser Antonin dem Frommen zu Ehren errichtet wurde. Sie lag unter der Erde, und wurde im Anfang dieses Jahrhunderts heraus gezogen. Das Postument mit Basreliefs und Inschriften, steht zwar auf dem Monte Citorio, allein die Säule selbst ruht in einer Breterhütte. Sie ist noch ganz, und ihre Errichtungskosten würden nicht außerordentlich seyn; allein die apostolische Kammer hat den Grundsaz, alle Ausgaben, die nicht unumgänglich nothwendig sind, sorgfältig zu vermeiden.

Das Forum Trajanum, von dem griechischen Baumeister Apollodor angelegt, war nach dem Marsfelde der prächtigste Plaz des alten Roms

Hier sahe man Tempel, Colonaden, Porticos ganz mit Bronze bedeckt, und viele marmorne und metallene Statuen, auch die große metallene Bildsäule Trajans zu Pferde, seinen Triumphbogen, die prächtige Säule u. s. w. Das Ganze zusammen war so bewundernswürdig, daß, als der Kaiser Constantius, Sohn des großen Constantins, nach Rom kam, er von der Pracht dieser Stadt und besonders von diesem Platze so hingerissen wurde, daß er gestand, wenn gleich der Ruf in allen Dingen die Sache selbst überstiege, er dennoch von Rom viel zu wenig sagte. Von allen Herrlichkeiten dieses Platzes ist nichts mehr übrig, als die majestätische Säule, die an einem schlechten Orte steht, und wovon das hohe Postument unter der Erde befindlich ist; so daß man herunter steigen muß, um an den Fuß der Säule zu gelangen. Welch einen unermeßlichen Stoff zur Erläuterung der Geschichte liefert dieses einzige Denkmal! Es hat schon viele Streitigkeiten, besonders wegen des Costume entschieden, die ohne diese Säule ewige Probleme geblieben wären. Die Thaten des Kaisers Trajan, seine Schlachten zu Wasser und zu Lande, Opfer, Prozessionen, Triumphe, Gefäße aller Arten, Altäre, Kriegsmaschinen, und unzählige andre Dinge,

sind auf derselben mit vieler Kunst und Wahrheit dargestellt. Man zählt über sechstausend Figuren. Auf der Spitze derselben stand eine Urne, worin die Asche dieses vortreflichen Fürsten aufbehalten wurde. Nach dem Eutropius war er der erste, der das Vorrecht erhielt, sein Grab in der Stadt zu haben.

Der Plaz, worauf die Antoninische Säule vormals stand, war bey weitem nicht so schön, auch ist die Säule nicht mit der Trajanischen zu vergleichen, von welcher sie eine Nachahmung ist; allein dafür steht sie jezt auf einem der schönsten Plätze des neuen Roms, wo sie eine gute Wirkung thut. Sie besteht aus achtundzwanzig Marmorblöcken, und hat inwendig hundertundneunzig Stufen, wie auch einundvierzig Fenster. Obgleich diese Säule frey steht, und von Palästen umgeben ist, so muß man doch durch Kothhaufen durchwaden, wenn man nahe hinzutreten will. Diese Unreinlichkeit ist hier allen großen Plätzen eigen, den einzigen Petersplaz ausgenommen, und dieses blos deswegen, weil er in einiger Entfernung von den Wohnhäusern liegt. Es ist unglaublich, wie weit die Unfläterey hier getrieben wird. Da die Häuser und Paläste in Rom mehrentheils offen stehen, so dient der Eingang je-

dermann zu den ekelhaftesten Bedürfnissen, daher man oft Mühe hat ins Haus zu kommen. Dieses erstreckt sich auch auf die Treppen, die manchmal ganz mit Koth bedeckt sind. Die Römer sind dies so gewohnt, daß selbst fürstliche Personen diesen Unfug in ihren Palästen mit Gleichgültigkeit ansehn.

Es ist hier nichts prächtigers, als das Pantheon mit seinen sechszehn majestätischen Granitsäulen, wogegen die Säulen der Facade an der Peterskirche von gebrannten Steinen nur eine armselige Figur machen. Die Säulen haben korinthische Capitäler, und sind alle aus Einem Stück gehauen 37 Fuß hoch. Die Oefnung in der Decke, wodurch das Licht ins Gebäude fällt, hat genau auch eben dieses Maaß, nämlich 37 Fuß im Diameter. Dieses herrliche Werk der Kunst wurde vom Agrippa errichtet. Es wurde ausgebessert von Domitian, Marcus Aurelius und Septimus Severus; und unter dem griechischen Kaiser Phokas von dem Pabst Bonifacius IV. der Jungfrau Maria zugeeignet.

Von allen Denkmälern der römischen Herrlichkeit ist dieses das einzige, das ganz geblieben ist. Der kleine Plaz aber, worauf dieser unnachahmliche Tempel steht, hat keine Aussicht; er liegt in

einem Winkel, und man fällt gleichsam darauf zu. Zu dieser nachtheiligen Lage kommt noch der üble Geruch der daselbst verkauften Lebensmittel, mit so vielen andern Gegenständen, die sich hier so zusammengedrängt darstellen, daß man unmöglich mit der nöthigen Heiterkeit des Gemüths dieses Gebäude anstaunen kann. Zur Zeit der Erbauung, fünfundzwanzig Jahr vor Christi Geburt, hatte es sieben Stufen, die zum Eingang führten; allein so sehr war Rom durch die entsezlichen Verwüstungen verändert und das Erdreich erhöhet worden, daß man vor einigen hundert Jahren anstatt heraufzusteigen dreyzehn Stufen heruntersteigen mußte. Der Pabst Alexander VII. ließ die Erde wegräumen, so daß man jezt geradezu eintreten kann. Es ist bekannt, daß das Gewölbe ganz mit Bronze bedeckt war, wovon der Pabst Urban VIII. den hohen Altar in der Peterskirche und achtzig Kanonen für die Engelsburg verfertigen ließ. Dieses geraubte Metall wog 4,50274 Pfund. Um aber der Kirche diesen Schaden zu vergüten, ließ er zwey scheußliche Thürme darauf setzen. Das ehrwürdige Ansehn, das aber die Decke dennoch beybehielt, wurde in unsern Tagen unter Benedict XIV. durch eine moderne Ueberweißung vollends vertilgt.

Es war das Loos dieses prächtigen Gebäudes mehr von Freunden als von Feinden zu leiden; denn schon im Jahr 663 plünderte es der Kaiser Constantin III. und ließ alle daselbst befindliche kostbare Statüen, und überhaupt alles von Werth nach Constantinopel schleppen. Die achtundzwanzig Wagen voll Reliquien aber, die der Pabst Bonifacius IV. im Jahr 607 hatte nach dem Pantheon bringen lassen, ließ er unberührt. Man versichert, daß in diesem Jahrhundert wieder vierzig Wagen, mit solcher Waare beladen, diesen heiligen Schatz rekrutirt haben. Diese Anschaffung ist weder schwer noch kostbar, denn die Catacomben, wovon ich weiterhin reden werde, haben noch Vorrath genug zu zahlreichen Ladungen. Im Pantheon sind die Begräbnisse des Raphael von Urbino, des Hannibal Carrache, und andrer großer Maler, auch der Körper unsers Mengs ist hier beygesezt worden. Der Ritter Azara, spanischer Minister in Rom, und Freund dieses Künstlers, hat ihm auf eigene Kosten ein kleines Monument setzen lassen, dessen Aufschrift er selbst verfertigt hat. Dieser Mann wollte den Kardinal Bembo nachahmen, der die bekannte vortrefliche Grabschrift auf den großen Raphael gemacht hat; allein diese auf unsern berühmten Lands-

mann ist äußerst schal. Hier ist weder das Vaterland des Künstlers, noch der Monarch erwähnt, in dessen Diensten er stand, und der sein großer Wohlthäter war. Das Ganze läuft in vielen Worten dahin aus, daß er Azara der Freund des Mengs gewesen sey, und ihm dieses Denkmal habe errichten lassen.

So sehr man sich auch jezt hütet, die Ruinen des großen Coliseums anzugreifen, wie vormals leider geschehen ist, so fällt es doch durch die Macht der Zeit nach und nach ein; große Klumpen Steine lösen sich von der Masse los, und stürzen über einander, da sie keine Haltung haben, weil allenthalben ungeheure Lücken sind. Es ist daher zu besorgen, daß man in wenig Jahrhunderten nicht das geringste mehr vom obern Theile sehen werde, allein der untere Theil mit den erstaunlichen Gewölben ist für die Ewigkeit gemacht, und wird gewiß alle römische Ruinen ausdauren. Ein Hofmaler eines deutschen Hofes hätte bald durch die Baufälligkeit sein Leben eingebüßt. Er saß unter einem über ihn hangenden großen Steinklumpen und zeichnete; ein Bedürfniß nöthigte ihn aufzustehn; in diesem Augenblick stürzte diese Steinmasse über die Stelle her, wo der Maler gesessen hatte, und be-

deckte dessen Feldstuhl, Hut, Stock und Zeichenbuch, die vielleicht künftigen Antiquaren Beschäftigung geben werden.

Dieses ungeheure Gebäude, das noch 1534 ganz zu sehn war, hatte 1612 Fuß im Umfange, und enthielt achtzig Arkaden. Von den Bruchstücken dieses gigantischen Werks wurden die Paläste Farnese, St. Marcus, wie auch der Palast der Kanzley erbaut. Diese amphitheatralischen Ruinen werden jezt für heilig gehalten, weil so viele Christen den Märtyrertod daselbst gelitten haben; es sind daher Altäre in denselben errichtet worden, wo man immer fromme Seelen betend antrift, um die mit diesen Ceremonien verknüpften Indulgenzen zu verdienen.

Nahe bey dem Coliseo ist der Triumphbogen des Titus, der izt wie das Thor eines deutschen Städtchens aussieht. Aller Zierrathen beraubt, und so entsezlich verstümmelt, würde man dieses herrliche Denkmal, ungeachtet der daran befindlichen Inschriften, für einen bloßen Durchgang halten, wenn nicht die vortreflichen Basreliefs der Inseite Aufmerksamkeit erregten. Die Erde ist hieselbst so erhöht, daß man die Figuren mit den Händen berühren kann. Hier sieht man die Ab-

bildung der heiligen Geräthe des Tempels zu Jerusalem; den goldenen Leuchter, den Tisch mit den Schaubrodten, die Gesetztafeln, Opfergefäße u. s. w. die den Triumph des Titus zierten. Man würde die wahren Formen dieser nicht allein für die Juden, sondern auch für die Christen so verehrungswürdigen Dinge, nicht ohne dieses Monument wissen, wo sie wahrscheinlich genau nach den Originalen kopirt waren; und dennoch ist es so unverantwortlich vernachläßigt worden, während der Zeit man so viel unbedeutende Sachen mit der größten Sorgfalt aufbehalten hat. Man sieht nie einen Juden durch diesen Triumphbogen gehn, denn sie machen lieber einen großen Umweg. Allerdings muß die Darstellung solcher entweiheten Heiligthümer dieses gedrückte Volk aufs empfindlichste rühren. Unweit von diesem Bogen fing die heilige Straße an, die zum Capitol führte.

Für den Triumphbogen des Constantins ist besser gesorgt worden; man hat ihm nicht allein seine eigene Zierrathen gelassen, sondern noch überdem den Bogen des Titus beraubt, um das Denkmal des ersten christlichen Kaisers zu schmücken, der durch diesen Titel alle seine schändlichen Laster wieder gut machte, dahingegen der gütige Titus,

im mittlern Zeitalter, als ein Heide in keine Betrachtung kam. Man sieht auf diesem Bogen acht schöne Statuen, denen die Köpfe fehlen. Ungeachtet sie hoch stunden, geschah die Verstümmelung in einer Nacht ohne viel Geräusch, und nie hat man weder die Thäter, noch die gebrauchte Methode bey dieser mühsamen Unternehmung entdecken können.

In dieser Gegend stand auch das goldne Haus des Nero, das an Pracht alles in Rom übertraf, aber nur kurze Zeit vorhanden war. In dem Vorhof desselben war eine hundertundzwanzig Fuß hohe marmorne Bildsäule, die Vespasian hernach bey seinem Amphitheater setzen ließ, und sie der Sonne heiligte. Er zierte das Haupt dieses Colossen mit sieben Stralen von vergoldetem Metall, deren jede zweyundzwanzig und einen halben Fuß lang war. Der Plaz, wo dieses goldne Haus stand, dient jezt zu Wein- und Lustgärten; indessen sieht man hier noch ansehnliche Ruinen; unter denselben wohnt auch ein deutscher Edelmann, der sehr beschäftigt ist die Erde zu durchwühlen. Ueberhaupt wird jezt in Rom das Umgraben außerordentlich betrieben, wozu die erworbenen Reichthümer verschiedener Privatpersonen anlocken. Unter diesen gehört der berühmte Maler Hamilton. Er ist ein Schott-

länder, der seit vielen Jahren sich in Rom aufhält, und durch das Graben ein großes Vermögen zusammen gebracht hat. Der Reiz zu solchen Nachsuchungen ist um so viel größer, da der Unternehmer fast nie verliert. Findet er Statuen oder andre Denkmäler, so bereichert er sich; findet er keine, so werden doch immer so viel Marmorsteine aller Arten ausgegraben, daß er für seine Kosten hinreichend entschädigt wird. Indessen versichern die Römer, daß, ob man gleich nie mehr gegraben, man nie weniger als jezt gefunden habe.

Es ist ein wahrhaft trauriger Anblick, das alte Forum Romanum zu sehn; auf allen Seiten große Ruinen, worunter drey freystehende Säulen sind, die für die schönsten in Italien gehalten werden; der Plaz selbst zum gemeinen Viehmarkt herabgewürdigt, der ehemals ganz mit Statuen bedeckt war, wo die berühmten Rednerbühnen standen, wo so viele denkwürdige Vorfälle geschahen, und wo das römische Volk Jahrhunderte lang das Schicksal aller Staaten entschied. Wenn man genau den Umfang des vormaligen Forums untersucht, so muß man sich wundern, daß dieser Plaz so klein gewesen ist; denn das jetzige Campo vaccino nimmt einen weit größern Raum ein, als das

alte Forum hatte. Die Marktplätze in den großen Städten Deutschlands sind größtentheils viel geräumiger. Diese Verwunderung aber wird gehoben, wenn man annimmt, daß in den ersten Zeiten der Republik dieser Plaz groß genug war; da aber Rom hernach mächtig wurde, konnte man ihn nicht vergrößern, weil er mit vielen schönen Gebäuden besezt war, die überdem größtentheils geheiligt waren, und man daher nicht niederreißen konnte. Deswegen war Julius Cäsar genöthigt, unweit davon einen neuen Plaz anzulegen, den man Forum Caesaris nannte. Dieser geringe Umfang des römischen Forums war auch Ursache, daß das Volk bey außerordentlichen Gelegenheiten sich auf dem Marsfelde versammlete, wo ein ungeheurer Raum war.

Man sieht an dem heutigen Campo vaccino große Ruinen, die gewöhnlich für Ueberreste des Friedenstempels gehalten werden; eine antiquarische Meynung, die sehr alt ist, aber jezt stark bestritten wird. Der wichtigste Grund, den man wider das alte Vorurtheil anführt, ist, daß die noch vorhandenen Ruinen nicht im geringsten die Figur anderer römischen Tempel haben, und daß es nicht glaublich sey, daß der Janustempel allein von

den andern Tempeln verschieden gewesen wäre, da sich Abtheilungen daselbst befinden, die ganz der Form eines römischen Tempels zuwider sind.

Der Triumphbogen des Septimus Severus steht auch auf diesem Plaz, ist aber halb von der Erde bedeckt; die großen Seiten-Arkaden sind ganz damit angefüllt. Hier stieg man auf dem heiligen Wege zum Capitol hinan; um nun aber auf dieser Seite dahin zu kommen, muß man einen sandigen Hügel besteigen, denn der jetzige Hauptzugang ist von der entgegengesezten Seite. Dieser hat ein sehr edles Ansehn. Die Treppe mit ihren Sphinxen, die marmornen Statuen, die Trophäen des Marius, die römischen Meilensäulen, die Statue des Marc-Aurels von Bronze, und die Gebäude des Platzes selbst, alles dies ist einer Opern-Decoration ähnlich. In Ansehung der Gebäude aber kommen die Kenner überein, daß sie zu den schlechtesten Arbeiten des Michael Angelo gehören. Eines derselben ist mit Gemälden, das andere mit Statuen angefüllt. Diese lezte Sammlung ist außerordentlich, und wird von keiner in Europa, als dem Clementinischen Museo, übertroffen. Im Vorhofe desselben findet man die berühmte Colonna Rostrata, die dem Cajus Duillius zu Ehren we-

gen seines Sieges über die Carthagenienser errichtet wurde. Dieses war die erste Seeschlacht der Römer. Die Säule ist nur klein, und hat mit dem Postument nicht über acht Fuß. Das Alter und die Veranlassung ist auch das einzige Merkwürdige bey derselben. Vormals stand sie auf dem Forum bey der Rednerbühne. In diesem Hofe sieht man auch vortrefliche Basreliefs, welche den Triumph Marc-Aurels über die Parther vorstellen, und ehmals seinen Triumphbogen zierten.

Der vornehmste Palast auf dem Capitol ist die Wohnung des römischen Senators. Diese Würde, womit sich ehmals so viele hundert Römer auf diesen sieben Hügeln brüsteten, besizt jezt nur ein Mann, der den Vorsitz bey einem Tribunal nebst einigen besondern Vorrechten hat. Die Ansprüche dieser sogenannten Senatoren gehn so weit, daß sie den Gesandten der größten Höfe den Rang streitig machen. Der seltsame Gebrauch ist merkwürdig, daß, wider die Gewohnheit aller Städte in der Welt, die ihre Magistratspersonen aus ihren eigenen Bürgern erwählen, diese Würde allemal ein Fremder bekleiden muß; daher kein geborner Römer dazu gelangen kann. Die Einkünfte dieses Senators sind zweytausend römische Scudi. In dem

Palast ist eine Glocke, die nur blos geläutet wird, um das Volk zu benachrichtigen, daß der Pabst gestorben ist, und im Carneval, daß man sich maskiren könne.

Die auf eben diesem Berge liegende Kirche von Aracoli, die den Franciscanern gehört, ist auf den Ruinen des Tempels Jupiters Capitolinus gebaut. Man steigt zu derselben auf einer marmornen Treppe von hundertundzwanzig Stufen, die aus den Trümmern des Quirinustempels genommen worden sind. Hier sind noch Säulen aus dem alten Tempel Jupiters, die auf die sinnlichste Weise an dieses Heiligthum der alten Römer erinnern. Es war am Feste des heiligen Franciscus, daß ich zum erstenmal diese Kirche betrat, allwo eine vortrefliche Musik aufgeführt wurde. Ich hörte sie kaum, denn ich war ganz in Betrachtungen verloren, die sich meinem Geiste darstellten. Dieses hier war gleichsam der Mittelpunkt der Erde, das größte Heiligthum eines der aufgeklärtesten Völker der Vorwelt; eine Nation, welche die Königreiche aller Zonen als Hintergebäude vom Capitol ansah. Hier wurden die sybillinischen Bücher aufbehalten. Hier waren die zwölf heiligen Schilde, die nach dem Livius an den Säulen des Tempels hingen. Die Bildsäule

Jupiters war von Golde. Von eben diesem kostbaren Metall war auch eine Statue der Siegesgöttin, dreyhundertundzwanzig Pfund schwer. Sylla hatte die Säulen zu diesem prächtigen Gebäude aus dem Tempel des olympischen Jupiters genommen, und nach Rom bringen lassen. Die Reichthümer dieses Tempels waren unermeßlich. Man sahe hier die Geschenke der überwundenen Könige und Völker, eine große Anzahl goldener Kronen und Gefäße, kostbare Steine, marmorne und metallene Bildsäulen aller Arten, Gemälde, erbeutete Waffen, Trophäen, nebst vielen Waffen, die von vornehmen Kriegern als ein Gelübde hieher gegeben wurden. An den Mauern des Tempels hingen Tafeln von Bronze, worauf die römischen Gesetze eingegraben waren. Der Kontrast jener Zeit mit der jetzigen ist nirgends so auffallend als hier. Anstatt aller dieser Reichthümer siehet man hier elende Franciscanermönche, die das Gelübde der Armuth gethan, und sich hier dreyhundert stark eingenistet haben; und um das Abstechende vollkommen zu machen, so sieht das Aeußere des Gebäudes einer Dorfkirche ähnlich.

Nach dem Coliseo formiren die Bäder des Caracalla die größten Ruinen in Rom, deren äußere

Mauern von allen Bädern am wenigsten verfallen sind, und uns also noch genau ihren ungeheuren Umfang zeigen. Die Pracht ihres ehmaligen Zustandes war außerordentlich. Es befanden sich 1600 marmorne Stühle daselbst für die Badenden. Dennoch wurden sie von den Bädern des Kaisers Diocletian an Größe übertroffen. Die Trümmern dieses leztern dienen jezt zu Kornmagazinen. Der Raum aber, den der große kaiserliche Saal einnahm, ist zu einer Kirche angewendet worden, die den Karthäusern gehört. Diese Ausführung ist ein Meisterstück des Michel Angelo, welcher der Kirche dieselbe Größe des alten Saals gegeben, und acht sehr große Granitsäulen, die in der Mitte desselben stunden, unverrückt auf ihren Plaz gelassen hat, so daß sie noch jezt im Mittelpunkte der Kirche stehn.

Die Tempel waren gottesdienstlichen Gebräuchen und Ceremonien gewidmet; die Theater, Amphitheater, Basiliken, u. s. w. hatten alle ihre verschiedene Bestimmungen; aber in den Bädern scheinen alle diese vereinigt gewesen zu seyn. Außer der ungeheuren Anzahl von Gemächern, und andern Badenothwendigkeiten, waren sie mit geräumigen Sälen und Porticos zum Spazieren versehn, wie auch mit Sitzen für die Zusammenkünfte der Phi-

losophen. Die besten Bibliotheken der Stadt wurden dahin gebracht, und das Volk wurde daselbst mit theatralischen Vergnügungen und Fechterspielen belustigt.

Nichts übertraf in den Bädern der Kaiser die Pracht ihrer Säle. Die Decke derselben unterstüzten Granitsäulen, der Fußboden war von mosaischer Arbeit, und die Wände, mit den seltensten Marmorarten bekleidet, prangten überdem mit den größten Meisterstücken der Malerey und Bildhauerkunst. Die Zimmer, wo die Badenden gerieben und geräuchert wurden, waren ebenfalls mit diesen herrlichen Kunstwerken angefüllt; ja sogar die Oerter, wo man das Oel und Rauchwerk aufbehielt, waren auf das treflichste geziert. Die Gallerien und Porticos dienten zur Garderobe, wo man, wegen des großen Zulaufs, Leute miethen mußte, die Kleider der Badenden zu bewahren. Die Gefäße und Geräthschaften aller Art entsprachen vollkommen dieser Pracht. Die Bäder selbst waren von Granit und Porphyr; einige waren fest, andre beweglich; unter diesen leztern waren freyhängende, um durch eine leichte Bewegung das Vergnügen des Bades zu vermehren.

Außer der Peterskirche hat keine in Rom so schöne Gemälde als diese Karthäuserkirche. Sie ist in der Form eines griechischen Kreuzes erbaut, sieht aber mehr einem Saal, als einer römischkatholischen Kirche ähnlich. Das Kloster selbst, auch ein Werk dieses großen Baumeisters, hat über hundert marmorne Säulen. Es ist auch außerdem wegen einer Gallerie von Kupferstichen merkwürdig, die als Privatsammlung wenige ihres gleichen hat. Diese vortrefliche Sammlung kann jedermann unentgeldlich nach seinem Gefallen besehen. Ein Mönch öfnet die Thür der Gallerie, läßt die Liebhaber hereingehen, und verschließt sie sogleich wieder. Die Bequemlichkeit ist äußerst angenehm, man ist allein, ungehindert, und kann, ohne durch einen incommoden Aufseher pressirt zu seyn, nach Belieben viele Stunden bey diesem Kunstschaz verweilen, den man ganz übersehn kann, da alle Stücke niedrig hängen. Die Thüre wird nicht eher geöfnet, bis man klingelt. Die Mönche dieses Klosters, deren Ordensregeln wie bekannt strenge sind, übertrieben diese Strenge aus Andacht vor wenigen Jahren so sehr, daß viele von denselben melancholisch, und einige gar närrisch wurden. Hieraus entstanden vorsezliche Mordthaten, sie ermordeten

sich unter einander ohne Beleidigung und ohne alle Ursache. Diese Vorfälle haben veranlaßt, daß man diese Mönche wider ihren Willen gezwungen hat, ihre unsinnige Andächteley einzuschränken und mehr gesellig zu seyn.

Die Obelisken trugen sehr viel zur Pracht des alten Roms bey. Ich habe schon oben den großen Sonnenobelisk beschrieben, der auf dem Marsfelde zum Sonnenweiser diente, und alle andre übertraf. Es waren deren viele in der alten Stadt, die fast alle aus Egypten hieher gebracht waren. Der größte Theil derselben liegt jezt noch unter der Erde. Man ist auch gar nicht begierig, sie aufzufinden, weil man die Kosten der Aufrichtung ausnehmend scheut. Die vier größten, die das Neue Rom zieren, sind alle unter der kurzen Regierung des Pabstes Sixtus V. durch den großen Baumeister Fontana errichtet worden. Sie stehen vor den drey Hauptkirchen, und einer auf dem Plaz del popolo. Außer diesen siehet man noch mehrere von geringerer Größe, als auf dem Plaz Navonna, in der Villa Albani, in der Villa Medicis, u. s. w.

Die Grabmäler der alten Römer aber übertrafen an Pracht ihre Bäder, Theater, ja selbst ihre Tempel. Von den drey außerordentlichsten, die

Rom aufzuweisen hatte, sind noch die Ruinen vorhanden. Diese waren: das Mausoleum des Augusts, des Adrianus und der Cäcilia Metella, Gemalin des Crassus. Vom erstern sind nichts, als einige schlechte Mauern übrig, welche man in einem Winkel aufsuchen muß, und nicht die geringste Idee von dem ehmaligen Zustande dieses Grabmals verschaffen. Es hatte eine Pyramidalform, die in Terrassen abgetheilt war, wo man bis oben hinauf unter Cypressenbäumen spazieren gehn konnte. Die Farbe dieser Bäume kontrastirte sehr angenehm mit den weißen Steinen, woraus das Grabmal erbaut war, und mit den Statuen von Marmor und Erz, die nebst zwey großen Obelisken dasselbe zierten.

Das Mausoleum der Cäcilia, das an der Via Appia lag, hat viel größere Trümmern, die auf viele italienische Meilen weit zu sehen sind. Es ist nicht von Ziegel erbauet, wie das Coliseum und andre große Denkmäler, sondern von großen Steinen, die den höchsten Begriff von der alten Bauart geben. Diese Ruinen führen den Namen Capo di bove, und sind einem Thurm ähnlich; auch dienten sie im mittlern Zeitalter den kleinen Tyrannen, die das römische Gebiet verwüsteten, zum Befesti-

gungsort. Einige Antiquare behaupten, daß sich ehmals in diesem Grabmal ein künstliches Echo befand, das einen ganzen Vers Virgils sechsmal sehr deutlich, und noch öfterer etwas undeutlich wiederholen konnte. Man hatte es so angelegt, damit das Geschrey der Leidtragenden, die man gewöhnlich zu diesem Geschäfte dung, sich vervielfältigen möchte. Die große und sehr kostbare Urne, worin sich die Asche der Cäcilia befand, siehet man jezt in dem Hofe des Farnesischen Palastes.

Das Mausoleum des Adrians ist, wie bekannt, die Engelsburg, allein so sehr entstellt, daß man keine Spur der vormaligen Bestimmung davon gewahr wird. Der Baumeister Detrianus hatte es auf Befehl des Kaisers Adrian aufs prächtigste erbaut. Es war mit siebenhundert Statuen gleichsam bedeckt, und oben mit einer ungeheuren Traube von vergoldetem Erzt geziert, die jezt in einem Hofe des Vaticans aufbehalten wird.

Von dem prächtigen Septizonium des Septimius Severus, am Fuß des palatinischen Berges, waren noch am Ende des vorigen Jahrhunderts ansehnliche Ruinen übrig, die jezt ganz verschwunden sind. Dieses war ein aus sieben Säulen bestehendes Gebäude, das eben so viel Stockwerke und

prächtige Säulengänge einen über den andern hatte. Es war pyramidenförmig gethürmt, und außerhalb vom Boden bis zum Gipfel sah man nichts, als Colonnaden und Statuen, die einen bewunderungswürdigen Anblick gaben. Auch die Trümmern dieses sonderbaren Gebäudes waren im vorigen Jahrhundert noch sieben Stockwerk hoch, und bestanden aus lauter auf einander gesezten Säulen, die etwas von der Form des Ganzen zeigten, allein jezt ist selbst der alte Standplaz den meisten Antiquaren unbekannt, so wenig wie sie die ehmalige Bestimmung dieses Gebäudes wissen.

Das einzige Grabmal, das aber noch bis jezt ganz erhalten worden, ist die Pyramide des Cestus bey dem St. Pauls Thor. Sie ist hundert und zehn Fuß hoch, und jede Seite der Basis sechsundachtzig und einen halben Fuß lang. Dieser Römer lebte kurz vor den Zeiten des Augusts, und war nie zu den höchsten Würden des Staats gelangt, und dennoch war sein Grabmal so prächtig. Ein Umstand, der den ungeheuren Luxus seines Zeitalters beweist. Auf dem Felde hinter der Engelsburg befand sich eine ähnliche Pyramide, die in der barbarischen Zeiten auf Befehl der Päbste abgetragen wurde.

Im Jahr 1500 entdeckte man an der Via Appia ein Grab, das außerordentlich merkwürdig war. Man fand den Körper einer jungen Frauensperson in einem unbekannten Liquor schwimmend; zu den Füßen stand eine brennende Lampe, die aber, nachdem sie an die Luft gebracht wurde, gleich erlosch. Der Leichnam war so frisch, als ob er eben erst hineingelegt worden wäre, indessen erkannte man so viel aus der Inschrift, daß er über 1500 Jahre an diesem Orte gelegen hatte. Man vermuthete, daß dieses der Körper der Tullia, Tochter des Cicero wäre, die vor ihrem Vater starb. Sie hatte blonde Haare, die durch eine goldne Agraffe zusammen gehalten wurden. Dieser Leichnam wurde nach dem Capitolio gebracht, und dem ganzen Volk zur Schau ausgestellt. Da aber der Pöbel anfing zu glauben, daß es ein heiliger Leib seyn müßte, weil er unverweßt geblieben wäre, ließ der Pabst Alexander VI. diese sonderbare Antike in die Tiber werfen.

Neunter Abschnitt.

Das neuere Rom. Das Thor del popolo. Straße il Corso. Menge der merkwürdigen Gegenstände in dieser Stadt. Peterskirche und Plaz. Grabmäler über und unter der Erde. Laterankirche. Geschenke Constantin des Großen. Papst Ganganelli's kontrastirendes Loos in dieser Kirche. Lateranpalast. Taufgebäude Constantins. Die heilige Treppe. Die Kirche Maria Magiore. Die Paulskirche. Die Kirche St. Andrea di Ponte Mole. Die Kirche der heiligen Agnes. Vatikanischer Palast und Bibliothek. Sixtinische Kapelle. Clementinisches Museum. Palast Monte Cavallo. Der Farnesische Palast. Villa Medicis. Palast Borghese. Villa Albani. Kardinal Albani. Villa Pamphili. Palast Barberini, Colonna, Justiniani und Spada. Engelsbrücke. Fontainen.

So prächtig auch das neuere Rom ist, so ist es doch nicht viel besser wie ein Dorf in Vergleich mit dem alten; eine Parallele, die der beobachtende Reisende zur Verringerung seines gegenwärtigen Vergnügens, wenn er sich in dieser außerordentlichen Stadt befindet, nicht ziehen sollte, die er aber dennoch bey jedem Schritte zu machen genöthigt ist. Es ist hier die Rede blos von sinnlichen Gegenständen, da alles, was zum morali-

chen Theil gehört, auch nicht den Schatten eines Vergleichs erlaubet.

Gleich der Eingang in Rom durch die Porta del popolo, ehmals Flaminia, giebt ein lebhaftes Bild von dieser sonderbaren Stadt, wie sie jezt ist; Pracht und Armuth sehr seltsam vereinigt. Ein Obelisk, ein Springbrunnen, ein schönes Thor und drey Kirchen, alles dieses mit elenden Häusern vermischt, formirt den Plaz del popolo, und thut eine eigene Wirkung. An diesem Ort werden die Missethäter hingerichtet. Ich sahe hier eine sonderbare Todesstrafe, die sehr alt seyn soll, und die Römer macellave nennen. Der Delinquent wird nämlich mit einer Keule vor den Kopf geschlagen, wie man bey uns die Ochsen schlachtet; eine Todesart, die nicht langweilig oder marternd ist, aber hier für die allerschimpflichste gehalten wird.

Die Straße il Corso, die zu diesem Platze führet, ist die vornehmste und längste in Rom. Sie ist schnurgrade, und durchschneidet fast ganz den bewohnten Theil der Stadt. Keine Straße ist so breit als diese, und dennoch muß sie jeder Fremder enge nennen. Es ist merkwürdig, daß die Strassen auch in dem alten Rom durchaus enge waren, woran wahrscheinlich die Unbequemlichkeit der Son-

nenhitze in einem so warmen Klima schuld war. Die Straßen waren daher nicht das Vorzügliche dieser Hauptstadt der Welt, wohl aber die öffentlichen Plätze, wo die Römer ihre gränzenlose Pracht zeigten. Zum Beweis dient der Grundriß von einem großen Theil des alten Roms, der unter dem Kaiser Septimus Severus auf egyptischen Steinen eingegraben wurde; ein schäzbares Document, wovon große Fragmente auf dem Capitol aufbehalten werden. Auch die Landstraßen und Brücken dieses großen Volks waren sehr enge, wie man noch an den Ueberresten sehen kann. Kaum können zwo Carrossen einander ausweichen. Dieses ist auch an der altrömischen Brücke Ponte mole wahrzunehmen, die von der toscanischen Seite nach Rom führt, und nur eine italienische Meile von der Stadt entfernt ist. Sie wurde vom Aemilius Scaurus erbaut, und Pons Milvius genannt; auch ist sie wegen sehr wichtiger Vorfälle berühmt. Auf dieser Brücke hielt Cicero, nach der Entdeckung der Catilinarischen Verschwörung, die Verschwornen auf, die sich in das Lager ihres Anführers begeben wollten. Der Kaiser Constantin der Große erhielt auch auf eben dieser Brücke einen großen Sieg gegen den Tyrannen Maxentius.

Ein Reisender, der in manchen großen Residenzstädten innerhalb acht Tagen alles Merkwürdige sehen kann, braucht in Rom wohl vier Monat um alles Sehenswürdige nur flüchtig zu betrachten; zu einer genauen Ansicht gehören Jahre. Ich bin überzeugt, daß ohne die noch erhaltenen Ruinen, und ohne die neuern Kunstwerke man von Rom nichts mehr wissen würde. Die Residenz des Pabstes würde wenig zum Glanz der Stadt beygetragen haben, wo anders dieselbe noch in einem ungesunden Ort beybehalten worden wäre. Nur allein die Menge der Künstler und der Reisenden erhält hier 170,000 Einwohner. Ein ganz vernachläßigter Ackerbau, ein unbedeutender Handel, eine geringe Anzahl Fabriken und Manufakturen, nebst einer ungeheuren Menge Mönche machen Rom verhältnißweise zu einer der ärmsten Städte von Europa. Die päbstlichen Einkünfte aus fremden Staaten sind weit unbeträchtlicher, als man insgemein glaubt; allein der Tribut, den alle Länder und Fürsten unsers Welttheils für Kunstwerke an Rom bezahlen, ist ganz außerordentlich, und erhält allein diese zahlreiche Volksmenge. Die geschickten Künstler aller Art sind durchaus so sehr mit Bestellungen überhäuft, daß

oft wichtige Arbeiten ganz liegen bleiben, und gar nicht vollendet werden.

Die Peterskirche liegt von dem wohlbewohnten Theil der Stadt sehr entfernt, und überhaupt in dem ärmsten Quartier von Rom, daher auch alle dahin führende Straßen schlecht sind, und die Wirkung sehr verringern, die dieses Gebäude sonst verursachen würde. Man muß ganz nahe an der Colonnade seyn, um das Ganze zu übersehn. Ungeachtet aller Bewunderung, die der Anblick dieser Kirche einflößt, wird jeder unbefangene Reisende, der hier und in London gewesen, und gesunde Augen gehabt hat, gestehen, daß die Façade der Paulskirche von der Seite von Ludgate hill einen ungleich stärkern Eindruck macht, und weit majestätischer ist. Da diese aber keine so vortheilhafte Lage, keinen Petersplaz, keine Colonnade, keinen Obelisk, noch Springbrunnen hat, und überdem die Engländer keine solche Gasconier als die neuern Römer sind, so werden der Paulskirche die Lobsprüche sehr sparsam ertheilt, dahingegen glaubt man nie genug Worte finden zu können, die Peterskirche nach Würden zu preisen. Der große und schöne Plaz dieser leztern, nebst dessen Säulengängen, Springbrunnen u. s. w. sind hier so

wohl als das Inwendige derselben, blos accessorisch, und haben mit dem Gebäude des Tempels nichts gemein. Dieses Innere aber ist in der That hinreißend, und wird durch eine besondere Reinlichkeit erhöht, die in den hiesigen Kirchen sowohl als Palästen nichts weniger als gebräuchlich ist. Eine Anzahl Leute sind hier unaufhörlich den ganzen Tag über beschäftigt, zu reinigen und zu putzen, wozu man künstliche Gerüste hat. Die Tapezierer aber haben deren keine, wenn sie vor dem Peterstage die Kirche mit Tapeten von unten bis obenaus zieren müssen. Dieses ist die gefährlichste Arbeit, die sich nur denken läßt. Man sezt eine Menge Leitern eine auf die andere, und klimmt so in der Luft balancirend die ungeheuren Mauern herauf, und in dieser Schwebung geschieht auch die Anheftung der Tapeten. Diese Leute sind im Sold der Kirche, der sehr gering ist. Oft geschehn auch Unglücksfälle, daher sie gewöhnlich vor der Arbeit beichten. Ihr Schutzpatron ist der heilige Venantus, ein Märtyrer, der von oben herabgestürzt wurde.

Der große Baumeister Bramanda, Lehrer des noch größern Raphaels, machte die ersten Zeichnungen zu diesem Meisterwerk der Baukunst, und legte 1514 den Grund dazu.

Die ungeheure Größe der Kirche zeigt sich am meisten an großen Festtagen. Ich habe während meinem langen Aufenthalt in Rom dieselbe bey keiner Feyerlichkeit voll gesehen, so sehr auch Menschen von allen Seiten zuströmten. Der große Altar hat genau die Höhe des Farnesischen Palastes, und dennoch scheint er wegen des erstaunlichen Umfangs der Kirche, und wegen seiner Lage unter der Kuppel nicht besonders hoch zu seyn. Bey diesem Altar ist der Eingang zum Grabe des heiligen Peters, woselbst Tag und Nacht hundert silberne Lampen brennen, nur am Charfreytage werden sie ausgelöscht. Kein Frauenzimmer darf bey Strafe des Excommunication hier heruntersteigen, ausser am Pfingstmontage, an dem es aber den Mannspersonen bey eben dieser Strafe untersagt ist. Dieses Verbot hat seinen guten Grund, denn das Klima, die Sitten der Römer, und die Gelegenheit an einem dunkeln Orte, könnten sehr unheilige Handlungen veranlassen. Die Heiligkeit aber des großen Tempels selbst würde hiebey wohl in keine Betrachtung kommen. Ein offenbarer Beweis davon ist die vortrefliche Statüe des della Porta am Grabmal des Pabstes Paul III. Sie stellt die Religion unter der Gestalt eines jungen und schönen Frauenzim-

mers vor, das in der wollüstigsten Stellung liegt, und selbst in Marmor fähig gewesen ist, Begierden einzuflössen. Verschiedene scandalöse Auftritte haben verursacht, daß man gewisse Theile dieser Statüe mit einem kleinen Bleche bedeckt hat, das jedoch bey Bezahlung eines Zechins auf einige Augenblicke weggenommen wird. Ein Preiß, für welchen man die Hälfte aller Bildergallerien in Rom sehen kann.

Die Grabmäler zieren diese Kirche mehr als die Altäre, und zeigen die Bildhauerkunst in ihrer ganzen Größe. Auf dem Monument der Königin Christina von Schweden ist ihre Abschwörung der protestantischen Religion in einem sehr schönen Basrelief vorgestellt. Diese Königin und die Gräfin Mathilda, die Wohlthäterin des päbstlichen Stuhls, sind außer den Päbsten die einzigen, denen man in dieser Kirche Denkmäler errichtet hat. In den unterirdischen Gewölben, die den Boden der alten Kirche formirten, sieht man viele Begräbnisse von Päbsten, aber ohne alle Denkmäler, und größtentheils armselig. Hier werden alle Nachfolger Petri beygesezt, wenn ihre Verwandten oder Freunde die Kosten eines Monuments in der obern Kirche scheuen. Hier ruhet auch der Leib des vor-

treflichen Ganganelli, dem man wohl kein besser Denkmal prophezeihen konnte. Daß aber auch sein Vorgänger Rezzonico hier ohne Monument von seinen undankbaren Erben gelassen wird, die er mit Reichthümern und Würden beladen hat, wird von ganz Rom getadelt. Unter diesen sind die beiden noch lebenden Kardinäle Rezzonico, davon einer Camerlengo oder Finanzminister ist *). In diesen sogenannten heiligen Grüften siehet man viele alte Gemälde, Bildhauerwerke, und mosaische Arbeiten, auch fehlt es nicht an Kapellen, wunderthätigen Bildern und Reliquien aller Arten.

Alle vortrefliche Altargemälde in der Peterskirche werden herausgenommen, und an andre Kirchen zur Aufbewahrung gegeben. An die Stelle derselben kommen die Kopien eben dieser Gemälde in mosaischer Arbeit. Man hat kürzlich das vornehmste Gemälde in Europa, nämlich die Verklärung Christi, von Raphael, auf diese Art nachgeahmt, das Original aber in eine Franciskanerkirche gestellt, die auf dem Janiculischen Hügel, dem höchsten in Rom, liegt. Die Feuchtigkeit in der Peterskirche drohete diese herrlichen Kunstwerke zu verzehren, und machte daher diese Maaßregeln

*) Einer derselben ist im vorigen Jahre gestorben.

nothwendig. Dieser Tausch ist indessen, wegen der langwierigen Arbeit ungemein kostbar, und eine weniger reiche Kirche würde es nicht haben unternehmen können. Vorerwähntes Steingemälde von Raphael kostet sechstausend Scudi. Es ist zu bedauern, daß erst seit Aufstellung desselben die Erfindung gemacht worden ist, die Steine zu zerschneiden, und auf diese Weise die Gemälde zu vervielfältigen. Die Aehnlichkeit zwischen diesen mosaischen Kopien und den Urbildern ist außerordentlich, wenn es geschickte Arbeiter unternehmen, an denen es, wie bekannt, in Rom nicht mangelt, da nirgends wie hier diese Kunst getrieben wird. Die Peterskirche unterhält beständig zwölfe von diesen Künstlern, bezahlt sie aber als Mechaniker, daher auch nicht allein diese, sondern überhaupt alle, die diese schöne, aber gewissermaßen brodlose Kunst ausüben, in der Dürftigkeit leben. Vor einigen Jahren hat einer Namens Savini aus Urbino erhabene Mosaik zu machen erfunden, allein bis jezt ist noch kein Gemälde von irgend einiger Bedeutung in dieser Gattung von Basreliefs bearbeitet worden.

Obgleich die Peterskirche alle andre an Pracht übertrifft, so hat doch die Laterankirche den ersten

Rang, weil sie die älteste in Rom ist. Dieses ist eigentlich die Pfarrkirche des Pabsts, als Bischofs von Rom, und die erste Ceremonie nach seiner Wahl ist, von derselben Besitz zu nehmen. Dies geschieht mit außerordentlichem Pomp, und ist auch gewöhnlich das einzigemal, daß dieser vornehme Pfarrer seine Pfarrkirche besucht. Sie hat den Namen von dem Palast des römischen Senators Plautius Lateranus *), den Constantin der Große dem Pabst Melchiades schenkte, sowohl daselbst zu wohnen als auch eine Kirche zu bauen. Dieses geschah, und sein Nachfolger, der heilige Sylvester, weihete dieselbe im Jahr 324 ein, daher wird sie wie die Kathedralkirche von Rom betrachtet, und ihr auch der Vorzug vor der Peterskirche zugestanden.

Die ganze Gegend zwischen dem Capitol und dieser großen Kirche wurde 1080 von Robert Guischard, Fürst von Salerno, einem Normann verwüstet, und ist seitdem nie wieder bevölkert worden.

*) Dieser Lateranus war, nach dem Tacitus, das Haupt einer Verschwörung wider den Nero, der ihn auch nach Entdeckung derselben hinrichten ließ und seine Güter einzog. Vorerwähnter Palast fiel daher dem Kaiser zu, und nach ihm seinen Nachfolgern bis auf Constantin den Großen.

Alles ist hier öde und unbewohnt. Dieser prächtige Tempel mit seinem Obelisk, wie auch die herrlichen dabey liegenden Gebäude stehen ganz isolirt, und gleichsam auf dem Felde, ob es gleich noch innerhalb den Ringmauern der Stadt ist.

Anastasius der Bibliothekar giebt uns Nachricht von den Geschenken, die Constantin nach erhaltener Taufe dieser Kirche machte. Das Verzeichniß davon ist merkwürdig, und bestand aus folgenden Artikeln: Ein bey der Taufe gebrauchtes silbernes Wassergefäß, welches mehr als dreyhundert Pfund wog; ferner eine porphyrne Säule, an welcher eine goldne funfzig Pfund schwere Lampe hing. Eine silberne Bildsäule Christi von hundertundsiebzig, eine andere von hundertundvierzig, und noch eine von hundertunddreißig Pfund. Eine Bildsäule Johannes des Täufers von Silber hundert Pfund schwer. Vier silberne Engel, jeder von hundertundfunfzig, und die zwölf Apostel, jeder von neunzig Pfund. Sieben silberne Hirsche, jeder von achtzig Pfund. Ein goldenes Lamm. Ein goldenes Kästgen mit zweyundvierzig Edelsteinen besezt; vier goldene Kronen von zwanzig, eine silberne Kette von vierzig, und vier silberne Altaraufsätze von zweyhundert Pfund. Man versichert

auch, daß er das Dach der Kirche mit 2025 Pfund belegen ließ, wozu er noch eine goldne Lampe von achtzig Pfund, fünfundvierzig silberne Lampen, und vierzig goldene Kelche beyfügte.

Von allen diesen Schätzen ist nichts mehr vorhanden. Die häufigen Plünderungen von Rom haben nicht das geringste übrig gelassen. Indessen ist die Kirche doch reich, weil viele Kaiser, Könige und Päbste sie mit Landgütern beschenkt haben, in deren Besitz sie ungestört geblieben ist. Unter andern erhielt sie von Heinrich IV. Könige von Frankreich die Abtey Clerac in Guienne, die fünftausend römische Scudi jährlich einträgt. Außerdem ist es merkwürdig, daß die Laterankirche unter dem Schutz des römischen Kaisers als Nachfolger Constantins, und des Königs von Frankreich, als dem ältesten Sohn der Kirche, steht, deren beider Wappen auch über der großen Kirchenthüre prangen. Dieser prächtige Tempel wird wegen der Entlegenheit sehr wenig besucht, man findet ihn beständig leer, ob er gleich wie alle Kirchen Roms den ganzen Tag offen steht. Nur bey der Ceremonie der päbstlichen Besitznehmung sind alle Einwohner der Stadt hier versammlet, um von dem neuen Pabst den ersten feyerlichen Segen zu empfangen. Dieses geschieht

so wie in der Peterskirche von einem Balcon. Hieher gehört eine Anekdote des verehrungswürdigen Ganganelli, die sonderbar ist. Da Clemens XIII. in dieser Kirche seinen Einzug hielt, befand sich Ganganelli unter dem Pöbel der Zuschauer; er bestieg das Postument einer Säule in der Kirche, um desto besser die Procession zu sehn, wurde aber von diesem Posten durch einen Schweizer verjagt, der ihm mit der Hellebarde noch obendrein einige Stöße versezte. Wie wenig konnte sich dieser vortrefliche Mann damals einbilden, daß er selbst bey der nächsten Feyerlichkeit dieser Art die Hauptrolle spielen, und daß er der unmittelbare Nachfolger desjenigen werden würde, vor dem er in Gesellschaft des ganzen Volks damals auf den Knien lag! Welch ein unermeßlicher Abstand zwischen einem armseligen Franciscanermönch, der barfuß geht, und einem römischen Pabste, dem man göttliche Ehre erzeigt! Die Erinnerung an diesen Vorfall erregte bey ihm ein Lächeln, als er eilf Jahre hernach als Pabst im größten Pomp bey dieser Säule vorbey getragen wurde. Nach geendigter Ceremonie erzählte er selbst diese Geschichte, da ihn die Kardinäle um den Bewegungsgrund seines Lächelns fragten.

In der Laterankirche machen die zwölf Apostel von Marmor in colossalischer Größe einen großen Eindruck. Einige darunter sind ganz vortreflich, und gehören zu den besten Werken der neuern Bildhauerkunst. Auch sieht man hier zwey ganze Säulen von dem ungemein seltenen Stein Giallo antico genannt, der selbst in kleinen Stücken so kostbar ist. In der Kapelle des heiligen Thomas befindet sich, unter andern außerordentlichen Reliquien, auch die Bundeslade der Juden; dieses sind zwey Breter ohne alle Zierrathen, und so sehr veraltet und verunstaltet, daß man nicht einmal die Gattung Holz mehr daran unterscheiden kann. Dieses Stück, dessen Aechtheit man wohl sehr bezweifeln möchte, soll nebst den andern Reliquien, der Tradition zu folge, von der heiligen Helena nach Rom geschenkt worden seyn. In dem Verzeichniß aber, das Joseph von den aus dem jüdischen Tempel geraubten Schätzen und Heiligthümern macht, die nach Rom gebracht wurden, wird mit keinem Worte der Bundeslade gedacht; auch ist sie nicht in dem Triumphbogen des Titus abgebildet. Ingleichen liest man im zweiten Buche der Maccabäer, daß Jeremias die Bundeslade nebst dem Rauchaltar in eine Höle des Bergs Nebo bringen ließ, wobey er prophezeihte,

daß sie daselbst so lange verborgen bleiben würde, bis Gott sein Volk versammelt hätte und versöhnt wäre.

Der vor der Laterankirche stehende Obelisk ist der größte in Rom, und voller Hieroglyphen. Seine Länge ist hundert und zwölf Fuß, ohne das sehr hohe Postument. Constantin der Große ließ ihn aus Aegypten holen, und im großen Circus setzen. Er lag in Stücken auf der Erde, als ihn Sixtus V. dieser um die Pracht Roms nie genug zu preisende Pabst, durch den berühmten Fontana zusammen setzen und aufrichten ließ. Die Päbste haben über tausend Jahr in dem bey der Kirche erbauten Palast gewohnt, bis die Residenz nach Avignon verlegt wurde. Da aber Gregorius XI. nach siebenzig Jahren wieder Rom zur päbstlichen Residenz machte, so war der Lateranpalast so verfallen, daß er sich nach dem vaticanischen Palast begeben mußte, woselbst auch alle seine Nachfolger residirt haben, bis endlich der Palast auf dem Monte Cavallo erbaut wurde. Sixtus V. ließ zwar den jetzigen prächtigen Lateranpalast aufführen, allein die Päbste kommen nie dahin, als bey der Besitznehmung, daher hat man dies herrliche Gebäude zum Hospital für alte Weiber und Mädchen gemacht. Unweit da-

von steht das Taufgebäude des Kaiser Constantins, der nach der Tradition vom heiligen Sylvester getauft seyn soll, obgleich Eusebius und andre Kirchenväter sagen, daß dieser Kaiser in der Stadt Nicomedia gegen das Ende seines Lebens getauft worden sey. Dem sey wie ihm wolle, genug hier ist ein solches Gebäude, das zwar klein aber sehr prächtig ist. Der Taufstein und die inwendigen Säulen sind von Porphyr. Alle Juden und Heiden, die sich zum Christenthum bekehren, werden an diesem Orte getauft, um der Tradition Nachdruck zu geben, und ein so herrliches Gebäude nicht ungenützt zu lassen.

Zu eben dieser Gruppe von Gebäuden gehört auch dasjenige, worin sich die heilige Treppe befindet. Diese ist von Marmor, und hat achtundzwanzig Stufen; der Sage nach war sie vormals in dem Palast des Pilatus zu Jerusalem, daher denn Christus sie auf und abgestiegen ist. Sie führt nebst noch vier andern gemeinen Treppen zu einem Orte, wo ganz besondre Reliquien aufbewahrt werden. Kein Heiligthum wird stärker verehrt, als diese Treppe, auf welcher man zu allen Stunden des Tages Leute antrifft, die auf den Knien hinaufrutschen; die Steine sind davon auch so abgenutzt

worden, daß man sie mit einem hölzernen Futteral hat belegen müssen, dessen Berührung aber für eben so heilig, als das Original gehalten wird. Da der Ort entlegen ist, so gilt diese Ceremonie für eine kleine Wallfahrt, auch sind Indulgenzen damit verknüpft. Viele legen sich wegen ihrer Sünden oft diese Kniebuße auf; andre thun Gelübte, zu bestimmten Zeiten dieses Experiment zu wiederholen, welches sehr mühsam ist, und lange dauert, da auf jeder Stufe gewisse Gebete hergesagt werden müssen. Es ist nicht erlaubt anders als auf den Knien die Treppe heraufzusteigen, daher diejenigen, die sich ihrer Füße bedienen wollen, nach oben zu gelangen, die gemeinen Treppen heraufgehen müssen.

Es befinden sich allemal Pilgrime gegenwärtig, die auf diesen Punkt genau Acht haben. Ich war eines Tages hier, als ein französischer Offizier mit dieser Verordnung seinen Scherz treiben wollte; er stellte sich unwissend, und stürmte die heilige Treppe heran, hatte auch wohl schon ein halb Duzend Stufen betreten, als er durch das entsezliche Geschrey der anwesenden Pilgrimme verhindert wurde, weiter zu steigen. Der Titel eines Fremden, und die vorgebliche Unwissenheit der Stei=

gungsmethode, dienten ihm zur Entschuldigung, und sezten ihn für die Ahndungen der Menge andächtiger Personen sicher, die sich über die Profanation sehr geärgert hatten. In Neapel wäre er verloren gewesen.

Die Kirche Maria Magiore ist ebenfalls eine der Hauptkirchen in Rom, wird aber auch wegen ihrer entfernten Lage wenig besucht. Hier sind zwey große Kapellen, die Sixtinische und die Borghesische, welche leztere dem fürstlichen Hause dieses Namens gehört; beide sind ausnehmend prächtig. Die Borghesische hat einen Altar, der mit vier Säulen von orientalischen Jaspis pranget. Vor dieser Kirche steht ein Obelisk, der ehmals das Grabmal des Augusts zierte. Auf der andern Seite sieht man eine hohe und sehr schöne Säule, die zu dem grossen Friedenstempel gehörte, jezt aber die Statue der Maria trägt. In der sogenannten Peterskirche in vinculis befindet sich das Grabmal des Pabsts Julius II., das Meisterstück des Michael Angelo, und auch der neuern Bildhauerkunst überhaupt. Große Kunstkenner urtheilen davon, daß es so weit über die besten Bildhauerarbeiten der Neuern erhaben, als es tief unter die herrlichen Kunstwerke der Alten sey, die man im Clementinischen Museo be-

wundert. Michael Angelo war selbst dieser Meynung in Ansehung der Alten, so viel Künstlerstolz er auch sonst hatte, und bey seinen außerordentlichen Talenten auch wohl haben konnte.

Die Paulskirche liegt zwar außerhalb der Stadt, allein dennoch gehört sie zu den vornehmsten Kirchen Roms, die man zu gewissen Zeiten pflichtmässig besuchen muß, um die damit verbundenen Indulgenzen theilhaft zu werden. Die äußere Bauart dieser Kirche hat nicht viel anziehendes, allein die kostbaren Materialien des Innern, als der seltensten Marmorarten, des egyptischen Porphyrs, der Werke in Bronze, u. s. w. machen sie zu einen der prächtigsten Tempel der Welt. Die Achtung der Römer für diese Kirche beruht auf das Alter derselben, denn sie wurde schon im achten Jahrhundert auf Befehl des Kaisers Karl des Großen erbaut. Sie liegt noch keine halbe deutsche Meile von der Stadt, allein dennoch ist die Luft daselbst so sehr ungesund, daß zu gewissen Jahreszeiten selbst die dazu gehörigen Priester und Mönche nicht einmal daselbst wohnen können, sondern sich sodann nach der Stad verfügen; daher denn dieser Inbegriff von Pracht ganz verlassen steht.

Zu den hier sich auszeichnenden Kirchen gehört eine kleine nahe bey der Stadt gelegene, die den Namen St. Andrea di Ponte Mole führt, auch insgemein Papa Giulio genannt wird, Der berühmte Baumeister Barozzi, der unter dem Namen Vignole bekannt ist, erbaute diese vortrefliche Kirche ganz im Geschmack der alten römischen Tempel. Man hält sie für ein Meisterstück der Baukunst, daher auch alle junge Künstler sie fleißig besuchen. Auch die Kirche der heiligen Constantia ist besonders merkwürdig, weil sie ehemals ein Tempel des Bacchus war. Die Form derselben ist eine Rotunde.

Vor der Porta pia ist die Kirche der heiligen Agnes, wo man am Feste dieser Heiligen die Lämmer einsegnet, aus deren Wolle das Pallium gemacht wird. Gewöhnlich werden zwey von diesen Thieren mit Blumenkränzen gekrönt, und mit Bändern geziert, auf den hohen Altar gelegt, wobey jedes Lamm auf einem weiß damastenen Küssen ruht, das mit goldenen Tressen besezt ist. Nach der Kirchenbenediction werden sie zum Pabst gebracht, der sie auch einsegnet, und hernach an gewisse Klöster zur Pflege übergiebt.

Unter den Palästen kommt keiner in Europa dem Vaticanischen an Größe gleich, ob er aber,

wie man behauptet, 12,000 Zimmer, große und kleine, enthalte, daran zweifle ich sehr. Das Innere zeigt wenig Pracht; dieses aber wird hinreichend durch die Raphaelschen Zimmer und Gallerien, die Sixtinische Capelle, die Bibliothek, und das Clementinische Museum ersezt. Wenn man hiezu die daran stoßende Peterskirche nimmt, so muß man gestehen, daß dieses der interessanteste Fleck für die Künste auf der ganzen Erde sey. Die Raphaelschen Zimmer sind leer, ohne alle Möblen, aber beständig mit Bewunderern angefüllt. Das herrlichste Gemälde derselben ist die Schule zu Athen, welche die ganze Seitenwand eines Saals einnimmt. Unter den griechischen Weisen sieht man auch das Bild des Bramante, Lehrer des Raphaels, den dieser große Künstler hier unter der Figur eines Philosophen mit dem Winkelmaaß in der Hand dargestellt hat. Die sixtinische und paulinische Kapelle sind beide im Vatican, und würden anderswo geräumige Kirchen vorstellen. In der ersten ist das berühmte Gemälde des jüngsten Gerichts von Michael Angelo. In dieser wird auch in der Charwoche das so bekannte und unnachahmliche Miserere gesungen, das wohl verdiente, durch einen deutschen musikalischen Kunstrichter umständ-

lich beschrieben zu werden. Es ist merkwürdig, daß man diese sonderbare Musik nirgends, selbst in Rom nicht, hat nachahmen können, ja daß man noch nicht einmal weiß, woher die sixtinische Kapelle dieses Verdienst so ausschließend erhalten hat. Man schreibt es der Bauart zu, allein diese hat nichts äußerlich auszeichnendes. Diese Kapelle ist daher ein wahrer Pendant zum Theater von Parma, das auch bis jezt allen Baumeistern ein Räthsel geblieben ist. Die Entzifferung von beiden ist unsern Nachkommen vorbehalten, wenn sie mit den Gesetzen des Schalls bekannter als wir seyn werden.

Die vaticanische Bibliothek ist in Betracht der Anzahl von Büchern nicht so beträchtlich, als man sich vorstellt. Sie besteht nur aus ungefähr 50,000 Bänden, die alle in niedrige Schränke verschlossen sind. Es ist aber gewiß, daß der innere Werth der Bücher und die Seltenheit vieler Manuscripte diesen Mangel reichlich ersetzen. Zum Unterhalt derselben sind jährlich 3000 Scudi bestimmt. Diejenigen Römer, die diese Büchersammlung wohl kennen, gestehen, daß der wichtigste Theil derselben in den Büchern besteht, die aus Heidelberg hieher gekommen sind. Indessen werden diese litte-

rarischen Schätzs wenig genutzt. Die Bibliothek ist nur einige Stunden des Tages offen, und der Vatican von dem Theil der Stadt, wo alle einigermaßen distinguirte Leute wohnen, so sehr entfernt, daß dadurch der gelehrte Eifer nicht wenig gehemmt wird. Um verbotene Bücher zu lesen, muß man schriftliche Erlaubniß haben, und diese wird durch eine Bittschrift bewirkt, worin vorgegeben wird, daß man sich geschickt machen wolle, sie zu widerlegen. Einer meiner Bekannten, ein Weltgeistlicher, erhielt auch diese Erlaubniß, alle verbotene Schriften zu lesen, wovon aber ausdrücklich drey Bücher ausgenommen waren: Montesquieu's Geist der Gesetze; die bürgerliche Geschichte des Königreichs Neapolis von Giannone, und Voltair's Mädchen von Orleans.

Da die Italiener die Wissenschaften wenig schätzen, und sie allenthalben den Künsten unterordnen, so sehen auch ihre Bibliotheken eher Kunstgallerien, als Büchersälen ähnlich. Gemälde, Statüen, Büsten u. s. w. nehmen den besten Plaz ein. Dieses ist auch hier im Vatican der Fall, wo man in den schönsten Sälen der Bibliothek alles, nur keine Bücher sieht. Diesen hat man ihren Plaz in den Seitenzimmern angewiesen. Ein kleines,

aber sehr schönes Cabinet hat Mengs durch seinen Pinsel verschönert.

Der kürzlich verstorbene Kardinal Alexander Albani war Bibliothekar dieser berühmten Büchersammlung; jezt hat diese Stelle der Kardinal Zelada, ein die Wissenschaften eifrig liebender Mann, der selbst eine zahlreiche Bibliothek, und was in Rom höchst selten ist, auch eine Naturaliensammlung besizt. Er hat sich durch eine großmüthige Handlung ausgezeichnet, die ihm als einem Italiener Ehre macht. Es erschien während dem lezten Conclave ein Drama, unter dem Titel: il Conclave, worin alle Kardinäle namentlich eine Rolle hatten. Ein so freyes Pasquill, wie dieses, war vielleicht nie in Rom erschienen; es wurde mehr verschlungen als gelesen, da es mit vielem Witz, und wie man behauptet, mit genauer Kenntniß der handelnden Personen abgefaßt war. Nicht allein die Charaktere, sondern auch die jedem eigenthümliche Art sich auszudrücken, kurz alles war sorgfältig beobachtet. Der Verfasser wurde bekannt, eingezogen, und ungeachtet der ihn beschützenden Kardinäle, die edle Rollen in diesem Drama gespielt hatten, sollte er zum Tode verurtheilt werden; allein der Kardinal Zelada, dessen Rolle die

abscheuligste gewesen war, schlug sich ins Mittel, und rettete ihn.

Die herrlichste aller aber dieser Zierden des Vaticans, ist das Clementinische Museum, diese nie genug zu preisende Antikensammlung, die alle andere existirende weit hinter sich läßt. Sie dankt ihre Stiftung dem vortreflichen Ganganelli. Der jetzige Pabst folgt hierin seinen Fußtapfen, und sammlet mit großem Eifer. Da dieser bekannt ist, so strömen ihm gleichsam Geschenke von Antiken aus allen Städten und Klöstern seines Gebiets zu. Diese Vermehrung geschieht in einem solchen Grade, daß man sie bald nicht wird schicklich placiren können. Die Nothwendigkeit, solche Kunstwerke gehörig aufzustellen, veranlaßte den Entwurf eines Antikentempels, den alle Kenner bewunderten. Unglücklicherweise aber kam er von einem Ausländer, der wenig Protection hatte; er wurde also verworfen, und der schlechte Plan eines Italieners dafür angenommen, nach welchen alles geschmacklos gebaut ist. Hier ist der Apollo, der Laokoon, die Bildsäule des Antinous, und der Torso. Dieses lezte ist ein bloßer Rumpf einer Statue, und nicht viel besser als ein Block; indessen wird er von den Kunstkennern, wegen der genauen Nachahmung

der Natur ausnehmend bewundert. Man erzählt, daß Winkelmann ihn ganze Stunden lang betrachtet habe, da er sich in seiner Begeisterung ein Ideal von dem fehlenden Kopfe, Armen und Beinen schuf. So sehr auch der Laocoon angestaunt wird, so erklären sich doch die meisten Stimmen für den Apollo, der in der That ein Werk der Götter zu seyn scheint. Man vermuthet mit einigem Grunde, daß diese Bildsäule den Tempel zu Delphos geziert habe. Der größte Kunstkenner, den ich auf meinen langen Reisen sahe, der alle Künste mit einem tiefen Blick und dem feinsten Geschmack durchforscht hatte, behauptete, daß von den existirenden Werken aller Künste, die Dichtkunst selbst mit eingeschlossen, der Apollo das vollkommenste sey. Indessen beweisen einige, obgleich sehr unbedeutende Fehler, daß man selbst dieses so herrliche Kunstwerk nicht ganz vollkommen nennen könne. Dieses Museum wurde 1780 mit den neun Musen bereichert, die man aus Tivoli dahin gebracht hatte. Sie haben Lebensgröße, und einige davon sind ganz vortreflich. Um diese Sammlung in ihrem Glanze zu bewundern, muß man sie bey Fackeln besehn. Die Wirkung dieses Scheins ist außerordentlich, und man wird durch das Abstechende von Licht und

Schatten, Schönheiten gewahr, die das schärfste Künstlerauge bey Tage vergebens suchen würde.

Der Palast Monte Cavallo auf dem Quirinalischen Berge, ist eigentlich jezt die Residenz der Päbste, obgleich Pius VI. mit dem vaticanischen wechselte. Der Zugang zu diesem Palast hat viel Großes. Hier stehen auch die berühmten Colossalischen Gruppen von Marmor, die dem Phidias und Praxiteles zugeschrieben werden, und den Antiquaren aller Zeiten so viel Disputierstoff gegeben haben. Constantin der Große ließ sie aus Aegypten holen, um seine Bäder damit zu zieren. Diese Gruppen standen bisher in einer Linie, und zu nahe an einander, wodurch denn die große Wirkung etwas geschwächt wurde. Nach einem kürzlich entworfenen Plane kommen sie nun gegen einander über zu stehn, so daß die eine nach dem Orient, die andre aber nach dem Occident gerichtet seyn wird. Der Baumeister Antenori hat diese Umstellung im vorigen Jahre (1784) unternommen. Die Hauptabsicht dabey war, einen schönen Plaz für den Obelisk zu finden, den man vor einiger Zeit unter dem Hospital des heiligen Rochus ausgegraben hat, und dessen Standort zwischen diesen vortreflichen Gruppen bestimmt ist, wenn anders der Geldvorrath der

apostolischen Kammer diese kostbare Unternehmung verstatten wird.

Der Farnesische Palast wird für den schönsten in Rom gehalten, und ist ein Werk des Michael Angelo, der ihn 1545 nach dem Modell des Theaters des Marcellus erbaute. Die Steine dazu wurden aus dem damals noch unzertrümmerten Coliseo genommen. In diesem Palast befindet sich die berühmte Gallerie, wo die Brüder Carrache alle Kunst ihres Pinsels erschöpft haben. Im Hofe desselben sieht man den so vortreflichen Farnesischen Herkules, ein Werk des Atheniensers Glyceon, eine bewunderungswürdige Flora, und das Grab der Cäcilia Metella, worin ihre Asche in dem großen Mausoleo an der Via Appia aufbewahrt wurde. Alle diese herrlichen Kunstwerke stehn der Witterung aller Jahreszeiten blosgestellt. Zu diesem Palast gehört auch die ungeheure Gruppe, die unter dem Namen der Farnesische Stier bekannt ist. Diese Gruppe, unstreitig die größte marmorne in der Welt, besteht aus einem Stier, fünf Menschen und einem Hund. Sie wurde in den Bädern des Caracalla gefunden, der sie aus Rhodis hatte nach Rom bringen lassen. Man hat eine breterne Hütte über dieselbe errichtet, wo die Figuren gar nicht mit Vor-

theil betrachtet werden können. Indessen ist die Hütte zweckmäßig, nicht sowohl um die Gruppe zu beschirmen, sondern wegen dem Trinkgelde, das für das Anschauen derselben errichtet werden muß.

Dieser schöne Palast gehört jezt dem Könige von Neapel, dem er durch die Farnesische Erbschaft mit allen Seltenheiten zugefallen ist. Man kann nicht genug bedauern, daß diese in unsern Tagen geschehene Besitznehmung nicht in die Regierungsepoche Josephs gefallen ist, da das kaiserliche Haus Miterbe dieser für die Künste überaus wichtigen Verlassenschaft war. Wir würden sodann in Deutschland eine Kunstsammlung haben, die außer Italien nicht zu finden ist. Es ist unbegreiflich, mit welcher Gleichgültigkeit man diese Kunstwerke angesehn hat, und zwar zu einer Zeit, wo alles von Künsten wiederhallet. Man hätte mit diesen Schätzen so leicht Deutschland bereichern können, allein man war so großmüthig sie dem Hofe von Neapel zu überlassen, wo leider für Kunstwerke am allerwenigsten gesorgt wird. Dasjenige, was sich noch im Farnesischen Palast befindet, und nur weggebracht werden kann, wird während dem nächsten Conclave nach Neapel geschafft werden. Dieses ist kein Geheimniß, denn der Ort ist schon bestimmt,

wo der Farnesische Herkules hingestellt werden soll. Gewöhnlich wartet man eine solche Vacanz ab, um den päbstlichen Vorstellungen überhoben zu seyn, die bey so einem Verlust nicht gespart werden. Der jetzige Großherzog von Toscana bediente sich auch einer solchen Gelegenheit, um die kostbare Gruppe der Niobe nach Florenz bringen zu lassen, da sie lange Zeit eine Zierde von Rom und vom Palast Medicis gewesen war. Die Farnesische Villa liegt auch in der Stadt, und nimmt den größten Theil des palatinischen Berges ein; man sieht hier große Cypressenalleen, auch viele Gewölbe und Arkaden von dem alten kaiserlichen Palast. Da aber der König von Neapel Besitzer davon ist, so geräth alles in Verfall, und bald wird diese Villa, die der berühmte Vignole erbaut hat, mit den alten römischen Ruinen nur einen gemeinschaftlichen Schutthaufen darstellen.

Ganz anders verhält es sich mit der Villa Medicis, die vom Großherzog von Toscana sorgfältig unterhalten wird, und für jedermann offen steht. Der dazu gehörige Garten ist der einzige besuchte Spaziergang in Rom, und dennoch wird er sehr wenig genutzt, man sieht hier nie römische Damen, die es für eine Schande halten, ihre Füße zum Spa-

zierengehn zu gebrauchen. Die angesehenen Bürgerfamilien folgen diesem Beyspiel, und überlassen diesen Garten dem Pöbel und den Fremden. Hier waren die prächtigen Gärten des Lucullus. Die Lage desselben ist sehr reizend, man übersieht ganz Rom, und obgleich die Natur in diesem Garten, wie in Italien gewöhnlich, vernachläßigt wird, so ist doch in Ansehung der Kunst nichts unterlassen worden, ihn zu verschönern. Eine große Anzahl antiker Bildsäulen, ein ägyptischer Obelisk, Springbrunnen, u. s. w. zieren diesen Lustort. Auch sind hier zwey ungeheure Badewannen von Granit, die man in den Bädern des Titus gefunden hat. Die größte Zierde dieses Gartens aber war, die Gruppe der Niobe, die der Großherzog hat nach Florenz bringen lassen, wo sie einen großen Saal verschönern wird, anstatt daß sie in der Villa ganz der Witterung blosgestellt war. Die mediceische Venus war auch hier, wurde aber schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts nach Florenz gebracht. Man gelangt zu dieser Villa vermittelst der prächtigen Treppe al monte di Trinita, die aus hundertundfünfundsiebenzig Marmorstufen besteht, einen außerordentlichen Umfang hat, und große Wirkung thut.

Einem der prächtigsten Paläste in Rom besitzt der Fürst Borghese, der unstreitig der reichste Römer ist. Er hat jährlich 150,000 römische Scudi*) Einkünfte, und führt einen prächtigen Hofstaat. Ich bediene mich des Worts Hofstaat, das im übrigen Europa nur bey regierenden Fürsten gebraucht wird, sowohl weil es hier das gewöhnliche ist, als auch weil dieser Ausdruck durch den äußern Glanz gerechtfertigt wird. Die ungeheuren prachtvollen Paläste; die überaus kostbaren Gemälde- und Antiken-Sammlungen; die Anzahl der Bedienten, worunter auch ausdrücklich besoldete Hofkavaliers sind, die nichts thun, als die Honneurs machen; nebst den Privilegien der römischen Fürsten, die sich bis auf gewisse Bezirke rund um die Paläste erstrecken; alles dies vereinigt, zeigt den Stand der hiesigen Großen in einem sehr vortheilhaften Lichte. Der Fürst Borghese hält gewöhnlich hundert Pferde in der Stadt, und hatte (1780) dreyundachtzig Carossen und andre Fuhrwerke. Die Bildergallerie in seinem Palast ist königlich, und enthält über 1700 Gemälde; seine Antikensammlung übertrifft alle in Europa, selbst die florentinische; nur das

*) Ein römischer Scudo ist etwas weniger als ein halber Dukaten.

Clementinische Museum allein ausgenommen. Der Palast selbst ist bewundrungswürdig. Man zählt in demselben zweyundsiebenzig Thüren von Nußbaumholz, mit Einfassung von Alabaster, und im Hofe stehen hundert Granitsäulen. Die Zimmer sind sehr prächtig möblirt, und Lapis Lazuli und Porphyr darin verschwendet. Auch siehet man hier ein Grab von Porphyr: ein Stück von so ausserordentlicher Größe, daß man es für das einzige seiner Art hält. Indessen ist es merkwürdig, daß weder bey dieser großen Anzahl von Schildereyen, oder in einer andern Bildergallerie, noch überhaupt in ganz Rom, ein Gemälde von Corregio zu finden ist. Bey meinem Aufenthalt in dieser Stadt kam ein Fremder mit einer Madonna dieses großen Malers nach Rom, und bot sie für zweytausend Zechinen feil. Man bewunderte das Werk, allein niemand wollte es kaufen Selbst der Ehrgeiz, der Besitzer eines in Rom einzigen Werks zu seyn, war ohne Wirkung. Borghese antwortete, daß er genug Gemälde habe, und sie nicht vermehren wollte.

Es ist für die Künste zu bedauren, daß dieser Fürst so geschmaklos wie irgend einer von den Grossen in Rom ist, welches in der That viel sagen will; denn seine großen Reichthümer, und sein Hang zur

Pracht, konnten außerordentliche Dinge bewirken. Man arbeitet jezt sehr eifrig, dem Palast in seiner Villa, die ganz nahe bey der Stadt liegt, eine andre Gestalt zu geben. Die seltensten Marmorarten werden hier in einem nie gesehenen Ueberfluß angebracht, allein mit modernen Zierrathen und Vergoldungen à la Françoise gepaart, woraus ein groteskes Ganze entstehen wird. Hiebey werden ungeheure Summen verschwendet. In diesem Palast, dessen Aussenseite ganz mit antiken Basreliefs bedeckt ist, befindet sich die herrliche Antikensammlung wovon sich so viele Stücke auszeichnen. Hier ist der borghesische Fechter; der in den Gärten des Sallustius gefundene Hermaphrodit, (einen andern, diesem sehr ähnlich, sieht man im Borghesischen Palast in der Stadt); die Bildsäule Silens; der sterbende Seneca, oder vielmehr ein Sklave im Bade; Amor und Psyche von Bernini; und andre außerordentliche Werke der Kunst. Das vortrefliche Basrelief, des sich in den Abgrund stürzenden Curtius, ziert jezt den großen Saal dieses Palasts, nachdem es lange Zeit an der Außenseite befestigt, und der Witterung blosgestellt gewesen war. Der Umfang dieser Villa ist sehr groß, und mit einer Mauer versehn, die den Palast nebst an-

dern davon abhangenden Gebäuden, Obst- Bluhmen- und Küchengärten, Lustwäldern, Teichen u. s. w. umschließt. Alles dieses zusammen genommen, heißt in Italien eine Villa. Die in Deutschland so sehr eingerissene Wuth, alle fremden Nationen eigenthümliche Benennungen zu verdeutschen, gleich viel, ob das deutsche Wort den Begriff halb, ganz, oder gar nicht ausdrückt, hat auch dieses Wort Villa betroffen, das man bald ein Landhaus, bald einen Weinberg, oder auch ein Vorwerk nennt, ja einige seynwollende Kunstrichter haben sich erkühnet, den großen Lessing, der wohl wußte was eine Villa war, zu tadeln, daß er sich in der Emilia Galotti dieser Benennung bedient hat.

Diese Villa Borghese ist den ganzen Tag offen, und jedermann kann frey darin herumgehn. Die Schönheit des Orts, die Lage so nahe bey der Stadt, alles ladet dazu ein, und dennoch wird diese Freiheit gar nicht genutzt, ja selbst die fürstlichen Eigenthümer kommen selten dahin; sie begnügen sich, so wie der ganze römische Adel, vor dem Thor del popolo alle Abende spazieren zu fahren. Dieses gehört zum hiesigen Ton, und ist vielleicht das abgeschmackteste Vergnügen auf Erden; denn der Weg geht beständig bis zum Ponte Mole, allwo man

wieder umkehrt, zwischen zwey hohen Mauern, die alle Aussicht hemmen; wobey die Kutschfenster sorgfältig aufgezogen werden, um nicht für Staub zu ersticken. Hier gilt wohl die Regel de gustibus — Indessen sorgt der Stolz für die Erhaltung der Villas. Seit einigen Jahren hat der Fürst Borghese in der seinigen im Oktobermonat dem römischen Pöbel Belustigungen gegeben, die in allerhand Arten von Schaukeln und Ringelrennen bestanden, wobey für die Zuschauer, die sich in Menge einfanden, ein Amphitheater errichtet war. Der Gedanke war politisch und vielleicht nothwendig, um das Murren des Volks etwas zu stillen, das ihn wegen seiner unterdrückenden Monopolien recht von Herzen haßt. Zur Geschichte dieser Villa gehört auch, daß sie noch im sechszehnten Jahrhundert das Eigenthum einer adelichen Familie war, die ein scheußliches Schauspiel darstellte. Die Tochter, ein lediges Mädchen von blühenden Jahren und großer Schönheit, ermordete ihren Vater mit eignen Händen, und zwar nicht im Zorn, sondern mit Ueberlegung. Sie wurde hingerichtet, die Güter eingezogen, und von dem damals regierenden Pabst, aus dem Hause Borghese, seiner Familie geschenkt. Die Seltenheit des Falls, und die auf-

serordentliche Schönheit der Verbrecherin, veranlaßten verschiedene geschickte Maler damaliger Zeit, sie abzubilden, daher man auch noch viele Portraits von dieser Person in Rom findet, die aber nichts als sanfte Züge darstellen, und einem Lavater viel Mühe machen würden, die Schwärze der Seele daraus zu entziffern.

Die Villa Albani vor der Porta Salara hat zwar nicht so kostbare Kunstwerke als die Borghesische, allein in allen übrigen übertrifft sie nicht allein diese, sondern alle Villas in ganz Italien. Sie ist ganz im antiken Geschmack gebaut. Die vortrefliche Anlage und die überaus geschmackvolle Vertheilung der Bildsäulen, Büsten, Urnen, Grabmäler, Altäre, Ruinen, Grotten, Fontainen und zahllosen Basreliefs, der in der Mitte des Gartens stehende Obelisk, nebst den im griechischen Stil mit königlicher Pracht aufgeführten Gebäuden, machen diese Villa zu einem wahren Feensitz. Man sieht hier einen Porticus in der Form eines Hemi-Cyclus mit einer prächtigen Balustrade. Dieses herrliche Gebäude, das von den seltensten Marmorarten gleichsam strotzt, zeigt nichts als Antiken, größtentheils aus dem schönen Zeitalter der griechischen Kunst, und ist überdem vollkommen den al-

ten Spaziergängen ähnlich. Dieses war auch die Absicht des Kardinals bey dessen Errichtung. Nichts fehlt hier als eine bessere Anlage des Gartens, der so wie in ganz Italien sehr vernachläßigt wird. Die Gartenkunst liegt noch in diesem Lande in der Wiege; auch haben die Italiener überhaupt keinen Geschmack daran, so sehr auch das warme Clima zu Gartenbelustigungen einladet. Man nehme die Statuen und Springbrunnen aus, so findet man von Turin bis Neapel auch nicht einen einzigen Garten, den man als ein Werk der Kunst anführen könnte. Hätte die Villa Albani diesen Vorzug, so würde es ein vollkommenes Ganze seyn, das aber unterm Monde nicht zu erwarten ist.

Der Kardinal Alexander Albani, Protektor von Deutschland, legte diese Villa vor ungefähr vierzig Jahren an. Die Verschönerung derselben wurde bey ihm Leidenschaft. Seine Reichthümer, sein außerordentlicher Einfluß in Staatsgeschäften, und sein vortreflicher Geschmack, alles wurde angewandt, diesen seinen Lieblingswunsch zu befriedigen. Unser großer Winkelmann, dessen Beschützer und Freund er war, wurde hiebey sein Rathgeber und Gehülfe; und so entstand diese herrliche Villa. Sie ist gleichsam mit Kunstwerken bedeckt, und dennoch steht je-

des Ding so sehr an seiner Stelle, daß hierin nichts zu wünschen übrig bleibt. Sogar eine Anzahl zerbrochner Antiken hat man genützt, die Ruinen eines Tempels täuschend vorzustellen. Man erzählt von diesem Kardinal, der 1780 hier in einem sehr hohen Alter gestorben ist, daß er in seinen lezten Lebensjahren, wo ihm das Gesicht ganz vergangen war, die Antiken von neuern steinernen Kunstwerken blos durchs Gefühl unterschied. Dieser würdige Prälat hatte schon 1721 den Purpur erhalten, und war daher volle sechzig Jahre Kardinal. In diesem langen Zeitraum war er ein solcher Adept in Conclavenkünsten geworden, daß er die lezten Päbste im eigentlichsten Verstande selbst gewählt hat. Auch wurde er von allen gefürchtet. Wenn ihm deutsche Künstler bey ihrer Ankunft zu Rom, als dem sogenannten Deutschen Protektor, aufwarteten, so sagte er ihnen gewöhnlich, daß, wenn ihnen etwas vorfiele, sie sich an den Agenten ihres Hofes wenden sollten, wäre dieser aber nicht im Stande, die Sache auszuführen, so würde er jederzeit dazu bereit seyn.

Der Kaiser wurde von der Schönheit dieser Villa so hingerissen, daß er sie bey seinem Aufenthalt in Rom nicht allein oft besuchte, sondern auch einige

Nächte darin schlief. Dieses veranlaßte einen sonderbaren Vorfall, der aus einer lächerlichen italienischen Sitte entstand. Die Höflichkeit erheischt in diesem Lande, daß, wenn man irgend eine Sache in Gegenwart des Eigenthümers sehr lobt, dieselbe sofort dem Lobenden zum Geschenk angeboten werde. Es ist mir dieses selbst oft wiederfahren. Vielleicht war diese närrische Höflichkeitsregel, die wenigstens nicht aus Paris gekommen ist, dem Kaiser unbekannt, da er dem Kardinal wegen seiner Villa so große Complimente machte; denn Albani sahe sich dadurch gezwungen, diesen ihm so theuren Gegenstand dem Monarchen anzubieten. Dieser, einen Augenblick verlegen, nahm das Geschenk an, gab es aber sogleich wieder zurück, mit dem Beyfügen, daß es zu kostbar sey, um es auf irgend eine Art erwiedern zu können. Es war auch Albani, der, als der Kaiser im Conclave, dem Gebrauch gemäß, seinen Degen ablegen wollte, ihn daran verhinderte, mit den Worten: „Es ist Ew. Majestät Degen, „der die Kirche beschützt.“ Joseph versezte: „Es „ist aber gegen die Gesetze des Orts,“ allein der Kardinal erwiederte; „Ein römischer Kaiser ist „keinen Gesetzen unterworfen.“

Die größte von allen Villas in und bey Rom, ist die Villa Pamphili, die jezt dem Hause Doria gehört. Sie liegt eine Viertel deutsche Meile von der Stadt, und hat drey italienische Meilen im Umfange. Sie ist reich an Statuen und Gemälden, hat aber nichts auszeichnendes als ihre Größe. Ihre Lage ist auch vortreflich, allein sie wird von ihrem Besitzer, dem Fürsten Doria, höchst selten besucht. Dieser Fürst, im Jünglingsalter, lebt nebst seiner jungen Gemalin beständig in Rom, und beide finden ihr einziges Vergnügen an der Andächteley; sie wohnen gleichsam in den Kirchen und Hospitälern, wo sie gottselige Werke ausüben. Ein Beyspiel, das in Ansehung ihres Alters und Standes vielleicht einzig ist.

Außer den oben erwähnten Palästen, haben die Paläste Barberini, Colonna und Justiniani einen vorzüglichen Rang. Der erste ist nach dem Vatican der größte in Rom, und soll 4000 Zimmer enthalten. Er ist auf dem Plaz erbaut, wo ehmals der berühmte Circus der Flora stand. So beträchtlich auch die Menge und Kostbarkeiten der Kunstwerke in demselben ist, so fehlen doch viele außerordentliche Stücke, die diesen Palast zierten. Keine fürstliche Familie in Rom hat so viele vortref-

liche Schildereyen und Antiken veräußert, als die Barberini. Das mehrste davon befindet sich in England. Ein zu großer Aufwand hatte dieses Haus sehr zurück gesezt. Bis zum Ueberfluß mit Kunstkostbarkeiten versehn, fehlte es dieser Familie an dem noch nöthigern Golde, daher ein großer Theil der Kunstwerke gegen Guineen vertauscht wurde. Der Reiz des englischen Goldes drohete Röm mit mehreren Ausleerungen dieser Art, und beunruhigte die Regierung. Es erschien deshalb ein Verbot, wodurch die Verkaufung aller alten Kunstwerke, ohne ausdrückliche Erlaubniß, untersagt wurde. Seitdem ist die Verfügung getroffen, daß wenn ein Eigenthümer etwas von dieser Art veräußern will, die Regierung dasselbe an sich kauft, und sodann dem Clementinischen Museo einverleibt. In diesem Pallast Barberini ist auch eine zahlreiche und kostbare Bibliothek, die für jedermann zum Gebrauch offen steht.

Der Pallast Colonna wird vom Connetable von Neapolis bewohnt, und enthält den prächtigsten Saal in Italien. Diese Familie ist nicht allein die älteste in Rom und Neapel, sondern überhaupt eine der ältesten in Europa, daher sich auch königliche Häuser nicht schämen, sich mit derselben zu verbin-

den. Der jetzige Connetable ist ein sehr junger Mann, und hat sich kürzlich mit einer Sardinischen Prinzessin vermählt. Seine Einkünfte sind 90,000 römische Scudi. Ihm fällt das Geschäfte zu, alle Jahr am Peterstage dem Pabst im Namen des Königs von Neapolis einen weißen Zelter und einen Beutel mit Geld als Lehnspflicht zu überreichen. Dieses geschieht mit Pomp und vielen Ceremonien. Der Zelter ist beständig der nämliche, so lange er brauchbar ist; denn dieses Thier, das die Ehre hat, selbst in die Peterskirche geführt zu werden, wird mit Mühe zu seiner Rolle abgerichtet, weil es so gut wie die Menschen vor dem Pabst die Knie beugen muß.

Im Palast Jiustiniani, der auf den Ruinen der Bäder des Nero und Alexander Severus erbaut ist, sieht man die größte Privatsammlung von Antiken, die in Italien ist. Man zählte ehmals über 1900 derselben, die größtentheils unter den Trümmern der vorbesagten Bäder gefunden worden. Ob diese große Anzahl noch genau die nämliche ist, wie die Besitzer selbst versichern, will ich nicht behaupten, weil ich sie nicht gezählt habe. Indessen ist es falsch, wie einige Reisende vorgegeben haben, daß hievon viele Stücke verkauft wären. Dinge

dieser Art können in Rom nicht heimlich geschehn, und am wenigsten in einem Palast verborgen bleiben, der den ganzen Tag von Menschen besucht wird. Die Anzahl der Gemälde beläuft sich auf siebenhundert. Fast alle Thüren in den Zimmern dieses Palasts sind mit Verd'antique eingefaßt.

Im Palast Spada steht eine marmorne Bildsäule des Pompejus, bey welcher Cäsar ermordet ward, so wie man in der Antikensammlung auf dem Capitol eine Löwin von Marmor sieht, die zur Zeit dieser großen Begebenheit vom Blitz berührt wurde.

Die Engelsbrücke ist die schönste in Italien, und gewiß die älteste in Europa. Detrianus, Kaiser Adrians Baumeister, führte sie auf; auch ist sie in der Geschichte genugsam unter dem Namen der Aelianischen Brücke bekannt. Von den römischen Zierrathen sieht man nichts mehr, dahingegen ist sie mit vielen modernen marmornen Bildsäulen von Engeln und Heiligen geziert, darunter einige von vortreflicher Arbeit sind. Ein sonderbarer Anblick ist es, nicht allein bey dieser Brücke, sondern auch fast in allen Straßen die schönsten Säulenstücke, oft von Granitmarmor, anstatt der Ecksteine im Steinpflaster eingerammt zu sehen. Ich habe

dieses sogar in den elendesten Gassen Roms wahrgenommen, wo Säulenstücke mit korinthischen Capitälern gleichsam aus der Erde heraus zu wachsen scheinen.

Zu den auszeichnendsten Gegenständen in Rom gehören auch die Menge der Fontainen, und die große Pracht einiger derselben. Hierunter sind die Fontaine von Trevi, die große Paulinische, und die prächtigste von allen, die auf dem Plaz Navonna, die vorzüglichsten. Allein die beiden erstern haben eine nachtheilige Lage. Die von Trevi hat einen großen Umfang, und ist sehr auffallend. Sie stellt die Grotte des Neptuns vor, wo man diesen Gott, von Tritonen und Najaden umgeben, in seinem festlichen Aufzuge sieht; sie liegt aber in einem Winkel, wodurch die Wirkung sehr verringert wird. Die Paulinische hingegen ist auf dem janiculischen Berge angebracht, der fast unbewohnt und sehr abgelegen ist. Diese Fontaine, die einen Theil von Rom mit Wasser versorgt, wurde vom Pabst Paulus V. angelegt. Sie stellt einen Triumphbogen vor, aus welchem das Wasser durch drey große Oefnungen hervorströmt, und giebt einen sehr prächtigen Anblick.

Das außerordentlichste dieser Art aber ist die große Fontaine auf dem Plaz Navonna, das Meisterstück des berühmten Bernini. Sie stellt einen gewölbten Felsen vor, aus welchem das Wasser heraus stürzt; um denselben sieht man die vier Flüsse, die Donau, den Ganges, den Nil, und den Rio della Plata unter colossalischen Figuren vorgestellt. Auf dem Felsen steht ein ägyptischer Obelisk mit Hieroglyphen, der ohne seine Basis zweyundfunfzig Fuß hoch, und noch überdem mit einer Spitze von vergoldetem Bronze geziert ist, auf welcher man ein Kreuz und eine Taube befestigt hat. Dieser Obelisk wurde im Circus des Caracalla gefunden.

Das Ganze dieses prächtigen Springbrunnens flößt die höchste Bewunderung ein. Man hatte viele Entwürfe dazu gemacht, die aber alle verworfen wurden. Alle Künstler gaben Risse ein, nur Bernini allein, der bey dem Pabst in Ungnade war, wurde davon ausgeschlossen. Ein ihn beschützender Kardinal aber legte den sinnreichen Entwurf, der jezt so vortreflich ausgeführt da steht, unter einem fremden Namen dem Pabste vor. Er gefiel sehr, der Künstler wurde begnadigt, und ihm das Werk übertragen. Unzählige Hindernisse

wurden ihm in den Weg gelegt, die er aber alle überwand. Das größte war, das dazu nöthige Wasser zu verschaffen. Hieran verzweifelten selbst seine Freunde. Der Tag erschien, an welchem der Pabst das vollendete Werk in Augenschein nehmen wollte; noch war es bedeckt, damit der heilige Vater es zuerst sehen sollte. Er war sehr zufrieden, und äußerte blos seinen Zweifel wegen des Wassers, da er sowohl als ganz Rom nicht wußte, wie weit der Künstler in dieser unterirdischen Arbeit gekommen war. Er hatte schon wieder seinen Sitz in der Kutsche genommen, als auf ein gegebenes Signal die Decke herabfiel, und mit einem gewaltigen Knall sich alle Mündungen öfneten. Das Wasser strömte von allen Seiten den erstaunten Zuschauern entgegen. Der Pabst stieg aus der Kutsche, dem Bernini zu danken, und umarmte ihn vor den Augen des ganzen Volks. Dieser Plaz Navonna war ehmals ein Circus, den Alexander Severus erbaut hatte. Die Größe und Form desselben sind genau beybehalten worden. Nach dem Petersplaz ist er der größte in Rom, ist aber größtentheils mit schlechten Gebäuden umgeben, und dient zum Trödelmarkt für die Juden und Antiquare der niedrigsten Klasse.

Zehnter Abschnitt.

Künstler in Rom. Model der trajanischen Säule. Deutsche Künstler. Akademie der Künste auf dem Capitol. Battoni. Kardinal Bernis. St. Peters Sakristey. Akademie der Arkadier. Akademie der Quirinisten. Krönung auf dem Capitol der Stegreifreimerin Corilla. Schauplaz der Improvisatoren in Rom. Transtevere, ein sich sehr auszeichnendes Quartier der Stadt, Juden. Ableitung der Tiber. Böse Luft in und bey Rom. Pontinische Sümpfe. Päbstliche Einkünfte. Land- und Seemacht. Jesuiten, deren ehemalige Verfassung und politische Grundsäze. Ganganellis Vergiftung. Prächtige Kirche des heil. Ignatius. Denkmaal des heiligen Stanislaus Cotzka.

Deutschland hat die Ehre selbst in Rom, an der Quelle der Künste, die vornehmsten Künstler zu haben. Der beste Portraitmaler nach Battoni, der beste Landschaftsmaler, der beste Bildhauer, und der beste Steinschneider in Rom sind Deutsche. Maron, Schwager des berühmten Mengs, hat durchgehends den Ruf, daß im Portraitmalen außer Battoni ihm niemand in Italien gleich kommt. Da er seine Talente und seine Vortheile wohl kennt, so begnügt er sich hierin zu excelliren, und beschäftigt sich mit keinen andern Fä-

chern der Kunst. Hakert, ein Brandenburger, ist der vornehmste Landschaftsmaler in Rom, obgleich Moore, ein junger Engländer, sich nahe an ihn drängt, und ihm vielleicht in kurzem den Palmzweig streitig machen möchte. Durch die Empfehlung seines Landsmanns Reiffenstein, der sich jezt in Rom an der Spitze der Antiquare befindet, erhielt Hakert von der russischen Kaiserin den für ihn so glücklichen Auftrag, die russischen Siege des lezten Türkenkrieges zu malen. Er befriedigte die Monarchin durch seine Arbeit, gründete seinen Ruhm, und ward von dieser großen Frau, deren Freygebigkeit gegen Gelehrte und Künstler sich so auszeichnet, außerordentlich belohnt, so daß er jezt im Ueberfluß lebt.

So sehr sind die Römer in der Bildhauerkunst gefallen, daß ein junger Schweizer, Namens Trippel aus Schaffhausen, von allen Kennern jezt für den besten Bildhauer in Rom gehalten wird. Dieser Künstler, der schon in Deutschland durch ein Kunstwerk in Gyps bekannt ist, das er dem König von Preußen nach dem bayerschen Kriege zuschickte, hat einen unglaublichen Enthusiasmus für seine Kunst, ohne welche wohl kein Künstler groß werden kann. Ein reicher Anverwandter, dessen Lieb-

ling und Erbe er war, verlangte durchaus von ihm diese seine Kunst aufzugeben. Unter dieser Bedingung erwartete ihn ein ruhiges Leben und Ueberfluß. Der Verlust der Liebe seines Onkels, nebst allen damit verbundenen Hofnungen, und eine nicht zweifelhafte Dürftigkeit, war im gegengesezten Fall sein Loos. Er wählte ohne Bedenken das leztere, ging nach Rom, studirte, hungerte, ertrug alles, erwarb sich endlich Brod, und wartet nur auf eine günstige Gelegenheit, seine Talente in ihrem ganzen Lichte zu zeigen.

Der beste, oder vielmehr einzige Steinschneider in Rom, ist ein Deutscher, Namens Pikler. Es ist merkwürdig, daß diese Steinschneiderey die einzige von allen Künsten war, worin die Römer die Griechen übertrafen, wie man aus den noch vorhandenen Gemmen sehen kann. Sie brachten es in dieser Kunst so weit, daß die besten Werke der Neuern keinen Vergleich aushalten.

Rom besitzt indessen einen außerordentlich geschickten Goldschmidt, Namens Loudovigi, der sich durch die seltensten Arbeiten berühmt gemacht hat. Er hat unter andern die Kühnheit gehabt, eine Abbildung der trajanischen Säule zu verfertigen, die, wie er mich versichert hat, eine Arbeit von

zwanzig Jahren gewesen ist. Diese Säule steht auf einem drey Fuß hohen marmornen Postument; sie selbst ist sechs Fuß hoch, und ganz mit Lapis Lazuli bedeckt; worauf denn die Figuren von Silber und vergoldet in der bekannten Spiral-Linie befestigt sind. Ich übergehe die blendende Pracht, die das Auge entzückt, wie auch die mechanischen Kunstwerke, die sich in der Hölung befinden, und will nur vom Wesentlichen reden. Alle Figuren und Gegenstände, die dieses herrliche Denkmal enthält, ohne Ausnahme, sieht man auf das genaueste in diesem Modell im Kleinen nachgeahmt, wobey auch nicht das geringste vergessen worden ist. Die besten Kupferstiche, die man davon hat, geben nur einen unvollkommenen Begriff von dieser vortreflichen Säule, und würden auch diese Nachahmung nicht haben hervorbringen können. Hiezu waren von der Säule selbst genommene Gypsmodelle nöthig, und diese befinden sich hier in dem Palast der französischen Akademie. Es war unter Ludewig XIV. daß diese Unternehmung, die sehr ansehnliche Summen erfoderte, auf königliche Kosten ausgeführet wurde. Dieses kleine Modell ist, ohne die kostbaren Materien zu rechnen, deswegen sehr schäzbar, weil man das Ganze gleichsam mit einem

mal übersehen, und die Krümmungen der Linie ohne Mühe verfolgen kann. Diese Arbeit macht Herrn Loudovigi Ehre, der ein wahres Kunstgenie besitzt, und sich durch seine vortreflichen Werke außerordentlichen Ruhm und großes Vermögen erworben hat. Er beschäftigte beständig eine Menge Künstler aller Arten, ist unerschöpflich an Erfindungen, und führt die kühnsten Entwürfe aus. Im Jahre 1776 verfertigt er für einen französischen Prinzen einen silbernen Aufsaz, der einen römischen Circus vorstellte; der Circus des Caracalla, dessen äußere Form noch vollkommen erhalten worden ist, diente zum Muster; die besten Antiquare standen ihm mit ihrem Rathe bey, und so entstand ein Werk, wovon alle, die es gesehn haben, mit Bewunderung sprechen. Der Pabst hat ihn zum Ritter gemacht, und besucht ihn bisweilen; eine Ehre, die hier in der Stadt weder Fürsten noch Kardinälen wiederfährt. Der Ritter foderte für sein Kunstwerk sechstausend Zechinen. Er behielt es nach vollendeter Arbeit noch vier Jahr, bis es endlich nach den öffentlichen Nachrichten der Pabst dem Großfürsten von Rußland geschenkt hat.

Die Verdienste eines Fremden in der Kunst müssen sich besonders auszeichnen, wenn sie in Rom

gehörig geschäzt werden sollen. Die Ursache ist sowohl dem Neid der Römer, als auch den vortreflichen Kunstwerken zuzuschreiben, die man hier beständig vor Augen sieht, und einen großen Kunstmaasstab darbieten. Dieser zu gewissen Urtheilen so nöthige Maasstab ist kein Werk des Genies, noch der Gelehrsamkeit, ja weder Zeit noch Erfahrung können ihn verschaffen. Nur der Anblick sehr mannichfaltiger Gegenstände und Zufälle, nebst einer Dosis von Geschmack, Einbildungskraft und Verstand sind dazu erfoderlich. Er ist Reisenden besonders unentbehrlich, denn nur e r allein muß ihre Beobachtungen leiten, und ohne Rücksicht auf den Ruf der Gegenstände die Achtung für dieselben bestimmen. Mit diesem Maasstab in der Hand, wird die Bewunderung oft erhöht, allein noch öfterer herab gestimmt. Man findet daher fremde Künstler in Rom, die in ihrem Vaterlande angestaunt wurden, hier aber in der größten Dunkelheit leben; da hingegen ganz unbekannte Jünglinge oft bewunderungswürdige Talente zeigen. Dieses ereignete sich bey meinem Aufenthalte allhier. Ein junger Maler, Namens Bittner, aus Hessen gebürtig, der von keinem Hofe pensionirt ist, hatte nach einigen guten Arbeiten, die ihn schon rühmlich

auszeichneten, einen Ganymed geendigt, der in ganz Rom Aufsehn machte, und viele Künstler in Verzweiflung sezte. Das Vortrefliche des Gemäldes bestand in einer sehr richtigen Zeichnung, und dem Zauberkolorit des Titian, das nie besser erreicht worden ist. Es ist Schade, daß dieser Künstler nichts gelesen hat, daher es auch seiner Einbildungskraft an Nahrung fehlt.

Es hat vielleicht nie ein Maler so viel Kunststudium mit der Ausübung verbunden, als unser verstorbener Mengs. Auch wandte er seine fürstliche Einkünfte größtentheils auf Formen und Abbildungen antiker Kunstwerke. Er besaß davon eine solche Menge, daß er in Rom ein geräumiges Haus blos zur Aufstellung derselben miethen mußte. Auf den Verkauf dieser Sammlung hatte seine in Dürftigkeit hinterlassene Familie ihre einzige Hofnung gesezt. Mengs liebte seine Kunst mit der Schwärmerey eines feurigen Liebhabers. Sein Grundsaz war, daß ein Maler mit dem Pinsel in der Hand sterben müßte; daher er auch den seltsamen Einfall bekam, da er bereits sehr krank und schwach war, im Bette zu malen, wobey sein kraftloser Arm gestüzt werden mußte. Sein Patriotismus war so sehr erloschen, daß er höchst ungern deutsch sprach.

Selbst mit deutschen Künstlern, die kein Wort italienisch verstanden, affektirte er nichts als diese Sprache zu reden. Er beklagte sich oft bitterlich über seine Nation, die ihn ganz ohne Unterstützung gelassen und gezwungen hatte, unter einem fremden Himmel sein Glück zu suchen. In diese Klagelieder stimmte sein vortreflicher Freund Winkelmann mit ein, der vielleicht als Schulmann in einem kleinen Städtchen gestorben wäre, hätte er nicht den Entschluß gefaßt, ein für seine große Söhne undankbares Vaterland zu verlassen, und seine erstaunlichen Einsichten in einem andern Lande in ihrem vollen Glanze zu zeigen. Es ist merkwürdig, daß man fast nie einen wahrhaft großen Ausländer in Deutschland wohnhaft findet, so sehr sich auch die deutschen Fürsten bemühen, durch Belohnungen aller Art sie in ihre Staaten zu ziehen, und im Gegentheil in so vielen Ländern anerkannte große Männer deutscher Nation gefunden werden. Ein Verzeichniß von diesen würde auffallend seyn.

Voltaire, d'Argens und Maupertuis machen hierin nur eine scheinbare Ausnahme. Jedermann weiß, daß sie als Freunde des gekrönten Philosophen angesehn würden, ein Titel, der allzuselten ist,

und daher hindert, sie hier als Beispiele anzuführen. Metastasio, der vor zwey Jahren starb, ist das einzige Beyspiel eines großen Ausländers, der sich in unsern Tagen an Deutschland fesseln ließ. Hiezu waren aber auch außerordentliche Besoldungen und Geschenke nöthig, die ihm nach dem Tode Voltairs zum reichsten Dichter in Europa gemacht hatten. Wenn übrigens ein Denina, oder andere Gelehrte dieser Art aus ihrem Vaterlande gezogen werden, so beweiset dieses nichts mehr, als daß sie das in den Augen vieler deutschen Fürsten so schätzbare Verdienst haben, Ausländer zu seyn.

Die hiesige Akademie der Künste hält auf dem Capitol ihre Versammlungen. Man hat auch nöthig gefunden, ihr einen Schutzheiligen zu geben, so entbehrlich auch ein solcher Patron für die Künste ist. Der heilige Lukas hat hier diese Ehre. Bey der Association der Ideen, Künste, Akademie, Rom und Capitol, denkt man sich etwas außerordentliches, allein man betrügt sich. Es ist wohl keine Akademie in Europa, die so wenig geachtet wird, wie diese. Viele der angesehensten Maler in Rom haben sich die Ehre verbeten, Mitglieder derselben zu seyn. Schlechte Einrichtung, Unordnung, und alle ersinnliche Ränke bey Austheilung der Preiße,

veranlassen diese Verachtung. Es ist hier nichts ungewöhnliches, die nichtswürdigsten Sudeleyen zu krönen, und ausgezeichnete Kunstwerke hintan zu setzen. Battoni, dieser berühmte Antagonist des Mengs, ist jezt einer von den Direktoren der Akademie. Dieser Künstler, der einstimmig nunmehr für den ersten Maler in Italien erkannt wird, hat vom König von Preußen schon seit acht Jahren den Auftrag zu einem Gemälde, dessen Süjet der Besuch Alexanders bey der Familie des Darius seyn soll, das schon von le Brun so vortreflich ausgeführt worden ist. Noch hat Battoni keinen Pinselzug daran gethan, und dürfte auch wohl noch damit warten, weil er seine Rechnung besser bey Portraits findet, die zu Dutzenden, besonders von reisenden Engländern, bey ihm bestellt werden. Ein solches Bildniß ist ihm eine Arbeit von wenig Stunden. Der Preiß ist für einen Kopf sechzig Zechinen, erstreckt sich die Abbildung bis zum Untertheil des Leibes hundert, und der ganze Körper zweyhundert Zechinen.

Der Charakter dieses Künstlers ist äußerst sonderbar. Er ist in einem siebenzigjährigen Alter, und Vater einer zahlreichen Familie von erwachsenen Kindern, und dennoch führt er seine Haushal-

tung in eigner Person. Alles, bis auf die geringsten Kleinigkeiten, wird von ihm selbst auf dem Markt eingekauft. Dieses Geschäft verrichtet er täglich bey Tages Anbruch. Er steht Sommer und Winter um vier Uhr auf, und begiebt sich sodann in zwey verschiedene Kirchen, um zwey Messen zu hören, die er selbst gestiftet hat. Nach dieser Wahlfahrt geht er auf den Markt, weckt bey seiner Zurückkunft seine Familie, und überliefert das Eingekaufte. Eine seiner Töchter wird jezt für die beste Sängerin in Italien gehalten, die aber nie ein Theater betreten hat, wohl aber in Privatkonzerten singt. Er haßt alles, was Theorie heißt, und will durchaus nicht, daß Künstler in Büchern studieren, wie er denn selbst auch nichts gelesen hat, daher seine historischen Gemälde auch voller Fehler gegen das Costume sind. Sein Charakter ist sehr rauh; oft begegnet er Personen vom ersten Range mit großer Ungezogenheit, die man aber wegen seinen Talenten und seinem biedermännischen Wesen übersieht. Die Armen werden von ihm so reichlich bedacht, daß seine zahlreiche Familie Gefahr läuft, nach seinem Tode zu darben. Folgender Vorfall trug sich bey meinem Aufenthalte zu. Ein Handwerksmann besaß ein Gemälde von Carl Maratti;

durch Noth gedrungen, wollte er es verkaufen, und trug es dem Kardinal Bernis an. Dieser Mann, der sehr prächtig lebt, und den Mäcenaten öffentlich spielt, glaubte hier im Stillen als ein Oekonom handeln zu können. Der Dürftige fodette für sein Gemälde zwölf Zechinen; der Kardinal wollte nur acht geben. Der Mann eilt weg, geht zu Battoni, erzählt ihm sein Schicksal mit thränenden Augen, und überläßt seinen Schaz nebst dem Preiß seiner Willkühr. Der Künstler besieht das Werk, und zahlt ihm zwanzig Zechinen. Der Vorfall wurde ruchtbar. Der Protector von Frankreich *) glaubte dem Gerücht durch den wirklichen Besitz des Ge-

*) Den Lesern, denen die Etikette des römischen Hofes unbekannt ist, und folglich der Protector-Titel auffallend seyn möchte, dient zur Nachricht, daß alle katholische Länder ihren Protector in Rom haben, der gewöhnlich ein Kardinal ist. Der Protector von Deutschland war viele Jahre lang der verstorbene Kardinal Alexander Albani. Obgleich man sie durchaus Protector von N. N. nennt, so mäßigen sie doch diesen Titel aus Bescheidenheit, und schreiben sich blos: Beschützer der Kirche in ⸗⸗⸗. Da dieser Schutz in unsern Tagen sehr unbedeutend ist, so möchte hier wohl das Wort Etikette an seinem Orte seyn.

mäldes eine Wendung zu geben, und wollte es daher wieder von Battoni erkaufen. Dieser sonderbare Mann aber ließ ihm zur Antwort sagen, das Gemälde stünde ihm zu Diensten, allein Se. Eminenz, als ein Kunstkenner, würden selbst beurtheilen, daß man nur durch einen Zufall ein Werk von einem Maler, wie Carl Maratti, für ein Dutzend Zechinen kaufen könne, daher würde er es für nicht weniger als funfzig Zechinen hergeben. Battoni erhielt damals von der Königin von Portugal den Auftrag zu einer in Lissabon neu erbauten Kirche das große Altarblatt zu malen. Das Süjet war etwas seltsam, nämlich: die Verehrung des Herzens Jesu. Hiervor wurden ihm dreytausend Zechinen zugestanden, wovon man die Hälfte gleich voraus zahlte.

Ein auffallender Beweis, wie sehr die Künste in Rom ausarten, ist der neue Bau der Sakristey nach dem elendesten Plan, den je ein Baumeister im achtzehnten Jahrhundert zu einem großen Gebäude entworfen hat. Dieser Steinklumpen ist eine wahre Satyre auf die Baukunst, und da er an die Peterskirche gleichsam stößt, so wird der außerordentliche Kontrast desto auffallender. Alles ist darin im kleinsten geschmacklosesten Styl; hiezu

kommt noch das Verdienst, daß ein Theil der großen Kirche dadurch maskirt wird. Dieses unwürdige Gebäude kostete schon 1780 viermalhunderttausend Scudi, und obgleich jedermann, selbst der Pabst, damit sehr unzufrieden ist, so wird doch alles nach dem alten Entwurf ausgeführt. Dies ist das Resultat der Protectionssysteme, die, wenn sie gleich im bürgerlichen Leben von unsern Sitten unzertrennlich sind, doch bey den Künsten nicht statt finden sollten, sobald es darauf ankommt, Denkmäler zu errichten. Der vornehmste Endzweck dieses Gebäudes ist, ein Absteigequartier für die Domherren von St. Peter zu bereiten, die, so wie die übrige feine Welt, in einer großen Entfernung von dieser Kirche wohnen, und an gewissen Festen zweymal des Tages sich daselbst einfinden müssen.

Die berüchtigte Akademie der Arkadier besteht größtentheils aus Sonettenfabrikanten, die sich versammlen, um einander ihren Unsinn vorzulesen. Nie hat vielleicht eine Societät so außerordentlich schnelle Fortschritte gemacht, als diese. Die Anzahl ihrer Mitglieder bey der Entstehung war nicht stärker als vierzehn, und in einigen Jahren waren deren schon viele tausend von allen Ständen; selbst Kardinäle, ja Päbste sogar wurden arkadische Schä-

ser, und nahmen den Institutionsgesetzen gemäß arkadische Namen an. Die Schäferseuche grif so um sich, daß in nicht weniger den achtundfunfzig italienischen Städten ähnliche Akademien errichtet wurden, die sich Colonien des römischen Arkadiens nannten, aber auch alle größtentheils eingegangen sind. Die Mutterakademie hat jedoch ihre Existenz noch erhalten. Diese Gesellschaft, deren Tummelplaz der Palast Corsini ist, den ehemals die Königin Christina von Schweden bewohnt hat, ist recht dazu gemacht den akademischen Namen herabzuwürdigen. Sie ist die größte Satyre auf die Akademien, da sie in der That so verächtlich ist, als man sich es kaum vorstellen kann. Die meisten hiesigen Gelehrten und Litteraturfreunde von einiger Bedeutung, halten es für eine Schande, Mitglieder derselben zu seyn, ja viele nehmen es als eine Beleidigung auf, wenn man sie frägt, ob sie zu dieser abderitischen Akademie gehören. Um diese Verachtung nun einigermaßen zu hemmen, so bemühen sich die Arkadier sehr, Fremde anzuwerben, besonders wenn diese einen gewissen Rang haben, und folglich ihr Beytritt bekannt wird. Mit solchen Namen bedecken sie ihre eigene Blöße, und vermehren noch überdem ihre Kasse mit den Receptions-

geldern, die in einigen Zechinen bestehen. Es sind hier noch mehr solche saubere Akademien, die sich nach den Arkadiern gebildet haben. Unter diesen zeichnen sich die Quirinisten aus; allein da das Muster unter aller Kritik ist, so verdienen diese kaum genannt zu werden. Ich wohnte einst einer Versammlung dieser lezten bey, wo ein fremder Offizier (leider war es ein Deutscher) aufgenommen wurde. Dieser las eine Rede, über den Nutzen der Geschichte, in französischer Sprache vor. Die Materie sowohl als die Sprache war diesen Sonnettenschmieden gleich fremd, deswegen wurden ihnen die dazu gehörigen Complimente verdolmetscht, wo der Candidat versicherte, daß er sich von jezt an für einen großen Mann hielte, weil er in ihre aus lauter großen Männern bestehende Gesellschaft aufgenommen wäre. Ein Lobspruch, der die Quirinisten ganz aus der Fassung brachte.

Es ist hier hinreichend einige Sonnetten zusammengeschmiedet zu haben, um für einen Dichter zu gelten, ein Titel, der von dem Pöbel aller Nationen nicht recht geachtet wird. Die Ehre, den poetischen Lorbeer auf dem Capitol zu erhalten, führte ehedem etwas erhabenes mit sich, daher man auch zu dieser Scene den ehemals so verehrungswürdi-

gen Erdraum erwählt hatte, der jezt immer mehr und mehr herabgewürdigt wird. Wenn Tasso daselbst gekrönt wurde, so klatscht Europa noch jezt nach zweyhundert Jahren seinen Beyfall dazu. Wenn aber eine Corilla diesen Lorbeer erhält, so hört er auf eine Ehre zu seyn, und diese Ceremonie wird zu einer lächerlichen Farce. Diese so unverdient berühmt gewordene Person ist als Dichterin so tief unter unsrer Karschin, daß eine Parallel zwischen Beiden ziehn, leztere beschimpfen hieße *). Das ganze Verdienst dieser Signora besteht im Improvisiren, wodurch sie gewöhnlich bey Alltagsköpfen Bewunderung erregt; da aber dieses Talent, wovon ich hernach reden werde, von den Römern eben nicht besonders hochgeschäzt wird, so wäre an eine poetische Krönung nie gedacht worden, wenn nicht die mächtige Protection von einem der vornehmsten Kardinäle diese Krönungssache, ungeachtet des Widerspruchs von ganz Rom, durchgesezt

*) Dennoch schmachtet die Deutsche in der größten Dürftigkeit, während der Zeit die Italienerin von allen Seiten Geschenke und Pensionen erhält, die noch kürzlich die große Katharina vermehrt hat. So viel kommt auf das Land an, wo man geboren wird!

hätte. Dieser Kardinal, von dem man versichert, daß er etwas mehr als Freundschaft für die Stegreifreimerin (improvisatrice)] empfand, ließ sich durch das Geschrey des Volks nicht von seinem Vorsaz abwendig machen. Der Pabst gab seine Einwilligung dazu; Corilla wurde gekrönt, ausgepfiffen, vom Gassenpöbel beschimpft, vom Dichterpöbel besungen, und von Fürsten beschenkt. Sie verließ schleunig Rom, und lebt jezt zu Florenz.

Die Improvisatoren wählen gewöhnlich den Plaz von Termini, um hier ihre Künste zu zeigen. Dieses versteht sich von den herumziehenden, denn es giebt andre, die nur in Gesellschaften und ohne alle Belohnung improvisiren; zu welcher leztern Klasse denn auch die vorerwähnte Corilla gehört. Gemeiniglich geschieht diese Stegreifreimerey singend, und wird durch eine Violine accompagnirt; ja manche dieser Virtuosen können nicht ohne dieses Instrument ihre Muse in Gang bringen. Die herumziehenden aber müssen sowohl redend als singend, mit und ohne Instrument geübt seyn, das aufgegebene Thema zu bereimen. Man würde sich irren, wenn man dieses Talent als etwas besonders ansähe. Der Reichthum der italienischen Dichtersprache, und die vielen poetischen Freiheiten, die

in derselben erlaubt sind, nebst dem musikalischen Ohre der Italiener, alles dieses vereinigt, verringert die anscheinenden Schwierigkeiten unendlich. Auch sind es mehrentheils ignorante Leute, die diese Kunst treiben, daher finden sie sich in Verlegenheit, wenn man ihnen ein Thema aufgiebt, zu dessen Behandlung Belesenheit gehört; sie führen es aber doch aus, durch Unsinn mit Reimen verbrämt. Die alte römische Geschichte ist gewöhnlich ihr Steckenpferd, weil mit derselben die Improvisatoren ziemlich bekannt sind. Alle große Begebenheiten des alten Italiens, als Hannibals Zug nach Italien, die Ermordung Cäsars, u. s. w. werden improvisirt, sobald man ihnen die Wahl des Süjets überläßt; und wenn alsdann die Declamation gut ist, so wird der Ausländer, der dieses Schauspiel zum erstenmale sieht, in der That überrascht und hingerissen.

Ich habe von einem Venetianer eine Scene dieser Art gesehn, die den außerordentlichsten Eindruck zu machen fähig war. Man stelle sich einen Plaz in Rom vor, von Trümmern umgeben, die auf die sinnlichste Weise an das große Volk erinnern, das ehemals hier thronte; und nun denke man sich zum Thema: den Abschied des Regulus

von seiner Familie und von Rom; dieses nun mit Feuer und Beredsamkeit declamirt, und zwar an dem Ort selbst, wo diese große That vor 2000 Jahren geschah. Der Improvisator, der unter die besten seiner Zunft gehörte, wußte diesen Vortheil vortreflich zu nutzen. Er blickte auf die Ruinen traurig, aber doch standhaft, und nun nahm er den lezten Abschied von seinen Verwandten und Freunden, von dem Römischen Volk, von den Tempeln und Altären, den Göttern seines Vaterlandes, und endlich vom Capitol; wobey er seine Augen auf den Capitolinischen Hügel heftete. Diese ganze Scene, die wohl ausgeführt wurde, weil unser Mann den Metastasio auswendig wußte, war ein wahres Fest für Herz und Geist. Da dieser Venetianer ein Enthusiast der alten Römer zu seyn schien, gab ich ihm einst das Thema: ob das alte oder neue Rom größere Vorzüge besessen hätte? Er entschied natürlich für das neue, und zwar weil es von Christen und dem Pabst bewohnt würde, dahingegen die alten Römer bey aller ihrer Pracht, Größe und edlen Thaten doch nur Heiden gewesen wären. Ich habe oft dieses Schauspiel in allen Theilen von Italien gesehn, allein durchaus gefunden, daß diese Improvisatoren eben so unwissend als von einge-

schränktem Verstande waren. Wie tief ist dieses Talent unter den Stegreifrednern, die man in England in den disputirenden Clubs antrifft! Hiezu gehören denkende Köpfe, durch Belesenheit gebildet, und mit Rednergaben versehen.

Derjenige Theil der Stadt, der jenseit der Tiber liegt, und die alten Römer Transtiberina nannten, jezt Transtevere, wird von Menschen bewohnt, die sich durch rauhe Sitten, und überhaupt durch einen eigenen Charakter ganz besonders von allen übrigen Einwohnern Roms auszeichnen. Sie behaupten, das alte römische Blut unvermischt in ihren Familien erhalten zu haben; daher auch die Heirathen zwischen ihnen und den andern Römern noch heut zu Tage sehr selten sind. Die Einwohner dieses Quartiers sind durchaus blutarm, und dennoch trägt ein armes Mädchen kein Bedenken, die Hand eines reichen Mannes aus einem andern Quartier auszuschlagen. Indessen werden sie nicht oft in diese Versuchung gesezt, weil ihre groben Sitten und häßliche Bildung, die den Bewohnern dieser Region besonders eigen ist, schon abschreckend genug sind. Zu ihrem Charakter gehört auch eine seltene Unerschrockenheit, die bey Männern und Weibern herrscht; daher auch die Messer bey den

geringsten Vorfällen ergriffen werden. Die Sbirren wagen sich in dieses Quartier sehr ungern, und wenn es Amts halber geschehen muß, so brauchen sie alle nur mögliche Vorsicht. Die Legionen des August hatten hier ihr Quartier, und überdem war dieser Theil der Stadt so wie jezt von armen Leuten bewohnt. Nach dem Lipsius war hier das Quartier der Sänftenträger. Auch sieht man aus einer Stelle des Philo, daß hier viel Juden wohnten.

Dieses unglückliche Volk, deren Anzahl sich hier auf zehntausend beläuft, lebt in Rom in einer wahren Sklaverey; so elend und unreinlich auch die deutschen Judenstädte sind, so werden sie doch weit von der hiesigen übertroffen. Sie liegt an der Tiber, und ist einer wahren Kloake ähnlich, worin menschenartige Geschöpfe herumkriechen; sie hat Thore, die alle Abend verschlossen werden, nach welcher Zeit niemand bis zum nächsten Morgen aus diesem Kerker kommen kann. Die Juden tragen hier, wie in vielen andern Städten Italiens, zum Abzeichen einen Lappen auf dem Hute, jedoch können sie sich von dieser verhaßten Auszeichnung für eine gewisse Summe loskaufen, welches denn auch die Reichern nicht unterlassen. Da der christliche Handel hier unbedeutend ist, so kann man sich

die geringe Wichtigkeit des jüdischen, der so vielen Einschränkungen unterworfen ist, leicht vorstellen; daher giebt es auch hier sehr wenige wohlhabende, und nicht einen einzigen reichen Juden. Einige Fürsten bedienen sich derselben, um mit ihren Reichthümern zu wuchern. Besonders wendet der Fürst Borghese dieses Mittel an, seine Schätze zu vermehren. Sein jüdischer Agent treibt einen großen Wechselhandel in den vornehmsten Handelsstädten von Europa; er giebt den Namen dazu her, nnd der Fürst die Gelder.

Ich weiß nicht wie die Sage entstanden ist, daß diese armen Menschen ungeheure Summen der päbstlichen Kammer geboten hätten, um die Tiber abzuleiten. Ein solcher Antrag ist, wie ich gewiß weiß, nie geschehn; obgleich die Sache selbst längst auf dem Tapet gewesen ist. Es würde nicht an Entrepreneurs fehlen, da die Wuth zu graben jezt so groß ist, und höchst wahrscheinlich würde man außerordentliche Kunstschätze finden. Seit den Zeiten Sixtus V. ist es ein politischer Grundsaz der Päbste gewesen, die Entdeckung von Alterthümern auf alle nur mögliche Weise zu befördern. Das Tiberprojekt hat daher lange der Regierung am Herzen gelegen, ja sie würde es vielleicht auf eigene

Kosten unternommen haben, da der große Gewinn hiebey gewiß nicht zweifelhaft ist; allein wer steht für die Folgen der bösen Dünste an einem schon nicht zu gesunden Orte? Diese Besorgniß ist vielleicht ungegründet, und diesseits der Alpen, wo wir von einer Seuche in Rom nichts zu befürchten haben, ist oft darüber gespottet worden; aber der größte Freund des Alterthums und der Künste kann es mit Rechte der römischen Regierung nicht verdenken, die größtentheils aus bejahrten Personen besteht, wenn sie diesen Versuch auf gut Glück nicht wagen will.

Wie wenig die böse Luft hier zu verachten sey, beweisen verschiedene Gegenden bey Rom, aus welchen die Einwohner zu gewissen Jahreszeiten flüchten müssen, wie ich schon im vorigen Abschnitte bey Gelegenheit der St. Paulskirche gesagt habe, die doch so nahe bey der Stadt liegt. Die vielen Moräste, stehende Seen, und die überaus große Vernachläßigung der Felder, die hier so elend angebaut werden, sind die wahren Ursachen dieser ungesunden Luft, von welcher die alten Römer nichts wußten. In den Hundstagen, wenn diese am schädlichsten ist, und der böse Wind aus Süden weht, den man hier Sirocco nennt, werden ganz

besondre Lebensregeln beobachtet, darunter die vornehmste ist, viel kühlende Feuchtigkeit zu sich zu nehmen, und sich aller starken Getränke zu enthalten. In dieser Zeit ist das Erdreich ganz außerordentlich trocken, und wird nur blos durch den Thau etwas angefeuchtet.

Die pontinischen Sümpfe tragen zu dieser bösen Luft nicht wenig bey. Das Unternehmen des jetzigen Pabsts, sie auszutrocknen, ist daher sehr beyfallswürdig, obgleich die dazu angewandten Mittel viel zu schwach sind, einem so großen Uebel abzuhelfen. Die geringe Anzahl der Arbeiter, die auf diesen sehr ausgebreiteten Strich Landes ganz dünne gesäet sind, erhalten ein elendes Tagelohn, für welches sie in diesen Sümpfen Tag und Nacht vegetiren müssen. Ihre Wohnungen sind ganz isolirte erbärmliche Hütten, wo sie fast nackend wie die Wilden, und bleich wie Gespenster, von ihrer unglücklichen Arbeit ausruhn. Man kann sich vorstellen, daß sie sich damit eben nicht sehr übereilen, sondern nur alsdann die Arbeitswerkzeuge ergreifen, wenn sie die Aufseher von weitem gewahr werden. Dieser gut gemeynte Entwurf ist daher weiter nichts als ein kameralistisches Puppenspiel, dergleichen

man so viele sieht, ohne erst in diese Sümpfe kriechen zu dürfen,

Diese Unternehmung führt mich auf die päbstlichen Einkünfte, von denen man sich so große Begriffe macht; sie betragen nicht voll vier Millionen Scudi, oder zwey Millionen Ducaten; indessen ist dies für die Bedürfnisse dieses Staats hinreichend. Der Hofstaat ist weder prächtig noch zahlreich. Die vornehmsten Würden, ja ganze Dicasterien sind mit Geistlichen besezt, die nur geringe Besoldungen, aber reiche Pfründen haben. Der römische Hof giebt nie Feste, als bey der Anwesenheit durchlauchtiger Gäste, und dann erfodern diese nicht große Kosten, so wenig wie die Geschenke, deren vornehmste Artikel immer Reliquien sind. Der Kriegsetat zu Wasser und Lande, ist auch auf einem sehr niedrigen Fuß, und steht mit der Ohnmacht dieses so schlecht regierten Landes in einem richtigen Verhältnisse. Die sämtlichen Landtruppen des Pabstes betragen nur 2500 Mann, die nicht schlecht besoldet sind, und eine große Anzahl Offiziers haben, daher sie auch jährlich 200000 Scudi zu unterhalten kosten. Die bestimmten Einkünfte des vornehmsten Generals sind 12000 Scudi im Frieden, und 36000 im Kriege. Die päbstliche

Seemacht besteht in fünf Galeeren, die in Civita Vechia liegen, und schlecht unterhalten werden; dennoch kosten sie der päbstlichen Kammer jährlich 84000 Scudi.

So sehr auch die Jesuiten die Aufmerksamkeit der Welt erregt haben, und so viel auch über diesen so interessanten Gegenstand geschrieben worden ist; so wenig sind doch ihre Staatsintriguen, und ihre vormalige innere politische und ökonomische Verfassung bekannt, obgleich alles, was diese berühmte Societät betrifft, das Gepräge des Außerordentlichen hat. Hier in Rom hatten sie bis zu ihrer Aufhebung alles aufs höchste getrieben. Ihr Collegium, eines der größten Gebäude in der Welt, war mit so viel Menschen angefüllt, daß man eine Stadt damit hätte bevölkern können. Ganze Schaaren von Armen erhielten allda täglich ihre Nahrung, die sie an den Thoren des Palasts abholten. Ihre politischen Almosen erstreckten sich aber noch weiter. Armen Familien, die über den Pöbel erhaben waren, und deren Unterstützung den Jesuiten zweckmäßig schien, wurde der Unterhalt täglich in Körben gebracht, und zwar in zubereiteten Speisen. Diese Armen waren in zwey Klassen getheilt, davon die eine drey Gerichte, die andre aber viere,

nebst einem Desert erhielt. Die erstere belief sich zur Zeit der Aufhebung auf vierhundert, und die zweite auf achtzig Körbe. Man nahm hiebey vornehmlich Rücksicht auf Aerzte, Rechtsgelehrte, und überhaupt auf solche Personen, deren Stand die Bekanntschaft mit vielen Leuten voraussezte. Hierdurch wurde ihr Ansehn so sehr in Rom befestigt, daß man bey der Aufhebung einen allgemeinen Aufstand befürchtete. Die Truppen waren alle unterm Gewehr, und sämtliche Sbirren in die verschiedenen Quartiere vertheilt. Diese Maaßregeln verhinderten alle Ausschweifungen, und hielten die zahllosen Anhänger der Jesuiten im Zaum.

Es war diesem Orden besonders schmerzhaft, daß er durch einen Pabst abgeschafft wurde, der ihnen zwar nicht die dreyfache Krone, doch aber die Kardinalswürde zu verdanken hatte. Seit mehr als hundert Jahren hatte kein Italiener den Purpur anders, als mit ihrer Beystimmung erhalten. Denn obgleich die Jesuiten die besondere Staats-Maxime hatten, keinen aus ihrem Orden Kardinal werden zu lassen, so geschahe doch keine Promotion dieser Art ohne ihre Mitwirkung. Diejenigen, die von ihnen zu dieser Würde empfohlen wurden, waren sicher sie zu erlangen, bey den an-

dern war es hinreichend, wenn sich die Societät nicht widersezte. Ganganelli war ein armseliger Mönch, da er durch die Empfehlung der Jesuiten Kardinal wurde. Kaum aber war er es geworden, da sie aus einer unbegreiflichen Nachläßigkeit, und wider ihre sonst gewohnte Politik, ihn ganz hintan sezten. Ganganelli ohne alles Vermögen, und ohne Schuz, mußte sich mit zweytausend Scudi, als der für die armen Kardinäle ausgesezten Pension begnügen, und damit den nöthigen Aufwand bestreiten, der durchaus zu dieser Würde gehört. Verschiedene Kardinäle erhielten von den Jesuiten geheime Pensionen von 6000, 8000, auch 12000 Scudi. Nach ihren Aspekten indessen war es nicht im geringsten wahrscheinlich, daß der unbekannte und verlassene Ganganelli je Pabst werden würde; Sie fanden sich aber in ihrem Calcul betrogen, und der Orden erreichte die von allen Freunden der Aufklärung so sehnlich gewünschte Endschaft.

Das Betragen des Jesuiten-Generals Ricci, als Gefangener in der Engelsburg, und die Betheurungen seiner Unschuld in seiner lezten Todesstunde, haben viel Aufmerksamkeit erregt; die Anhänger des Ordens glaubten große Beweise zu Gunsten desselben daraus zu ziehen, und selbst Unbefangene wurden

zweifelhaft. Hier ist die Auflösung dieses Problems: Es war nicht der General, sondern seine Assistenten, deren es viere gab, die in seinem Namen den Orden despotisch in allen Welttheilen regierten. Diese Patres, die aus den vier vornehmsten katholischen Nationen in Europa erwählt wurden, (unter diesen war auch ein Deutscher) waren es allein, die diese erstaunliche Maschine in Bewegung erhielten. Hiezu wurden mit kluger Vorsicht die größten Köpfe einer Societät ausgesucht, die größtentheils aus geschickten Männern bestand. Bey dem General hingegen war vorzügliche Fähigkeit eben nicht erfoderlich, sondern nur solche Eigenschaften, die den Zeitumständen am angemessensten waren. Man glaubte in Ricci den Mann zu finden, der als Oberhaupt dieser großen Societät, bey der damaligen Lage der Sachen, am füglichsten figuriren könnte. Er war nur von eingeschränktem Verstande, allein er gehörte zu einer vornehmen florentinischen Familie, hatte große Verbindungen und war als ein Mann von ungeheuchelter Frömmigkeit und Gottesfurcht durchgehends bekannt. Nichts konnte indessen das widrige Schicksal des Ordens abwenden, der sich schon zu lange für ein aufgeklärtes Zeitalter aufrecht erhalten hatte. Alle Intriguen und

Cabalen waren fruchtlos, bis auf die elende berüchtigte Farce, die Gaßner in Elwangen spielen mußte *).

Ganganelli hatte sich durch die Aufhebung des Ordens zu viele Feinde gemacht, als daß er eine lange Regierung hoffen durfte. Zudem kamen noch viele andere Neuerungen, die den Andächtlern äusserst mißfielen. Man konnte es ihm auch nicht vergeben, daß er während seinem kurzen Pontificat achttausend Mönche von ihren Klostergelübden losgesprochen hatte. Alles dieses verkündigte seinen baldigen Tod. So sehr man auch das Gerücht seiner Vergistung außerhalb Rom hat zweifelhaft machen wollen, so ist es doch eine unleugbare Wahrheit. Die Aeußerung des Gifts war nach dem Tode so heftig, daß sich die Glieder vom Leichnam, während dem Leichenbegängniß, absonderten. Wie be-

*) So bekannt auch die Possen dieses Gauklers sind, nebst den Mitteln, deren sich derselbe bey seinen Wunderkuren bediente, so ist es doch seine Veranlassung dazu weit weniger, obgleich dieses der wichtigste Theil der Gaßnerschen Wundergeschichte ist. Eine Erläuterung, die alles außer Zweifel sezt, giebt der zwischen dem Exjesuiten Pater Hell aus Wien und dem D. Mesmer 1775 gedruckte Briefwechsel.

kannt, werden die Leichen in Italien unbedeckt zur Kirche gebracht. Da die Procession über die Engelsbrücke ging, löste sich ein Bein von dem Leichnam ab, hing zum Sarge heraus, und wäre auf die Erde gefallen, wenn nicht jemand dasselbe hineingestoßen hätte. Dieses ist kein obscures Factum, sondern ein Vorfall, der vor den Augen eines ganzen Volks geschah; der Körper war vorher geöfnet, und alle Zweifel längst entschieden. Herr B., päbstlicher Leibchirurgus, legte bey dieser Operation mit Hand an, und hat gegen mich selbst die unglückliche Entdeckung bestätigt, wenn anders eine so notorische Sache noch einer Bestätigung bedurfte. Dennoch hat sich der Leibarzt Salicetti erdreistet, eine Krankheitsgeschichte dieses vortreflichen Pabsts herauszugeben, worin alles für natürlich erklärt, und Ursachen und Wirkung unverschämt erdichtet sind. Man nennt hier öffentlich die Mörder, von welchen besonders einer noch unter die ersten Personen des Staats gehört. Er spielt jezt die Rolle eines Andächtlers.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß man hiezu das so berüchtigte Aqua Tofana genommen habe, von welchem ich in dem Abschnitte von Neapel reden werde, weil es da zubereitet wird. Eine vornehme

römische Dame, die jung und schön war, und viele Anbeter hatte, machte im Jahre 1778 ein ähnliches Experiment, ihren alten Gemahl loszuwerden. Die Dosis war etwas stark eingerichtet, daher auch die Absonderung der Glieder nach dem Tode schleunig und heftig geschahe. Man wandte alle nur mögliche Mittel an, den Körper in einer menschlichen Form zu erhalten, um wenigstens die Ceremonie des Leichenbegängnisses auszudauren. Das Gesicht war mit einer wächsernen Larve bedeckt, und in diesem Zustande der Leichnam den Augen des Volks blosgestellt.

Dies Absondern der Glieder scheint die gewöhnliche Wirkung dieses Gifts zu seyn, die sich der Erfahrung zu folge äußert, sobald der Körper kalt geworden ist; ob man gleich Monate lang solches in sich tragen kann, ohne bettlägerig zu seyn. Man spürt nur ein großes Misbehagen, das allmählich zunimmt, bis der Körper hinfällt. Ganganelli, der des empfangenen Gifts gewiß war, ließ heimlich einen berühmten Arzt in Bologna um Rath fragen, wie die Wirkung zu hemmen sey. Die Antwort war trostlos, jedoch rieth er zu heftigen schweißtreibenden Mitteln, die der Pabst auch brauchte, sogar daß man ihn in der größten Hitze

beständig in Pelzwerk eingehüllt sah, wodurch denn sein Leben einige Monate gefristet wurde.

So wie sich die Jesuiterkirchen in ganz Europa auszeichneten, so war es auch hier. Die dem Orden vormals zugehörige Jesuiterkirche ist eine der schönsten und prächtigsten in Italien. Die Thüren sind von einem sehr raren Holz, das aus Amerika zu diesem Endzweck hergeschafft wurde. Hier ist die Kapelle des heiligen Ignatius. Da dieselbe das Sanctum Sanctorum der Societät war, so wurde darin ein Altar errichtet, der unstreitig der prächtigste in der ganzen Welt ist. Die Haupttheile desselben sind vier Säulen, jede vierundzwanzig Fuß hoch. Sie sind von vergoldetem Bronze, und zwar aus einem Stück, gereift, und mit Lapis Lazuli bedeckt. Man versichert, daß in allen Weltgegenden vierzig Jahre lang gesammlet worden ist, um diesen kostbaren Stein in so großer Menge zusammen zu bringen. Die Stufen des Altars sind von Porphyr, und in einer Nische steht eine eilf Fuß hohe Statue des Heiligen von gegossenem Silber.

In der Kirche des heiligen Ignatius, die von der vorigen verschieden ist, befindet sich am Hochaltar ein Gemälde von dem Jesuiten Andreas Pozzi. Es stellt vor, wie Christus dem heiligen Ignatius

erscheint. Hiezu gehört eine artige Anekdote. Da der Kaiser Joseph die Kirche besah, und ihm dies Gemälde von einem Jesuiten gezeigt wurde, (damals existirte der Orden noch) so sahe er seinen Führer starr ins Gesicht und sagte: »Aber, Herr Pater, sollte denn Christus wirklich dem heiligen Ignatius erschienen seyn?« Der Gesellschafter Jesu wurde beschämt und schwieg; der großmüthige Monarch war befriedigt, und wollte seine Verwirrung nicht weiter treiben. Die St. Andreaskirche war ehemals die Noviatkirche der Jesuiten. Hier zeigt man das Denkmal des heiligen Stanislaus Cotzeka, eines Pohlen, das sehr sonderbar ist. Das nämliche Zimmer, worin er starb, ist in eine Kapelle verwandelt, in welcher seine Bildsäule auf einem Bette liegt, wobey der Bildhauer, Namens le Gros, den besondern Einfall gehabt hat, die Jesuiterkleidung selbst in der Farbe nachzuahmen. Kopf und Hände sind von weißem, das übrige aber von schwarzem Marmor. Alle Künstler von Geschmack erklären sich wider diese Methode, die auch ohne Nachahmer geblieben ist. Dieser Cotzeka starb zweyundzwanzig Jahr alt, und wurde canonisirt. Ich habe aber nicht erfahren, wodurch er bereits in einem so jugendlichen Alter sich in den Geruch der Heiligkeit habe setzen können.

Eilfter Abschnitt.

Andacht. Feyerlichkeiten. Frohnleichnamstag. Große päbstliche Benediction. Charwoche. Harte Beleidigung eines Gesandten. Schweizergarde. Kirchspielfeste. St. Petersfest. Erleuchtung der Peterskuppel. Päbstliche Lebensart. Frescati. Circus des Caracalla. Catacomben. Appische Landstraße. Weinberge. Ländliche Ergözlichkeiten. Wirkung der wohlriechenden Wasser beym Frauenzimmer. Stundenrechnung der Italiener. Schauspiele. Venetianischer Ball, beyspiellos in den Jahrbüchern der neuern Galanterie. Musikalische Talente der Römer. Schnellgalgen. Carneval und dessen Leichenbegängniß.

Man ist nirgends in Italien weniger andächtig, als in Rom. Der beständige Anblick eines lebenden Heiligen, der so viel himmlische Vollmacht hat, und sie auch nutzt, die häufigen Indulgenzen, die oft bey gewöhnlichen Kirchenbesuchen ertheilt werden, und die Nachsicht der Regierung bey Nachläßigkeiten und Vergehungen, die nicht das Zeitliche betreffen, alles dieses verringert hier die Andacht. Selbst die große Menge der Kirchen trägt dazu bey. Es ist eine längst gemachte Bemerkung, daß je mehr, eine Sache vervielfältigt

wird, je mehr verliert sie von ihrem Werth, und befördert die Gleichgültigkeit. Man kann dieses sicher auf die dreyhundert zweyundsiebenzig Kirchen und Kapellen anwenden, die hier wirklich vorhanden sind. Diejenigen, die in Jahresfrist nicht beichten, werden excommunicirt, und ihre Namen bey Eingang der Kirche St. Maria in Cosmedin angeschlagen. Im Jahre 1778 waren deren dreyzehn, und im folgenden eilfe angezeigt. Die hiesige Inquisition ist äußerst gelinde, und hat nichts Fürchterliches als den Namen. Sie thut eigentlich wenig mehr, als was in andern Ländern die Consistoria thun. Ist ihre Gewalt gleich ausgedehnter, so wird sie doch hier jezt fast gar nicht ausgeübt. Kein la Barre würde hier wegen jugendlicher Unbesonnenheiten rechtskräftig zerfleischt werden, wie in dem aufgeklärten Frankreich in unsern Tagen geschehen ist.

Diese große Anzahl der Kirchen, die in zweyundachtzig Kirchspielen vertheilt liegen, sind den Freudenmädchen sehr nachtheilig; denn diese unglücklichen Geschöpfe sind hier weder von der Regierung beschützt, wie einige Reisende fälschlich vorgegeben haben, noch ist ihr Gewerbe eigentlich verboten, welches in einer so großen Stadt und in einem

solchen Klima ungereimt seyn würde. Das Gesez befiehlt nur, daß sie wenigstens in einer Entfernung von zweyhundert Schritten von irgend einer Kirche oder Kapelle wohnen sollen; ein solcher Plaz findet sich aber nicht im bewohnten Rom, daher sie denn aus einem Kirchspiel ins audre wandern, bis ihnen der Kardinal-Vicarius die Stadt zu räumen befiehlt, worauf sie sich denn gewöhnlich nach Neapel begeben.

Die Feyerlichkeiten sind auch zu häufig, und verlieren daher bey dem Volk das Anziehende. Indessen sind einige derselben äußerst prächtig und sehr sehenswürdig. Hieher gehört die Procession am Frohnleichnamstage, die in einiger Entfernung rund um den Petersplaz geht. Der ganze Weg, der über eine italienische Meile beträgt, ist bedeckt, und mit belaubten Säulen unterstützt. Diese Erfindung ist von dem berühmten Bernini, dem Baumeister der St. Peters-Colonnade. Der Zug wird durch alles verherrlicht, was nur die römische Pracht vermag. Der Pabst wird dabey mit samt einem Altare getragen, vor welchem er in einer knienden Stellung mit dem Sacramente sizt. Es ist merkwürdig, daß der römische Adel wider die Gewohnheit aller andern Höfe an dieser Feyerlichkeit keinen

Antheil nimmt, außer diejenigen, die wegen ihrer Chargen dabey erscheinen müssen. Die päbstliche Kammer giebt zu den Kosten dieses Tages siebenhundertundfunfzig Scudi her. Einige Functionen ausgenommen, wird der Pabst allemal, selbst in den Kirchen, auf den Schultern getragen, ein Gebrauch, der noch von den alten römischen Kaisern herrührt.

Keine aber von allen religiösen Feyerlichkeiten kommt der päbstlichen Benediction gleich, die an gewissen Tagen von der Tribune in der Peterskirche ertheilt wird. Eine Ceremonie, die nirgends so die Sinne rühren kann, weil der Petersplaz dazu nöthig ist. Der ungeheure Umfang und die Pracht desselben, nebst der zahllosen Menge Menschen, womit er bey solchen Gelegenheiten bedeckt ist; die feyerliche Stille vor dem Segen, die von dem Donner der Kanonen und dem Schall aller Glocken unterbrochen wird; die Handlung selbst, die für jeden Religionsverwandten etwas Ehrwürdiges hat: alles dieses ist in der That hinreißend. Von der päbstlichen Messe kann ich dieses nicht sagen, ob sie gleich an gewissen Tagen von einer Legion Castraten begleitet wird. Die Anzahl derselben war am Peterstage 1780 nicht geringer denn 82,

die ein sehr sonderbares Chor formirten. Keine andre als Vokalmusik wird in der Peterskirche gehört, weil die Instrumente, wie man hier sagt, nicht mit der Würde des Orts übereinkommen, und an weltliche Lustbarkeiten erinnern. Indessen werden sie in andern Kirchen desto häufiger gebraucht, die mit ihren heiligen Festen immer abwechseln, so daß man beständig sehr gute Concerte hören kann. Während der päbstlichen Messe liegen vier dreyfache Kronen mit kostbaren Steinen besezt auf dem Hochaltar, die auch bey großen Feyerlichkeiten vor ihm hergetragen werden. Der Pabst trägt sie sehr selten, und dieses nur auf sehr kurze Zeit; sonst sind Bischoffsmützen sein Hauptschmuck in der Kirche, allein auch diese werden alle Augenblicke, der römischen Etikette gemäß, gewechselt.

Die Feyer der Charwoche, gegen welche Zeit alle Fremde nach Rom reisen, hat nichts Auszeichnendes, als die große Benediction auf dem Petersplatze, und das oben erwähnte Miserere singen in der Sixtinischen Kapelle. In der Peterskirche ist kein heiliges Grab am Charfreytage wie in andern Kirchen, sondern es hängt blos ein ungeheures Kreuz mit Lampen behangen in der Mitte derselben. Diese Erleuchtung kostet hundertundfunfzig

Scudi, und ist auch von der Erfindung des Bernini. An diesem Tage sind alle hundert Lampen, die das ganze Jahr durch am Grabe des heiligen Peters brennen, ausgelöscht. Des Abends ist die Kirche ganz mit Malern angefüllt, die auf ihren Stühlen sitzen und die architectonischen Prospective zeichnen, die diese Erleuchtung, da nur ein Theil dieses ungeheuren Raums erhellt wird, durch Licht und Schatten ins Unendliche verfielfältigen. Das Fußwaschen am Grünendonnerstage, das der Pabst an armen Priestern verrichtet, und die päbstliche Messe am Ostersonntage sind langweilige Ceremonien, die Gähnen verursachen, und durch viele Unbequemlichkeit erkauft werden müssen. So ereignete sich bey meinem Hierseyn ein Vorfall, der für den nach Neapel bestimmten Gesandten des Kopenhagner Hofes, Grafen von **, äußerst kränkend seyn mußte, welcher gerade um diese Zeit hier eintraf und die Feyerlichkeiten mit ansehn wollte. Er hatte die Vorsicht unterlassen, sich an vornehme Personen zu wenden; so unbekannt wie er war, wollte er sich im innern Zirkel drängen, den während des Fußwaschen die Schweizergarde formirt hatte. Diese Leute, deren vornehmstes Verdienst eine ausnehmende Grobheit ist, stießen ihn mit Schimpfwör-

tern zurück; der Graf legte darauf die Hand an den Degen, einer der Schweizer aber kam ihm zuvor, und mißhandelte ihn außerordentlich vor der ganzen Versammlung, ungeachtet er sich zu erkennen gab, und sich aufs Völkerrecht berief. Dieser Uebereilung des Gesandten, folgte ein andrer unbedachtsamer Schritt. Sein Tribunal, Genugthuung zu fodern, war beym Staatsminister, er wandte sich aber am Majordomo des Pabstes, unter dessen Befehl die Garde steht, und klagte; er wurde aber mit bittern Worten abgewiesen. Man hätte einen lappländischen Gesandten nicht schlechter in Rom behandeln können, als diesen Abgeordneten eines so alten Königreichs. Genug der Graf reiste nach Neapel, ohne die geringste Satisfaction erhalten zu haben. Was aber jedermann mehr als alles befremdete, war, daß er nach solch einem Vorfalle sich von neuem zu den Feyerlichkeiten drängte, wo man mehr auf ihn, als auf alles Gepränge sah. Es schien, daß bey ihm alle andre Betrachtungen der Neugierde weichen mußten. Der vorerwähnte Majordomo des heiligen Palasts ist beständig ein Dominikanermönch, und hat nebst dem Gouverneur von Rom die erste Anwartschaft auf das Kardinalat. Er ist gleichsam der Pfarrer des päbstli-

chen Hofstaats, und ist Richter der Buchdrucker, Buchhändler und Kupferstecher.

Die auszeichnende Grobheit und Dummheit dieser Schweizergarde übersteigt alle Vorstellung, und hat allerhand sonderbare Scenen veranlaßt; wobey zu merken ist, daß diese Leute nicht zu der aufgeklärten Schweiz, die durch Sprache, Sitten und Cultur so sehr mit Deutschland verbunden und unser Stolz ist, sondern zu d e m Theil dieses Landes gehören, wo noch immer die dickste Finsterniß herrscht, und wo man noch im Jahr Christi 1783 eine Hexe hingerichtet hat. Vor einigen Jahren wurde ein vornehmer Irrländer bey einer Feyerlichkeit von einem dieser Gardisten blutig geschlagen. Diese öffentliche Beleidigung machte ihn fast sinnlos, und brachte ihn zu dem Entschluß, da er seinen Beleidiger nicht kannte, den ersten Schweizergardisten, dem er begegnen würde, todt zu schiessen. Er lud seine Pistolen, ließ Postpferde bereit halten, ging auf den Straßen, bis er einen dieser Geschöpfe antraf, schoß ihn todt, und floh nach Neapel. Aber ungeachtet dieses wilden Betragens erfrechen sie sich, bey allen angesehenen Fremden, nach großen Feyerlichkeiten, herum zu gehen, und die sogenannten Mancia (Trinkgeld) zu fodern,

vermuthlich deswegen, weil sie die Fremden mit Prügeln verschont haben. Folgender Vorfall mag zum Beyspiel ihrer unglaublichen Dummheit dienen. Der jetzige Pabst wollte eines Tages die vaticanische Bibliothek besuchen; der Kardinal Albani, als Bibliothekar, fand sich daselbst ein, ihn zu empfangen, und um den Zulauf der Leute bey dieser Gelegenheit abzuhalten, da sie sonst für jedermann offen ist, befahl er dem an der Thür Schildwach stehenden Schweizer, niemand herein zu lassen. Einen Augenblick nachher kommt der Pabst, die Schildwache weigert sich ihn einzulassen, und entschuldigt sich mit dem erhaltenen Verbot. Vergebens stellte man diesem Tölpel vor, daß der Pabst nicht in diesem Verbot begriffen wäre, da er allein hier zu befehlen hätte; es half nichts, er stellte sich vor der Thür in Positur, um den Eingang mit Gewalt zu verwehren. Dieser sonderbare Wortwechsel ward endlich vom Bibliothekar gehört, der herauskam, und dem Streit ein Ende machte. Solche Beyspiele dieser sonderbaren Leibwächter sind nicht selten. Während meinem lezten Aufenthalt in Rom wurde bey einer Feyerlichkeit im Vatican die Veranstaltung getroffen, daß die Kardinäle, um nicht gedrängt zu werden, durch eine abgesonderte

Thüre hereingehen sollten, die von der für das Volk bestimmten etwas entfernt war. Ein Kardinal aber, dem diese näher lag, wollte sich der leztern bedienen, allein er ward von den Schweitzern daran verhindert, die ihm sagten, daß die andre Thür für die Kardinäle sey. Alle Vorstellungen waren fruchtlos, der Kardinal wurde abgewiesen, während der Zeit jedermann, ja seine eigne Bedienten hereingelassen wurden. Der Pabst Ganganelli, der von diesen rohen Menschen in seinem niedrigen Stande selbst war gemißhandelt worden, und wohl einsah, wie unnütz sie waren, wollte sie alle nach Hause schicken, allein sein Tod verhinderte die Ausführung dieses Vorhabens.

Da außer dem Carneval das ganze Jahr durch alle Schauspielhäuser verschlossen sind, so werden desto häufiger Kirchspielfeste gegeben. Besonders geschieht dies im Herbst, und zwar des Abends in der Hauptstraße des Kirchspiels. Alle Häuser sind alsdann erleuchtet und aus allen Fenstern hangen Tapeten. Man richtet einen Altar auf, nebst einem Gerüste, für eine zahlreiche Bande Musikanten. Die Musik dauert einige Stunden, und das Ganze wird mit einem Feuerwerk beschlossen. Die zahlreichen Brüderschaften haben auch ihre Feste, die

ihnen troz des schauerlichen Aeußern nicht zur Andacht, sondern zum Vergnügen dienen. Unter diesen zeichnet sich die Todtenbrüderschaft aus, die in einer unterirdischen Kapelle ein prächtiges Schauspiel darstellt. Alle Zierrathen dieser Gruft bestehen in Todtengebeinen, die in allerhand Gestalten und Formen zusammengesezt sind. Man sieht überdem viele Nischen, die, mit ausgetrockneten scheußlichen Leichnamen angefüllt, die Menschheit empören. Alles dieses ist mit vielen Lichtern und Lampen erleuchtet.

Das größte Kirchenfest in Rom aber ist am St. Peterstage, zu Ehren dieses großen Schutzheiligen der Stadt. Außer den Feyerlichkeiten in der Peterskirche wird des Abends die Kuppel derselben erleuchtet, und ein Feuerwerk von der Engelsburg abgebrannt. Dieses leztere kostet allemal fünfhundert Scudi, und thut eine vortrefliche Wirkung, wegen der vortheilhaften Lage des Theaters, auf welchem dieses Feuerschauspiel aufgeführt wird; denn man kann es von allen Hügeln Roms und den Gipfeln der mehresten Häuser sehn. Als der Kaiser Adrian sein prächtiges Grabmal erbaute, ließ er sichs wohl nicht träumen, daß dasselbe nach siebenzehn Jahrhunderten zu einem Schauplaz chy-

mischer Künste dienen würde. Man muß indessen den Römern nachrühmen, daß sie hierin sehr geschickt sind, und fast den Russen in der Feuerwerkskunst gleich kommen.

Vermittelst einer lebhaften Einbildungskraft kann man sich nach richtigen Beschreibungen deutliche Vorstellungen von den außerordentlichsten Dingen machen, ja sehr oft übertrifft die Idee die Sache selbst. Indessen sieht man bisweilen sinnliche Gegenstände, die keine Beschreibung erreichen, und keine Fantasie darstellen kann. Unter diesen gehört die Erleuchtung der Peterskuppel; ein Schauspiel, dem nichts gleichkommt, und worauf große Summen verwandt werden. Die Illumination hat zwey Abtheilungen. Sobald es finster wird, steckt man die kleinen Lampen an, die nichts weiter als Lichter sind mit einer papiernen Hülle umgeben. Diese anscheinende Kleinigkeit wird durch die ungeheure Anzahl der Lampen zu einer kostbaren Anstalt. Die zierliche Anordnung derselben vermehrt die Pracht des Anblicks, und übertrift bey weitem die zweite Erleuchtung, die zwey Stunden nachher geschieht. Diese besteht aus fünfhundert Pechpfannen, womit die Kuppel gleichsam bedeckt ist, und deren gewaltiges Feuer den Schein aller Lampen so sehr ver-

dunkelt, daß man sie gar nicht mehr sieht. Das Signal zur Anzündung wird durch eine Fackel gegeben, mit welcher ein Mann auf die Spitze des Kreuzes, das auf der Kuppel steht, klettert, und die brennbaren Materien daselbst in Brand steckt. Diese Expedition ist ausnehmend gefährlich, denn fällt er, wie sich bisweilen zuträgt, so ist er des Todes. Auch beichtet er vor der Unternehmung; ist sie aber glücklich ausgeführt, so erhält er fünf Scudi. Sobald dieses gefahrvolle Zeichen gegeben ist, steht in einigen Sekunden die Kuppel in vollen Flammen. Eine Verwandlung, die mit einer solchen erstaunlichen Geschwindigkeit bewirkt wird, daß es einer Zauberey ähnlich sieht. Sie geschieht durch funfzig Männer, die so geschickt als schnell dabey zu Werke gehn, nachdem vorher alles sehr sinnreich eingerichtet ist. Diese Illumination sowohl als das Feuerwerk von der Engelsburg geschieht immer zwey Tage hinter einander, weil der Tag vor dem Feste, nach der römischen Etikette, schon einen Theil des Festes ausmacht. Bey der Anwesenheit durchlauchtiger Gäste wird die Erleuchtung noch vermehrt. Am Peterstage giebt auch der Fürst Colonna dem römischen Volke gewöhnlich ein prächtiges Feuerwerk. Es ist indessen

merkwürdig, daß man diese Kuppelerleuchtung nirgends nachgeahmt hat. Die Ursachen aber sind nicht sowohl die Kosten, als weil es allenthalben an einem Petersplatze fehlt, wo auch die Größe und Höhe der Kuppeln dazu bequem wären. Dieses ist auch der Fall mit der Paulskirche in London, bey deren üblen Lage ein so kostbares Schauspiel am unrechten Orte seyn würde.

Der Pabst nimmt als Zuschauer an keinem dieser Feste Antheil, welches man wider seine Würde hält. Ueberhaupt ist die Lebensart dieses Kirchenoberhaupts sehr eingezogen, und gar nicht beneidenswürdig. In seinem Umgang außerordentlich eingeschränkt, und fast aller Freuden des Lebens beraubt, fühlt er die Leiden desselben desto stärker. Das Schmeichelhafte der tiefen Erniedrigung aller sich ihm nahenden katholischen Christen, verliert den Reiz bald durch die Gewohnheit. Seit Benedict XIV. machen die Päbste bisweilen Promenaden zu Fuße in der Stadt, die zu ihrer Zerstreuung und Gesundheit so nöthig sind. Der Stolz der Römer ist aber so groß, daß ihnen diese Spaziergänge sehr mißfallen, weil solche nach ihrer Meinung die päbstliche Würde herabsetzen. Sie scheuen sich in derjenigen Person, die ihnen

hier irdische und nachher jenseit des Grabes auch himmlische Freuden verschaffen kann, einen Menschen zu erblicken, der so wie sie zu Fuße geht. Diesen Gedanken der Aehnlichkeit zu schwächen, war sonst immer die päbstliche Politik, daher man auch die sonderbare Ceremonie einführte, daß die Päbste nicht allein bey Feyerlichkeiten, sondern sogar beym Gottesdienst in der Kirche, von einem Altar zum andern auf Menschenschultern getragen werden.

Ich habe schon oben berührt, wie wenig die Römer auf Spaziergänge halten. Selbst die schönsten Jahreszeiten locken sie nicht dazu an. Dennoch aber ist es der Mode gemäß, daß nicht allein der reichere Theil, sondern auch der gemeine Einwohner Roms im Frühling und Herbst einige deutsche Meilen von der Stadt eine Lustreise machen; ein Vergnügen, das von den Weibern oft im Ehekontrakt sogar bestimmt wird. Diese Lustreisen gehen gewöhnlich nach Frescati, das ungefähr zwey deutsche Meilen von Rom entfernt liegt, und viele Lustgärten hat, die den hiesigen Großen zugehören, allein fast gar nicht von ihnen besucht werden. Auch sind die schönen daran stoßenden Paläste, die zum Theil mit vortreflichen Fresco-Gemälden großer

Meister geziert sind, ohne alle Möblen, und kaum bewohnbar. Die hier befindliche Villa Mondragone, die dem Fürsten Borghese gehört, ist zwar möblirt, allein durchaus mit altem Geräthe aus dem sechszehnten Jahrhundert, womit selbst in Rom die größten Paläste mehr oder weniger angefüllt sind. Die Eigenthümer derselben verlassen sich auf ihre Kunstwerke, und schränken daher den Aufwand auf Möblen so sehr ein, daß diese, oft ganz abgenutzt, daß Bild der Dürftigkeit darstellen.

Man hat von den Höhen in Frescati eine sehr reizende Aussicht Ein ungeheures Feld, wo die ehmalige Hauptstadt der Welt auf ihren sieben Hügeln stolz im Mittelpunkte liegt, und die Tiber verschlingt; ein Erdraum, der vielleicht der merkwürdigste auf unserm Planeten ist, wo jeder Fußbreit Landes mit Römerblut gedüngt wurde, und so viele große Thaten geschahn.

Die Flecken Tivoli, Albano, und andre in dieser Gegend, die auch viele Villas enthalten, werden weniger wie Frescati besucht, weil sie weiter von Rom entfernt sind. Viele Vornehme haben den unbewohnten Theil der Stadt benutzt, und allda ihre Villas angelegt; hingegen sieht man sehr wenige vor dem St. Sebastians Thor, das ehmals

Capena hieß, in der so merkwürdigen und schönen Gegend, die an der Via Appia liegt, woselbst die Trümmer so vieler Grabmäler, die Catacomben, und der Circus des Caracalla, so sehr die Neugierde vergnügen.

Dieser Circus ist der einzige aller Gebäude, dieser Art, von dem man noch Ruinen sieht. Die äußere Form desselben ist noch ganz vorhanden, jedoch aller Zierrathen beraubt. Er giebt wenigstens, so wie er dasteht, einen sinnlichen Begriff von dieser Gattung römischer Gebäude. Inwendig ist alles verwüstet, doch ist der Ort noch sehr kenntlich, wo der Altar gestanden hat; auch wird man unzählige zerbrochene Vasen gewahr, die in der Mauer befestigt waren. Dieses Mittels bedienten sich die alten Baumeister gewöhnlich, wie ich bereits oben gesagt habe, ihre Gebäude tönbar zu machen; eine Methode, die wohl von den Neuern untersucht und nachgeahmt zu werden verdiente. Sie sezten nämlich in die Winkel des Gebäudes solche Vasen, welche die Töne auffingen, verbreiteten, und verschiedene Modulationen hervorbrachten. Die Lage dieses Circus außerhalb der Stadt, von der er eine viertel deutsche Meile entfernt liegt, hat wahrscheinlich seine gänzliche Zerstörung verhindert.

In eben dieser Gegend, nahe an der alten Landstraße Appia, siehet man auch die Catacomben, über deren wahre Bestimmung man so uneinig ist, und die auch wohl ewig ein Räthsel bleiben dürfte. Nichts ist lächerlicher, als den ersten Christen, die so sehr verfolgt wurden, diese unterirdischen bewunderungswürdigen Gänge zuzuschreiben, die so viel Kühnheit, Fleiß und Zeit nothwendig erfodert haben. Es wäre in der That das größte Wunder in jenem wunderreichen Zeiten gewesen, wenn tausende hart verfolgte Menschen es hätten dahin bringen können, sich dicht vor den Thoren der Stadt heimlich unterirdische Wohnungen von solchem Umfang und mit so vieler Kunst zu bauen. Sie erstrecken sich noch jezt über eine viertel deutsche Meile, und flößen, ungeachtet ihres Verfalls, so viel Erstaunen als Nachdenken ein. Ich habe mich vier Stunden lang darin aufgehalten, und bald große, bald kleine Behältnisse, bald Säle gefunden, die alle durch lange Gänge verbunden waren. Es ist indessen gewiß, daß viele von den Christen der ersten Jahrhunderte hier begraben wurden, daher es auch von jeher die große Vorrathskammer der Reliquien gewesen ist, die man Fuderweise hier herausgeholt hat.

Die Verfolgungen unter den Kaisern nöthigten die damaligen Christen, ihren Gottesdienst verborgen zu halten, daher sie ungeachtet des natürlichen Abscheus vor Verwesungsörter ihre Andacht bey den Gräbern verrichteten. Da man aber nachher sich nicht mehr verbergen durfte, war der Widerwille gehoben, ja es war vielmehr zur Gewohnheit geworden, gottesdienstliche mit Trauer-Ceremonien zu verbinden. Außerdem ließen auch viele Personen, die sich in ihrem Leben durch Frömmigkeit und Wohlthun ausgezeichnet hatten, ein heiliges Andenken nach ihrem Tode hinter sich. Die Erinnerung an ihre Tugend und an ihre Martern, womit sie ihren Glauben besiegelt hatten, versicherte ihren Reliquien eine allgemeine Verehrung, die stärker als der Abscheu gegen Todtengebeine wirkte. So entstand dieser Knochendienst, der nie zu irgend einer Religion auf unserm Planeten gehört hat.

Man trifft auch in den Catacomben häufige Inschriften und steinerne Särge an, die diese christlichen Begräbnisse beweisen; dahingegen es ungewiß ist, daß hier je heidnische Römer begraben wurden. Die Catacomben bey Neapel sind noch größer und geräumiger, man findet deren auch in Sicilien. Wenn man sich nun die Höle von Pausi-

lippo und andrer Hölen im Königreich Neapolis erinnert, und sodann das Alter der römischen Kloaken, das, wie ich im achten Abschnitte gezeigt habe, sehr problematisch ist, dazu nimmt, so ist man geneigt zu glauben, daß alle diese unterirdischen Arbeiten ägyptischen Ursprungs sind; ein Volk, das wie bekannt diese Bauart vorzüglich liebte, und darin so außerordentliche Werke darstellte. Daß unsre Jahrbücher davon schweigen beweiset nichts, da sie von so geringem Alter sind, allein die Ruinen von Pästum beweisen viel, an denen der ägyptische Styl unverkennbar ist.

Von der Appischen Landstraße, die von Rom nach Capua führte, sieht man noch große Ueberbleibsel, welche die vortrefliche Anlage derselben anschaulich machen. Sie war die älteste und berühmteste aller römischen Landstraßen, und mit flachen Kieselsteinen gepflastert, deren man viele von vier bis fünf Fuß im Diameter siehet. Diese waren mit einem besondern Kitt eingefaßt, wodurch sie eine außerordentliche Festigkeit erhielten, die so viele Jahrhunderte nicht haben vernichten können. Die Breite sowohl dieser Appischen als auch der Flaminischen Landstraße ist ungefähr vierzehn Fuß.

Das Grabmal der Horazier und Curiazier war an der Via Appia. Ganz nahe an dem Orte, wo es gestanden hat, liegt ein Weinberg, der einem römischen Edelmann, Namens Bellotti, zugehört, wo ich zwey Tage in der Weinlese zubrachte. Unser Wohngebäude war der Tempel des Deo rediculo, der nach dem Abzuge Hannibals erbaut wurde, in dessen Mauern Bellotti Zimmer hatte zubereiten lassen. So viel Annehmlichkeit auch dieser Weinberg für mich und andre hatte, so sehnten sich die anwesenden Damen doch alle nach der Stadt zurück.

Da das hiesige Frauenzimmer nun keinen Geschmack an ländlichen Ergözlichkeiten findet, so fehlt ihnen der größte Reiz. Das schöne Geschlecht ist hier überhaupt sehr charakteristisch. Eine gute den Römerinnen ganz eigne Bildung, wie man sie bey den alten Bildsäulen und Gemmen antrifft, viel natürlicher Verstand, Ernst in ihrem Betragen, die angenehme römische Sprache, die selbst im Munde der gemeinsten Leute dem Ohre schmeichelt, und andre Eigenschaften mehr, sind hier auffallend. So sehr indeß eine Soldaten-Uniform den Schönen aller Länder gefällt, und so gefährlich daher dieser Stand auch allen Vätern und Ehemännern ist, so weiß

dennoch das römische Frauenzimmer von dieser Predilection nichts, dahingegen hat ein schwarzes Abbé-Kleid für sie unwiderstehliche Reize. Dies ist die Stutzertracht des neuern Roms, und da sie so beliebt ist, tragen sie unzählige Menschen, die gar nicht zum geistlichen Stande gehören, als Aerzte, Advokaten, u. s. w.

Eine physische Eigenschaft des hiesigen Frauenzimmers ist ihre natürliche Aversion gegen wohlriechende Wasser, und überhaupt gegen alles, was parfumirt ist. Ihre Geruchsnerven werden dadurch so beleidigt, das Uebelkeiten und Ohnmachten oft die Folgen sind, wenn jemand mit einem solchen Duft ins Zimmer tritt. Ausländer können sich kaum erwehren, dieses für Affektation zu halten. Ich habe jedoch vielfältige Beyspiele hier gesehn, die unleugbar beweisen, daß kein Vorurtheil oder Eigensinn, sondern eine wirklich physische Ursache die Quelle dieses Widerwillens ist.

Obgleich man in vielen großen Städten in Italien die sonderbare Stundenrechnung abgeschaft hat, so wird sie doch hier immer noch beybehalten, da Rom das Vaterland dieser Mode ist. Es war im Jahr 595, nach Erbauung der Stadt, daß Scipio Nasica zuerst eine Wasseruhr in Rom einführte,

welche die Stunden bey der Nacht so wohl als bey Tage anzeigte. Der Tag wie auch die Nacht waren jedes in zwölf Stunden eingetheilt, ohne Unterschied der Jahrszeiten, so daß im Sommer die Stunden des Tages länger, und im Winter kürzer waren, als die Stunden der Nacht. Die erste fing an mit Sonnen-Aufgang, die sechste mitten im Tage, und die zwölfte bey Sonnen-Untergang; alsdann fing die erste Stunde der Nacht an, die sechste war um Mitternacht, und die zwölfte gegen Aufgang der Sonne. Unter den Kaisern fingen sie an gewahr zu werden, daß diese Eintheilung nicht bequem wäre; nach und nach führten sie die Methode ein, die vierundzwanzig Stunden von Mitternacht zu Mitternacht zu zählen, bis endlich der jetzige Gebrauch aufkam, der schon unter Adrians Regierung scheint eingeführt gewesen zu seyn. Dies ist also der Ursprung, der den neuern Italienern eigenen Art die Stunden zu zählen, da wie bekannt nach derselben, die erste Stunde in allen Jahrszeiten mit Einbruch der Nacht anfängt, und so fort bis vierundzwanzig geht; eine Mode, die nirgends in Europa Nachahmer gefunden hat.

Der den Römern von jeher so eigne große Hang zu Schauspielen, kann jezt in dieser heiligen Stadt

nur zur Carnevalszeit befriedigt werden, daher sie sich alsdann auch diesen Vergnügungen auf eine ausschweifende Weise überlassen. Die ärmsten Leute sparen das ganze Jahr durch, und hungern, damit sie sich im Carneval belustigen können. Daher sind auch die Schauspielhäuser um diese Zeit täglich mit Menschen angefüllt; obgleich deren sieben, bisweilen auch acht offen sind, und einige davon eine ungeheure Größe haben. Unter diesen giebt es zwey große Operntheater, bey denen keine Kosten gescheut werden. Die vornehmsten Sänger erhalten für diese kurze Zeit achthundert bis neunhundert Zechinen, und haben ihre Logis im Opernhause, worin sie gleichsam eingesperrt sind, damit sie sich durch Verkältung in dieser Jahreszeit keine Zufälle zuziehn. Es herrscht hier, wie bekannt, der närrische Gebrauch, daß alle Frauenzimmerrollen durch verkleidete Mannspersonen gespielt werden. Auf den Operntheatern geschieht es durch Castraten, wodurch denn, um ein kleines Uebel abzuwenden, ein viel größeres befördert wird. Man sollte glauben, daß diese Verkleidung alle Täuschung aufheben müßte, allein nichts weniger; denn diese Geschöpfe haben es so weit in der Nachahmung gebracht, daß der nicht unterrichtete Zuschauer unmöglich ihr Ge-

schlecht errathen könnte. Da durch die Stimme das größte Hinderniß gehoben ist, so bemühen sie sich das übrige, in Gang, Stellung, Geberden und Manieren auf das vollkommenste nachzuahmen, so daß auf dieser Seite das Schauspiel nicht im geringsten dabey leidet. Ganz anders aber verhält es sich in den andern Theatern, wo Komödien von elenden Possenreißern gespielt werden. Wenn sich diese nun verkleiden, und mit ihren Bärten, groben Stimmen, und pöbelhaften Geberden zärtliche Frauenzimmer vorstellen, so läßt sich in der That nichts poßierlichers denken. Ich habe hier Voltairs Zaire gesehn. Ein hiesiger Fleischerknecht, der blos fürs Carneval als Komödiant angenommen war, spielte die Rolle der Zaire, und reichte seine knotigten Fäuste dem zärtlichen Orosman zum küssen dar. Bey einer andern Aufführung eben dieses Trauerspiels, erschien einer dieser Gaukler, und entschuldigte bey den Zuschauern die Verzögerung der Vorstellung damit, weil die Zaire noch beschäftigt wäre sich rassiren zu lassen. Die meisten dieser Komödianten sind es nicht von Profession, sondern römische Einwohner, welche das ganze Jahr durch andre Gewerbe treiben, und sich nur zum Carneval als Gaukler vermiethen. Beym

Theater de la Valle spielt ein hiesiger Schustermeister schon seit zwanzig Jahren die Rolle des Polichinello, wozu er, wie die Kunstverständigen behaupten, vorzügliche Talente besitzen soll. So viel ist gewiß, daß er ein Liebling der Römer ist, und daß ihm seine Possen in wenig Wochen weit mehr einbringen, als sein Handwerk im ganzen Jahr.

Das Theater Tordinone, das von außerordentlicher Größe, im Range aber das niedrigste ist, zeichnet sich durch eine sonderbare Art von Schauspielen aus. Dieses sind Scenen aus Heldengedichten in dramatische Form gebracht, und durch viele Maschinerien aufgestutzt. Da diese Heldendramen von unwissenden Schmierern zusammengeflickt und von Gauklern farcenartig vorgestellt werden, so können sie freylich, ungeachtet aller Verzierungen und Maschinen, kein Vergnügen gewähren. Indessen ließe sich aus diesen Schauspielen viel machen. Ich habe unter andern die Geschichte des Aeneas auf diesem Theater gesehn, und zwar ungeachtet alles Nachtheiligen nicht ohne Wirkung; da sich das Ganze auf eben die berühmte Stadt bezog, worin ich mich bey dieser Vorstellung befand, und folglich eine Menge Bilder sich meinem Geiste lebhaft darstellen mußten. Oft wurden Virgils eigne

Worte beybehalten, als da, wo die Sybilla dem Aeneas die zukünftige Größe Roms weissagt. Man sahe hier den Styx, den Tartarus, Elysium, u. s. w. Ueberhaupt sparen die Römer bey Theaterverzierungen keine Kosten, da die Menge der Maler diese Anstalten erleichtert. So schlecht auch die Theatertänze in ganz Italien sind, so sind sie doch hier vorzüglich elend, wegen der Mannspersonen in Frauenskleidern. Diese Ballets, die gewöhnlich eine Stunde lang dauern, und ohne alle Kunst und Erfindung sind, sehen die Römer mit Entzücken an, obgleich sie für jeden Fremden unausstehlich sind.

Wenn der Mangel an Schauspielen in einer so großen Stadt beym Pöbel durch die oben beschriebenen Kirchspielfeste einigermaßen ersezt wird, so leisten die Festins, die bey Anwesenheit vornehmer Gäste gegeben werden, dem feinern Theile der Einwohner dieselbigen Dienste. Hierin zeichnet sich der römische Adel vorzüglich aus, und zeigt eine übertriebene Verschwendung, die gar nicht seiner filzigen Lebensart, aber völlig seinem Stolze entspricht. Bey so bewandten Umständen ist es hier für fremde Minister sehr schwer durch Festins zu glänzen. Der venetianische Botschafter versuchte

es indessen 1780 durch einen maskirten Ball zu thun, der vielleicht nie seines gleichen in Europa gehabt hat. Die Gesandten dieser Republik wohnen beständig in dem ihr zugehörigen Palast von St. Marcus, der ehemals ein Eigenthum der Päbste war, allein an Venedig käuflich überlassen wurde. Der Pabst Paul II., ein Venetianer, ließ ihn 1474 erbauen. In ganz Rom ist kein so gothisches Gebäude als dieser Palast, dessen Größe aber außerordentlich ist, und daher Gelegenheit zu dem ausschweifenden Entwurf gab, wovon hier die Rede ist. Die Veranlassung dazu war eine Intrigue, die als Beytrag zur Geschichte der Hofränke verdient angemerkt zu werden.

Als sich im bemeldten Jahre der Erzherzog Ferdinand mit seiner Gemahlin in Rom befand, berathschlagten sich die hiesigen Großbotschafter der auswärtigen Mächte um die Maaßregeln, diesen hohen Gästen Vergnügen zu verschaffen. Es sind jezt nur vier Ambassadeurs hier, der Französische, der Spanische, der Venetianische und der Malthesische. Das Resultat der Berathschlagungen war, daß die beiden ersten eine große Mahlzeit geben, da die kurze Zeit des Aufenthalts keine andre Anstalten verstatteten, die andern aber die Zurückkunst des

Erzherzogs aus Neapel erwarten wollten, weil alsdann sein Aufenthalt in Rom einige Monate dauern würde. Der Malthesische Botschafter aber, ein Franzose, fand für gut insgeheim auch ein Dine' zu veranstalten, und dadurch dem Venetianischen den Rang abzulaufen. Die Einladung wurde angenommen, und der folgende Tag darauf zur Abreise bestimmt. Jedermann, der Höfe und die Wirkungen der Rangsucht kennt, wird sich den Zorn und die Wuth des Venetianers leicht vorstellen können. Die durchlauchtigste Republik Venedig, die in ihrem Wahne sich unter die ersten Mächte der Erde zählt, so hintennach zu setzen, war freylich ein großer Frevel. Der erste Schritt, den der beleidigte Minister that, war, es durch Bitten dahin zu bringen, daß die Abreise einige Tage verschoben würde, damit er auch mit seiner Mahlzeit aufwarten könnte. Es geschah, man speiste bey ihm und reiste ab. In wieferne der durch diesen Vorfall sehr erzürnte Senat von Venedig sich am Maltheser Orden rächen wird, muß die Zeit lehren. Genug, der Bothschafter erhielt Befehl, bey der zweiten Anwesenheit dieser vornehmen Gäste in Rom, keine Kosten zu sparen, um der Republik Ehre zu machen. Es wurde daher im Palast St.

Marcus eine Maskerade gegeben, wozu alle Einwohner der Stadt Rom ohne Unterschied durch angeschlagene Zettel eingeladen wurden. Niemand wurde abgewiesen, als solcher Pöbel, deren Anzug nicht zulaßbar war. Um acht Uhr wurden die Thore geöfnet, und eine Welt von Larven ergoß sich in den Palast. Dieses währte bis um zehn Uhr, da denn niemand mehr eingelassen wurde, so daß viele Standespersonen, ja selbst Leute vom ersten Range, die zeitig genug zu kommen glaubten, abgewiesen wurden. Dieser Befehl war äußerst nöthig, da die ungeheure Menge der Anwesenden bereits alle Säle, Zimmer, Gallerien und Gänge anfüllten, und zwar so daß man sich kaum regen konnte, und es Stunden lang unmöglich war, aus einem Zimmer ins andre, ja oft von der Stelle zu kommen. Die Anzahl der Masken war über 12,000. Die Hitze war erstickend, und die häufig vorhandenen Erfrischungen nur mit Lebensgefahr zu erhalten. Die Schenktische waren vom römischen Pöbel besezt, der diese Gelegenheit zu schmaußen im vollen Maaße nutzen wollte, und daher diesen vortheilhaften Posten behauptete. So war ein Fest beschaffen, das anstatt Vergnügen zu gewähren, die größten Unbequemlichkeiten erzeugte, und sich

blos durch das Außerordentliche und Neue auszeichnete.

Die Römer disputiren den Neapolitanern den Ruhm, die besten Musikverständigen in Italien zu seyn, und viele Kenner geben ihnen hierin Beifall, so sehr es auch hier an Anstalten zur Erlernung der Tonkunst mangelt, die hingegen nirgends häufiger und besser wie in Neapel sind. Um diese Meynung zu behaupten, wird unter andern Gründen angeführt, daß nie eine Oper, als der höchste Gegenstand der Musik, in Rom gefallen habe, die nicht auch in Neapel Beyfall erhalten hätte; dahingegen viele, die man am leztern Orte bewundert habe, in Rom mißfallen hätten, wodurch sie folglich den feinern Geschmack in der Kunst beweisen wollen. Gewiß ists, daß die Nerven der Römer für die Tonkunst außerordentlich empfindbar sind. Man sieht dieses bey den Opern, wenn vortrefliche Arien gesungen werden; viele weinen für Entzücken, bey Andern glüht das Gesicht vor Vergnügen, und alle scheinen gerührt zu seyn. Dieser Enthusiasmus verleitet sie oft zu sonderbaren Ausschweifungen. Es ist nichts neues, nach vollendeter Oper noch eine Stunde und länger im Schauspielhause zu bleiben, um unaufhörlich klatschen und jauchzen zu

können, wenn ihnen die Musik sehr gefallen hat; ja es werden neue Lichter angesteckt, damit sie diesen tobenden Beyfall nach Belieben verlängern können. Bisweilen wird auch der Componist einer solchen Oper vom Volke mit samt seinem Sitz aus dem Orchester auf das Theater getragen. Der lezte, dem diese Ehre widerfuhr, war der berühmte Jomelli: allein im folgenden Jahr mißfiel eine andre Oper von ihm so sehr, daß er von den wüthenden Volke gezwungen wurde, noch während der Vorstellung das Orchester, ja selbst das Schauspielhaus zu verlassen; ein Vorfall, der ihm so sehr kränkte, daß er sogleich aus Rom reiste, und es nie wieder betrat.

Der berühmte Misliwezech, ein Böhme, der 1782 in Rom gestorben ist, hätte gewiß bey vorerwähnten Feyerlichkeiten ein ähnliches Schicksal gehabt, wenn man ihn nicht aus Achtung für den anwesenden Erzherzog Ferdinand verschont hätte. Dieser Mann hatte sich in Neapel durch neun von ihm geschriebene Opern Beyfall erworben, und erhielt daher den Auftrag, die Musik für ein hiesiges Operntheater zu componiren, weil man dem ihn beschützenden Erzherzog durch diese Wahl ein Vergnügen mehr zu machen hoffte; allein es fiel

schlecht aus, und ganz Rom war der Meynung daß man nie eine elendere Musik gehört hätte.

Die häufigen Kirchenmusiken unterhalten diesen Hang zur Tonkunst, den man auch des Nachts auf den Straßen gewahr wird, wo man ganze Schaaren von gemeinen Leuten spazierengehn sieht, die ein singendes Chor formiren. Man rechnet hier zweyhundert Castraten, die alle bey gewissen Kirchen engagirt sind. Manche hat deren acht auch zehn im beständigen Solde. Hiedurch werden sie aus Neapel, als dem Castratenlande, hergelockt; denn hier ist die Verschneidung bey Strafe der Excommunication verboten.

Die Schauspielhäuser sind in Rom zwar vom heiligen Dreykönigsfest bis zum Aschermittwoch offen, allein das eigentliche Carneval, das in dem Wortverstande der Italiener nur die Maskeradenzeit ist, dauert nur acht Tage lang, und zwar die lezte Faschingswoche. An diesen Tagen allein ist es den Römern erlaubt, sich vier bis fünf Stunden lang zu maskiren, wozu das Zeichen alle Mittage um zwölf Uhr vom Capitol mit einer Glocke gegeben wird. Da man aber von dem ausschweifenden Pöbel, den man das ganze Jahr den Maulkorb umlegt, in solchen Stunden alles zu fürchten

hat, so werden die wirksamsten Maasregeln genommen, allem Unheil vorzubeugen. Alle Truppen des Pabsts zu Pferd und zu Fuß sind sodann unterm Gewehr, und in beständiger Bewegung, alle Sbirren in die Gegenden, wo der größte Zufluß ist, vertheilt, und die Schnellgalgen mit Stricken bespannt, damit die Störer der Ruhe sogleich geschaukelt werden können.

Dieses ist die gewöhnliche Strafe in Italien, wenn man jemand nicht auf die Galeeren schicken will; eine Methode, die mehr wie alles andre in diesem Lande den Stempel der Barbarey trägt. Man bindet nämlich den Verbrechern die Hände auf den Rücken, befestiget Stricke an ihre Arme, und zieht sie sodann von hinten eine Höhe von funfzig bis sechzig Fuß hinauf, so daß die Last des ganzen Körpers auf diese völlig aus ihren Muskeln gedrehte Arme ruht; hernach läßt man diese unglückliche Menschen in eben der Lage mit großer Schnelligkeit wieder herunter fallen, jedoch so daß sie nicht den Boden berühren. Durch diese unsinnige Strafe werden gesunde und starke Leute, oft in ihrem ersten Jugendalter, vorsezlich zu Krüppeln gemacht, und dieses in einem Lande, wo Menschenhände so nöthig sind, wo man die Arbeit so sehr scheut, und

wo das Betteln keine Schande ist. Ich kehre indessen von diesem Schreckbilde der Carnevalsbrüder zum Carneval selbst zurück.

Da diese Favoritlustbarkeit der Italiener hier nur auf so kurze Zeit eingeschränkt ist, so ist sie desto lebhafter und anziehender, daher sich auch eine Menge Fremde aus allen Gegenden Italiens, selbst aus Venedig, hier einfinden. In der That stellt die große Straße il Corso ein sonderbares Schauspiel dar. Ganz Rom ist in dieser schönen Hauptstraße versammlet, die eine italienische Meile lang ist; aus allen Fenstern und Balcons der Häuser und Paläste hängen Tapeten; sie sind größtentheils mit Frauenzimmern angefüllt, die in diesen festlichen Stunden all ihren Putz zu Eroberungen aufbieten; überdem sind eine Menge Amphitheater errichtet, und die ganze Straße auf beiden Seiten mit Stühlen besezt, die an die Zuschauer vermiethet werden. Die Mitte der Straße ist für die Kutschen und Fußgänger. Die Kutschen und Wagen aller Art sind größtentheils mit Masken angefüllt, und selbst die Bedienten und Kutscher sind maskirt. Die Fahrt geschieht die eine Seite herauf, die andre herunter, mit vieler Ordnung. Keine Kutsche darf geschwinde fahren oder lange stille

halten, noch den Zug anders als an einem bestimmten Orte verlassen. Diese und andre Anstalten sind nöthig, die zahllose Menge Fußgänger in Sicherheit zu stellen, welche die Straße gleichsam bedecken, und die possierlichsten Figuren darstellen. Die ärmsten Mädchen, deren Garderobe sonst höchst einfach ist, haben ihre Maskeradenkleidung, die ihnen lebenslang Dienste leistet. Gegen Abend geschieht das Wettrennen von funfzehn, zwanzig, auch mehrern Pferden, und hiemit hat die öffentliche Maskerade ein Ende. Jedermann wird festgenommen, der nach dieser Zeit mit verlarvtem Gesichte auf der Straße angetroffen wird. Die Kleidung aber ohne Larve ist erlaubt. Viele gehen mit derselben in die Schauspiele. Nach geendigten Opern fangen die Redouten an, die sehr glänzend sind. So geht es alle acht Tage durch. Die Römer nennen diese Zeit otto giorni di paradiso, acht paradiesische Tage.

Auf dieses frohe Leben folgen die traurigen Fasten, die hier mehr wie irgendwo Melancholie verbreiten. Je geschwinder die fröhlichen Tage verflossen sind, je langsamer scheint hier die Zeit in den Buße thuenden fortzukriechen. Man rieth dem Pabst Lambertini, die Fastenzeit in verschiedene Epochen durch alle Jahreszeiten zu vertheilen, um

die jetzige Länge derselben nicht so empfindend zu machen. Seine Antwort war: »Alsdann würden »wir das ganze Jahr Carneval, und gar keine Fa- »sten haben.«

Kein Kardinal besucht die Schauspiele, die meisten Bischöffe und die vornehmsten Prälaten folgen diesem Exempel. Geschieht es, so ists im äußersten Incognito. Der Gouverneur von Rom aber, obgleich ein Geistlicher, ist seiner Würde halber verbunden, bey der Eröfnung der zwey Haupttheater gegenwärtig zu seyn, daher sie auch in beiden Häusern nicht am nämlichen Tage geschieht. Er hat die Ehre, daß die ganze Versammlung auf ihn zu warten genöthigt ist, er muß sie aber theuer bezahlen; denn der Etikette gemäß, muß er an diesem ersten Tage die drey untersten Reihen Logen mit Erfrischungen und Confituren bedienen lassen, die zwischen den Akten ungefodert von seinen Bedienten in Gallalivree auf kostbarem Silbergeräthe und unter Vorhertragung von Wachskerzen jedermann präsentirt werden. Zehn auch zwölf Logen werden allemal zu gleicher Zeit auf diese Art bedient, woraus denn ein Schauspiel entsteht, das, bey der durch die zahlreiche Versammlung troz des Winters verursachten Wärme, eben nicht das un-

angenehmste ist. Die Theater, worin dieses vorgeht, heißen Aliberti und Argentini, beide von sechs Reihen Logen übereinander, deren jede Reihe sechs unddreyßig verschiedene Logen enthält. Die Damen erscheinen an diesen Erfrischungstagen in ihrem größten Putz mit allen ihren Kleinodien behangen.

Man hat seit 1778 ein possierliches Vergnügen mit dem Ende des Carnevals verbunden. Unter der scherzhaften Idee, das Carneval zu Grabe zu bringen, wird am lezten Abend desselben die ganze Straße il Corso auf eine sonderbare Weise erleuchtet. Jedermann, vom gemeinsten Pöbel bis zur Fürstin, trägt brennende Lichter in den Händen. Viele haben deren zu Dutzenden, ja zu Hunderten auf Stöcken und Pyramiden befestigt, die Damen in ihren glänzenden Equipagen sind ebenfalls damit versehn. Die Bedienten, die hinten auf den Wagen stehen, tragen ganze Maschinen mit Lichtern besezt, die Deckel der Kutschen sind damit bedeckt, ja viele zieren sogar die Pferde mit Lichtern. Diese außerordentliche Belustigung dürfte wohl nicht ohne Nachahmung und Verbesserung bleiben, und alsdann würden wir nicht länger das chinesische Laternenfest als eine sonderbare Merkwürdigkeit

ansehn. Die Egypter, die Griechen, und die Peruaner hatten solche Feuerfeste, indessen gehörten sie bey diesen Völkern zu den Religionsgebräuchen, die vielleicht eine eben so geringfügige Veranlassung hatten. Einige lustige Köpfe bekamen vor ein paar Jahren den Einfall, dem abscheidenden Carneval hiedurch die lezte Ehre zu erweisen, und nun brennen schon Millionen Lichter. Sollte sich dieser Scherz ausbreiten und gemein werden, so wird es in der Zukunft nicht an scharfsinnigen Männern fehlen, die behaupten werden, daß wir diesen Gebrauch von den Chinesern her hätten, so wie diese hingegen, nach der eben so scharfsinnigen Behauptung des de Guignes, ihn von den Egyptiern erhalten haben sollen.

Zwölfter Abschnitt.

Neapel. Lage. Charakter der Neapolitaner. Blut des heil. Januarius und andrer Heiligen. Castraten. Lazaroni. Banditen. Charakteristik dieser Menschenklasse. Ehrenhandlung eines Banditen-Anführers. Bravos oder Mordbeschützer. Seltenheit des Diebstahls. Prozeßsucht. Pederastie. Hausdienst. Aqua Tofana. Gebräuche. Bauart. Wohlthätigkeit. Königliche Vorrechte. Carneval. Schauspiele. Türkischer Hofstaat in Neapel, eine ganz außerordentliche Maskerade. Adel. Bibliotheken. Herculanische Handschriften. Kunst- und Alterthumsschätze. Herculanum. Pompeja. Portici. Merkwürdige Gegenstände unweit der Stadt. Vesuv. Landtruppen und Marine. Admiral Byng's Uhr, eine Erneuerung der berühmten Handlung des Römers Popilius. Beschluß.

Es ist vielleicht kein so herrlicher Erdraum in allen Welttheilen als die Gegend um Neapel; ein Strich Landes, der schon vor zweytausend Jahren sich durch paradiesische Annehmlichkeiten so sehr auszeichnete, daß Hannibals Ehrgeiz darin erschlaffte, seine Krieger weichlich wurden, und Virgil für die elysischen Gefilde keinen bessern Ort zu finden glaubte. So reichlich hatte schon damals die Natur alle ihre Schätze an dieses Land ver-

schwendet. In der That kann sich die fruchtbarste Fantasie kein hinreichendes Bild von den schönen großen und außerordentlichen Gegenständen machen, die sich hier dem entzückten Auge darstellen. Der schönste Meerbusen, der sich denken läßt, in einem halben Zirkel; die Küsten desselben mit Weingärten, Wäldern und zahllosen Villas geziert; in deren Mitte die große Stadt Neapel in ihrer amphitheatralischen Lage mit ihrem zierlichen Hafen; im Prospekt das Meer, die Insel Caprea, jezt Capri genannt, und der Vesuv. Alles dieses vereinigt, bildet ein Ganzes, das jede Beschreibung übertrifft. Man vergißt in den ersten Tagen seines Hierseyns Künste und Menschen, und ist ganz allein mit der leblosen Natur beschäftigt.

Der Charakter der Neapolitaner hat viel eigenes, und ist besonders von dem Charakter ihrer nächsten Nachbarn, der Römer, außerordentlich verschieden, daher sie sich auch einander von ganzem Herzen hassen; die leztern treiben diesen Haß vorzüglich weit, der selbst die klügsten und sanftmüthigsten Menschen beherrscht, die den Neapolitanern durchaus in keinem Falle Gerechtigkeit wollen wiederfahren lassen.

Unstreitig ist diese Nation die unaufgeklärteste in Italien, daher sie auch die andächtigste, oder eigentlich zu reden die am meisten abergläubige ist. Es ist wohl kein mehr sicherer Criterion der Cultur eines Volks, als das Maas dieser sogenannten Andacht. Man betrachte aus diesem Gesichtspunkt alle Länder und Provinzen in Europa, die protestantischen ja nicht ausgenommen, so wird man die Bestätigung dieses Satzes finden.

Ein Chineser, der, ohne Europa zu kennen, von Rom nach Neapel käme, würde nimmermehr glauben, daß beide Städte ganz einerley Religion haben, noch weniger daß der Hauptsitz derselben in derjenigen von beiden sey, die sich bey allen Andachtsübungen am laulichsten zeigt. Denn warlich im Vergleich mit den Neapolitanern sind die Römer Freydenker. Die Processionen sind in Neapel auch weit häufiger und kostbarer wie in Rom, ihre Kirchen sind prächtiger geschmückt, und viel reicher an Silberzeug: ihre Klöster zahlreicher an Mönchen und Nonnen, und ihr Aberglauben unendlich ausschweifender. Dies ist die einzige große Stadt in Europa, die noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts jährlich der Welt mit dem Blute des heiligen Januarius ein großes geistliches Possenspiel darstellt,

das nicht allein von allen vernünftigen Katholiken verspottet, sondern selbst von dem katholischen Pöbel andrer Länder verlacht wird.

Diese Farce wird einigemal im Jahre wiederholt, und zwar mit einem unaussprechlichen Frohlocken des Volks, wenn das Blut bald zum fließen gebracht wird, als welches für ein Zeichen der guten Disposition des Schutzheiligen gegen die Stadt Neapel gehalten wird. Dieses Fließen hängt größtentheils von den Priestern ab; daß aber ein Theil der dazu gehörigen Kunst- und Handgriffe verloren gegangen ist, und sie also nicht ganz Meister ihrer Rolle sind, wird daraus wahrscheinlich, daß man bisweilen dem die heilige Flasche handhabenden Priester sich Stunden lang quälen und vor Angst schwitzen sieht, bevor er das Blut flüßig machen kann. Ist es geschehen, so ertönt in allen Straßen der Ausruf: »Das Wunder ist gethan!« Glocken und Kanonen verkündigen es sogleich, man schickt eiligst dem Könige davon Nachricht zu, und wann er nicht in der Stadt ist, so wird ein Courier mit dieser glücklichen Bothschaft an ihm abgefertigt.

Es ist zu vermuthen, daß die Bewegung und Wärme der Hände, die dem Anschein nach compacte Materie in der Flasche flüßig machen muß.

Man zeigt diese Flasche vor und nach dem Wunder den am Altar knienden Personen, wo man denn sehr deutlich sehen kann, daß die flüßige Substanz gar nichts mit Blute gemein hat, weil sich dieses sonst an dem Glase ansetzen würde. Ein jeder Fremder kann ganz in der Nähe ein Augenzeuge dieser sonderbaren Scene seyn; nur muß er sich alle Ceremonien gefallen lassen, und weder Knie noch Brust schonen; er muß Herr seiner Gesichtszüge seyn, und ja keinen Unglaubigen verrathen, sonst ist er vor der Wuth des Pöbels nicht sicher. In Rom habe ich Protestanten in Kirchen während dem Gottesdienst auf eine sehr ungeziemende Art lachen sehn; man hat aber entweder es nicht geachtet, oder sie bescheiden an das Unschickliche ihres Betragens erinnert; hier hingegen würde das kleinste Versehn, die Uebertretung einer Ceremonie sogar, gefährliche Folgen haben. Gott, der Schöpfer des Weltalls, scheint eine sehr untergeordnete Rolle neben diesem Heiligen zu spielen; auch ist der höchste Schwur der Neapolitaner: „Bey dem „Blute des heiligen Januarius.“

Da dieses Blut der hiesigen Geistlichkeit so große Dienste that, so war natürlich zu erwarten, daß das Blut andrer Heiligen auch in Bewegung

kommen würde. Und in der That sind auch der heilige Stephanus, der heilige Johannes, der heilige Pantalon und andere Heilige nicht zurückgeblieben, sondern fahren beständig fort, hier in verschiedenen Kirchen solche Blutwunder zu thun. Ja, was alles dieses, und selbst das Wunder des heiligen Januarius übertreffen sollte, und doch durch einen seltsamen Widerspruch der Wunderfreunde kaum erwähnt wird, ist die Milch der Jungfrau Maria, die hier in einer Minoriten-Kirche aufbewahrt, und an gewissen Festtagen auch fließend wird.

Neapel hat ganz eigne Menschen-Klassen, die man nur hier allein findet. Es ist das Vaterland der Castraten, der einzige Wohnplatz der Lazaroni, und der Hauptsitz der Banditen. Nur in dieser einzigen Stadt geschehn die abscheulichen Verstümmelungen, die zu den europäischen Opern so nöthig gefunden werden. Durchaus sind es Leute vom niedrigsten Pöbel, die ihre Kinder zu dieser Operation hergeben, in der Hofnung, daß sie dereinst im Stande seyn werden, ihren Aeltern Gutes zu thun. In dieser Hofnung aber werden sie auf mannichfaltige Art betrogen. Oft entwickelt sich auch die Stimme nicht, oder das castrirte Kind

zeigt keine natürliche Anlage zur Musik. Solche Kinder werden sehr zeitig in die Lehre gethan, wobey mit dem Lehrer der Vergleich gemacht wird, daß er, sobald sein Zögling im Publico auftreten kann, einige Jahre lang dessen Besoldung ziehe. Dieses ist die Belohnung für seinen Unterricht, der von der Peitsche unzertrennlich ist. Man kann also sagen, daß diese schöne Kunst, die den obersten Rang unter den Ergözlichkeiten der Höfe einnimmt, den castrirten Sängern im eigentlichsten Verstande mit der Peitsche inoculirt wird.

Die Anzahl dieser Schlachtopfer ist hier so groß, daß sie weit das Sing-Bedürfniß aller Könige und Fürsten übersteigt; daher hat man ihnen auch erlaubt, in den geistlichen Stand zu treten. Sie können aber nur Weltpriester werden, wobey ihnen verstattet wird, Messe zu lesen. Da nun hiezu nach den Kirchengesetzen ein unverstümmelter Mensch nothwendig erfodert wird, so hat man diese sophistische Auskunft getroffen, daß ein solcher Priester die ihm ausgeschnittenen Theile zu sich stecken muß, wenn er sich dem Altare nähert.

Es ereignete sich hier vor wenig Jahren mit einem Sänger, Namens Balani, ein sehr sonderbarer Zufall. Dieser Mensch kam auf die Welt

ohne sichtbare Zeichen derjenigen Theile, die bey der Castrirung ausgenommen werden. Man hielt ihn also für einen gebornen Castraten; ein Gedanke, der durch seine Stimme bestätigt wurde. Er lernte die Musik, und sang einige Jahre auf den Theatern mit Beyfall. Eines Tages aber griff er sich bey der Vorstellung einer Oper in einer Arie ganz ungewöhnlich an, durch welche Anstrengung denn auf einmal die Natur die bisher verborgen gehaltenen Theile herausschlüpfen ließ. Sie nahmen den gehörigen Ort ein, und von dem Augenblick an, noch während dem Singen, verlor sich die Stimme.

Die Lazaroni sind eine Menschengattung, die keine einzige Stadt in der Welt besitzt, und die daher als ein wahrhaft moralisches Phänomen betrachtet werden können. Man rechnet die Anzahl dieser Menschen auf vierzigtausend, die weder Stand, Beschäftigung, Eigenthum, Wohnung noch Lebensunterhalt haben, sich durch die äußerste Dürftigkeit auszeichnen, und dennoch in einer gewissen Vereinigung leben. Hiedurch bilden sie einen furchtbaren Körper, der die Regierung oft in Schrecken gesezt hat. Die überaus große Fruchtbarkeit des Landes, das heiße Clima, und die Trägheit haben hier diese Menschenklasse erzeugt. Ein

Lazarone begnügt sich oft ganze Wochen lang, blos von Früchten zu leben, die hier die Erde so vortreflich und in solcher Menge darbringt; seine körperliche Bedeckung ist äußerst gering, denn er ist fast nackend, und seine Wohnung nicht in Häusern, sondern auf den Gassen der Stadt. Hier schläft er auch, und ist zufrieden, wenn er nur ein Obdach findet, das ihn für die üble Witterung schützt. Bey so wenigen Bedürfnissen ist zu ihrem Unterhalt der kleinste Gewinn hinreichend, den sie auf sehr mannichfaltige Art erlangen. Man braucht sie zu Tagelöhnern, Boten, Trägern, u. s. w.; auch sind sie mit einer schlechten Belohnung zufrieden. Es ist merkwürdig, daß diese Leute fast gar keine Insolenz zeigen, ob man gleich glauben sollte, daß der Gedanke an ihre zahlreichen Haufen, sie dazu verleiten könnte. Im Gegentheil sind sie demüthig, und ertragen geduldig die Verachtung und Beleidigungen, die ihnen von dem andern Pöbel angethan werden. Dieses ist auch durchaus nöthig, denn wenn der Körper ein jedes einzeles Mitglied beschützen und rächen sollte, so würde Neapel eine Mördergrube werden. Da sie außer dieser Stadt an keinem Orte nach ihrer Art würden leben können, so vermeiden sie alles, was sie davon entfernen

könnten. Es ist daher auch unerhört, daß sich einer der Lazaroni zum Banditen hätte brauchen lassen.

Diese Banditen sind hier sehr zahlreich, werden von vornehmen Personen beschützt, haben viele Zufluchtsörter, und erhalten für ihre Mordthaten richtige Bezahlung. Indessen ist diese gering, denn oft sind blos einige Zechinen der bedungene Preiß für das Leben eines Menschen. Wie gleichgültig sie dieses Mordgeschäfte ansehn, beweist die Kaltblütigkeit und Dreistigkeit, womit sie morden. Ich habe hier mit eignen Augen eine solche That gesehn, da nach geendigter Oper die Zugänge des Schauspielhauses voller Menschen waren. Zwey Personen, von welchen der eine ein Offizier war, waren die geweiheten Opfer. Man ließ sie ruhig in ihre Kutsche steigen, und ehe solche wegen des Gedrängs fortfahren konnte, traten zwey Banditen zu gleicher Zeit hinzu, und gleichsam mit einem Tempo geschahen beide wohl gezielte Dolchstöße, die zwey gesunde nichts befürchtende Männer in einem Augenblicke zu blutigen Leichen umstalteten. Es wurde den folgenden Tag überall bekannt, daß der liederliche Sohn eines vornehmen Ministers diese Expedition besorgt habe, die auch gar keine Folgen hatte.

Man würde sich irren, wenn man diese Banditen als Ungeheuer betrachten wollte. Sie sind es zwar nach unsern Begriffen, allein sie selbst, durch Erziehung, Gesetze und Religionsbegriffe gerechtfertigt, betrachten ihr sauberes Gewerbe nicht in so schwarzem Lichte. Daß sie durch Mordthaten Sünde begehen, wissen sie sehr wohl, allein eine Sünde, wovon sie der nächste Beichtstuhl befreyt; sie haben daher blos die ihnen zuerkannten Bußübungen vor Augen, und dürfen nur das Verhältniß zwischen diesen, die mehrentheils in Gebeten bestehn, und dem erworbenen Mordgelde berechnen. Da überdem so viele dieser Verbrechen ungeahndet bleiben, und die geahndeten selbst nur durch einige Jahre Galeerenarbeit gestraft werden, so weiß ich nicht, woher der unwissende Bandit die wahren Begriffe von seinem infamen Handwerk hernehmen soll. Da es einträglicher als andre Handarbeiten ist, und dieses Lohn noch dazu durch Müßiggang verdient wird, ein Umstand, der in diesem Klima sehr in Betrachtung kommt, so geht er seinem Brode nach, und mordet unbekümmert fort. Die häufigen Vorfälle dieser Art erzeugen auch bey dem Volk eine Gleichgültigkeit, die ausserordentlich auffällt. Man spricht hier von einem

Ermordeten ungefähr in dem Ton, wie bey uns, wenn jemand auf der Straße gefallen ist. Ist der Mörder kein Bandit, sondern ein Ehrenmann, der in seinen eigenen Angelegenheiten solche That verübt, so kann er sicher auf das Mitleiden des umstehenden Volks rechnen, das ihn beklagt, und zur Flucht alle Hülfe leistet. Von allen Seiten hört man das Wort: Poveretto! wodurch nicht der Ermordete, sondern der Mörder beklagt wird. Welch ein ungeheurer Kontrast mit England, wo das Leben des geringsten Menschen ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit ist, wo weder Rang noch Reichthümer den Mörder retten können, und wo, ihm die Flucht zu verwehren, selbst Standespersonen Hand anlegen!

Die Banditen beichten oft, gehen fleißig in die Messe, beobachten genau ihre Fasten, und rufen täglich den heil. Januarius an. Auf diese Weise glauben sie ihre Religionspflichten zu erfüllen, und dereinst selig zu sterben. Vor einigen Jahren wurde hier ein Bandit vor Gericht gebracht, der viele Mordthaten begangen hatte. Er gestand sie ohne zu läugnen, ja er bekannte noch mehr Schandthaten, als man von ihm wußte. Als man aber unter andern Fragen auch diese an ihn that: ob er

auch die Fasten beobachtet habe? ward er böse. Dieser Zweifel beleidigte ihn außerordentlich, und veranlaßte ihn seine Richter mit Bitterkeit zu fragen: ob sie ihn denn nicht für einen Christen hielten?

Manche dieser Banditen stehen unter einem Anführer, der mehr Muth, mehr Verschlagenheit, mehr Geld, und was hiebey das vornehmste ist, mehr Protection, oder eigentlich zu sagen, mehr Kunden hat, wie sie selbst. An einen solchen wendet man sich mit seinem Anliegen, und findet ihn jederzeit bereit, den verlangten Liebesdienst zu übernehmen. Von einem dieser Anführer, der in seinem Beruf streitend gestorben ist, weiß man einen sehr sonderbaren Zug, der diese Gattung von Sterblichen charakterisirt. Er wird von einem ihm unbekannten Edelmann gedungen, einen Menschen in die andre Welt zu schicken, den er an einem gewissen Ort, zu einer bestimmten Stunde, und in einer genau bezeichneten Kleidung antreffen würde. Der Bandit nimmt das Handgeld und giebt sein Wort, das Verlangte auszurichten. Einige Stunden nachher erhält er von eben diesem zum Tode ausgezeichneten Unbekannten auch den Auftrag, seinen Feind umzubringen, der niemand anders als der vorgedachte Mordfreund war. Man beschreibt ihm

ohne dessen Namen zu sagen, Ort, Stunde und Kleidung, und bezahlt ihn reichlich voraus. Der Bandit, der nichts argwohnt, verpfändet seine Ehre, daß nichts den andern vom Tode retten soll. Die für beide Rachsüchtige so entscheidende Nacht bricht an. Die Mörder finden sich an dem bestimmten Ort ein, treffen den zweiten Besteller an, und expediren ihn in der Geschwindigkeit. Die nächste Stunde war für den andern bezeichnet. Sie nehmen ihre angewiesene Plätze ein, während der Zeit der Anführer auf seinen Raub lauert. Der Unglückliche erscheint, und indem sie sich nähern, erkennen sie einander. Der Bandit erschrickt, da er in seinem Kundmann das bestimmte Schlachtopfer erblickt. Er giebt ihm mit wenig Worten von seinem vollzogenen Auftrage Nachricht, entdeckt ihm aber auch zugleich, daß er einen ähnlichen ihn selbst betreffenden von seinem ermordeten Feinde erhalten habe. Er bezeigt ihm sein Beyleid über diesen Umstand, und betheuert seine Unwissenheit, die dies Mißverständniß veranlaßt habe. Der Kundmann begreift von allen diesen Klagen nichts, bis er den sonderbaren Schluß der Rede hört: „Da nun Ihr „Feind, der mich gedungen hat, todt ist, und er mir „also keine Vorwürfe machen kann, wenn ich Sie,

»mein Herr, leben ließe, so habe ich doch Geld em»pfangen, Sie umzubringen, und ihm deshalb »mein Ehrenwort gegeben. Dieses muß ich »halten.« Eine Versicherung, die mit einem Dolchstoß begleitet war, der die Scene endigte.

Da verliebte Abentheuer oft solche Folgen haben, und diese Abentheuer von einem so warmen Klima ganz unzertrennlich sind, so hat man einen guten Gebrauch eingeführt, der von Palermo hieher gekommen ist. Man läßt sich nämlich, wenn man nicht sicher ist, von einer Art Menschen, die hier Vapos heißen, überall begleiten. Diese Leute sind stark bewafnet, von anerkanntem Muth und Leibeskräften, und überdem mit den Banditen bekannt, zu denen sie sich selbst gelegentlich gesellen, daher man unter ihrem Schutze ganz sicher ist. Sie werden sehr gut bezahlt: eine, auch zwey Zechinen den Tag; dafür verlassen sie aber auch ihren Schutzling *) nicht einen Augenblick, sondern verfolgen ihn wie sein Schatten. Des Nachts sogar schlafen sie in ihren Mänteln gehüllt vor seiner Thüre auf der Erde. Einer meiner Freunde stand

*) Obgleich dieses neue Wort nicht im Adelungschen Wörterbuche steht, so verdient es doch vielleicht darin eine Stelle.

mit einer Dame in Verbindung, die für ihn sehr besorgt war, daher sie ihm unwissend einen solchen Bapo miethete, der ihn überall begleiten mußte. Die ersten Tage lebte er in steter Todesangst, weil er seinen Schutzgeist für seinen Verfolger ansah, bis ihm das Räthsel erklärt wurde.

Indessen so häufig die Mordthaten auch hier sind, so ist doch der Diebstahl selten, wovon ich im vierten Abschnitte die Ursache angegeben habe. In einer des Nachts unerleuchteten Stadt, bey so vielen Schlupfwinkeln, und einer höchst elenden Polizey, würden die Diebe freyes Spiel haben. Allein ungeachtet der großen Dürftigkeit unterbleibt es. Man trägt ganze Körbe mit Silberzeug, das man im Theater zum Nachtessen oder zu Erfrischungen gebraucht hat, durch die finstern Straßen nach Mitternacht, ohne angetastet zu werden.

Wenn aber die Neapolitaner gleich gewaltsame oder hinterlistige Entwendungen scheuen, so ist dennoch der Trieb, sich andrer Eigenthum zu bemächtigen, bey ihnen eben nicht schwach. Es ist vielleicht keine Stadt in der Welt, wo so viele Prozesse geführt werden, als in Neapel. Es wimmelt deshalb auch hier von Advokaten, und die Tribunale sind zahllos. Diese Prozeßsucht haben sie noch

von den Normännern beybehalten, die ihnen im eilften Jahrhundert diese Leidenschaft einflößten, und solche zugleich mit ihren Gesetzen einführten, nach welchen noch jezt das Land regiert wird.

Die Pederastie ist in Neapel mehr wie in irgend einer andern Stadt von Italien gebräuchlich. Klima und Müßiggang befördern diese unglückliche Leidenschaft in einem Lande, wo das Frauenzimmer auf seine Reize eben nicht stolz seyn kann. Ich habe noch keine große Stadt in Europa gesehn, wo man so sehr die gute Bildung des schönen Geschlechts vermißt, wie hier. Diesen Mangel ersetzen sie nur sehr schwach durch eine unbegränzte Wollust. Lord Tilney, ein großer Pederast, der im vorigen Jahre gestorben ist, hatte deshalb auch Neapel fünfundzwanzig Jahre lang zu seinem Aufenthalt erwählt. Um einen Criminal-Prozeß in England zu vermeiden, der ihm wegen diesem seinen Lieblingstriebe angedrohet wurde, den kein Volk mehr haßt, als die Engländer, verließ er sein Vaterland auf ewig, und lebte von seinen in achtzehntausend Pfund Sterling bestehenden Einkünften in Italien mit der Pracht eines großen Fürsten. Er war gewöhnlich im Sommer zu Florenz und im Winter zu Neapel, wo er sehr glänzende Feste

gab, und befriedigte seine Leidenschaft bis an seinen Tod.

Eine Landessitte, die auch die Pederastie in Italien befördern hilft, ist der abgeschmackte Gebrauch, von Mannspersonen alle Weiberdienste verrichten zu lassen. Dieser Gebrauch kommt von dem alten barbarischen Vorurtheil her, nach welchem die Keuschheit als die größte aller Tugenden, und die Unkeuschheit als das abscheulichste Laster angesehn wurde. Um nun dieses zu vermeiden, entfernt man die Weiber von allen häuslichen Bedienungen, und überläßt alle Dienste den Männern, die sogar den Frauen und unverheuratheten Schönen die Betten machen. Auch in allen Gasthöfen in ganz Italien ist dieser Gebrauch beybehalten, wo man kein weibliches Geschöpf sieht. Die Weiber werden dadurch platterdings zur Unthätigkeit verdammt, die sie sich denn auch gern gefallen lassen; sogar daß der Mann einer gemeinen Frau, wenn er gleich durch seiner Hände Arbeit Brod ins Haus schaffen muß, dennoch die ihm kostbare Zeit mit seinen Hausdiensten zu verschleudern genöthigt wird. Er muß hingehn, Lebensmittel einzukaufen; er muß sie selbst zubereiten, ja er muß Wohnung und Geschirre reinigen, während seine theure Hälfte zum Fenster

heraus sieht, sich putzt, oder spazieren geht. Man wird vielleicht glauben, daß nur ein guter Ehemann sich so gegen ein geliebtes Weib betragen könne, aber nein, gut oder böse, so ist dieses seine Pflicht, wofür ihm das Weib gar keinen Dank sagt. Ich habe diese sonderbare Sitte noch von keinem Reisenden bemerkt gefunden, indessen ist sie buchstäblich wahr, wie alle diejenigen bezeugen können, die nicht blos auf Kunstwerke, Büchersammlungen und Schauspiele ihre Neugier eingeschränkt, sondern auch das sittliche Leben zum Gegenstand ihrer Beobachtungen gemacht haben.

Neapel ist der einzige Ort in der Welt, wo das so berüchtigte Gift Aqua Tofana verfertigt wird. Es sind jedoch zum Wohl der Menschheit nur sehr wenige Personen hier, die es zuzubereiten wissen. Man hat die strengsten Verordnungen nicht allein gegen den Verkauf desselben, sondern selbst gegen diese Zubereitung gemacht, wodurch das Uebel zwar gemildert, aber nicht ausgerottet worden ist. Dieses außerordentliche Gift ist glücklicherweise in Deutschland noch unbekannt. Nichts ist gefährlicher als dieses unselige Mittel, gegen welches keine Vorsicht sichern, noch irgend ein Gegengift angebracht werden kann. Ich habe Gelegenheit gehabt,

die Bestandtheile desselben zu erfahren, die aber nur ein Theil von diesem wunderbaren Arcano sind. Es wird aus Opium und spanischen Fliegen gemacht. Das Sonderbare dabey ist, daß es so klar wie das reinste Wasser aussieht, und keinen Geschmack hat, daher man nicht dagegen auf seiner Hut seyn kann. Es greift die edelsten Theile im Körper an, verursacht keine Zuckungen, noch besondere Schmerzen, sondern einen schmachtenden dahin sinkenden Zustand, der aller Kunst Trotz bietet, und einen sichern Tod zur Folge hat. Wie künstlich man es verfertigen müsse, kann man daraus abnehmen, daß von eben diesen beiden Ingredienzen, deren Wirkung hier so schrecklich ist, die Chineser ein ungemein kräftiges Mittel zur Stärkung für den sechsten Sinn zu machen wissen.

Die Lebensmittel sind in Neapel sehr wohlfeil, daher die Volksmenge auch so groß ist, die sich hier auf 350,000 Seelen erstreckt. Tausende finden sich aus den Provinzen ein, da die Erwerbnisse in dieser Residenz so mannichfaltig, und die Bedürfnisse so leicht zu befriedigen sind. Man schläft auch hier mehr, wie in einer Stadt in Italien, das heißt, in der warmen Jahreszeit den größten Theil des Tages, wobey man fast die ganze Nacht wachend

ist. Die Tagesvergnügungen haben so wenig Reiz für die Neapolitaner, daß sie nicht einmal in dem ganzen Umfang ihrer Stadt einen Spaziergang haben, wo man unter dem Schatten der Bäume lustwandeln könnte. Ein guter Gebrauch aber ist die hiesige Mode, in warmen Tagen bey Besuchen, selbst im Hause des Besuchten, seinen Anzug zu wechseln; und wenn es gleich nur ein Hemde ist, so spürt man das wohlbehagende dieses Wechsels.

Neapel hat wenig vortrefliche Werke der Baukunst aufzuweisen, ob man gleich große und prächtige Kirchen, Klöster und Paläste sieht. Man hat hier vorzüglich Geschmack an dem Ausschweifenden in den Künsten, und dieser offenbart sich auch in Gebäuden, Springbrunnen, u. s. w. die mit den Römischen sehr contrastiren. Das Steinpflaster aber ist hier sehr gut, und besteht fast durchgehends aus der Lava des Vesuvs, die man in großen und breiten Stücken ausgehauen hat. Die Dächer der Häuser sind ganz flach, daher bey einer Belagerung die Stadt in einer sehr üblen Lage seyn würde.

Die Apotheken muß man hier in den Klöstern suchen, die alle dergleichen haben, wo die Arzneymittel zubereitet und verkauft werden. Die Armen erhalten sie umsonst; wie man denn überhaupt den

Neapolitanern die Wohlthätigkeit gegen Dürftige nachrühmen muß. Das überaus reiche Karthäuser-Kloster allhier ernährt täglich einige Tausend derselben, die zu ganzen Schaaren den Berg besteigen, worauf dieses Kloster liegt, und eine unbeschreiblich schöne Aussicht hat, und wegen seines Reichthums nach den neuern Grundsätzen wohl keine lange Existenz mehr hoffen darf.

Solche Unternehmungen und Reformen sind in keinem Lande leichter auszuführen, als in Sicilien, wo der König das außerordentliche Prärogativ hat, beständiger Legat des Römischen Stuhls zu seyn. Er kann nach seinem Gefallen alle weltliche und geistliche Personen dieses Königreichs excommuniciren und lossprechen. Kein Rang, noch Würde, wäre es auch ein Kardinal, kann sich daselbst seiner Gerichtsbarkeit entziehen. Der dortige königliche Repräsentant führt auch den höchst sonderbaren Titel: Beatissimo Padre (Allerseligster Vater), der ihm in allen Bittschriften gegeben wird. Ob der König dieses Prärogativ nun gleich in Neapel nicht hat, so hat man doch hiedurch gewisse Begriffe von seiner geistlichen Gewalt erlangt, wodurch viele willkührliche Maaßregeln gegen die Klerisey erleichtert werden würden, im Fall man die-

ses Vorurtheil recht benutzen wollte. Indessen hat man doch nie dahin gelangen können, die Inquisition einzuführen, gegen welches fürchterliche Tribunal sich das Volk zu wiederholtenmalen ganz unbändig gesträubt hat. Man sieht auch, daß der Mangel dieses Gerichts die Andacht bey den Neapolitanern nicht geschwächt hat, die sie durch die unabläßige Ausübung von Religionsgebräuchen äußern, und überdem auch die Fasten strenger, wie an einem Ort in Italien beobachten; wodurch sie die Ausschweifungen büßen wollen, denen sie sich im Carneval ohne Maaß überlassen.

Dieses Carneval ist hier überaus glänzend. Das große Opernhaus, St. Carlo, ist das prächtigste in Italien, und da das in Parma nicht gerechnet werden kann, auch das größte in Europa. An gewissen Tagen wird es ganz mit Spiegeln geziert, und alle Logen von oben bis unten zu illuminirt, welches einen erstaunlichen Anblick macht. Ich sahe es einigemal in diesem Glanze. Der erste Eindruck war betäubend, allein es währte nicht lange, so empfand ich das Zweckwidrige und Unangenehme dieser zu großen Erleuchtung. Alle Theaterkünste gingen dabey verloren; man war zu geblendet, um etwas recht zu sehn. Was aber dieses

Theater vorzüglich auszeichnet, ist, daß die Decorationen nicht wie in allen andern Ländern in grossen Seitenschirmen bestehn, die schräg vorgeschoben werden, sondern sie machen hier nur drey ungeheure Wände aus, die den Hintergrund der Scene und die beiden Seiten einnehmen. Auf diesen drey Stücken werden die größten Gegenstände perspektivisch gemalt; eine Einrichtung, die keine gute Wirkung thut, und daher auch wohl ohne Nachahmung bleiben wird. Dieses königliche Schauspiel ist so wie die andern Theater der Stadt in den Händen von Unternehmern, deren Contract nur einjährig ist, und die dabey nach den Umständen gewinnen oder verlieren. Es ist hier kein Theater für regelmäßige Lust- und Trauerspiele, allein verschiedene für Singpossenspiele, Zoten- und Marionettenspiele, die außerordentlichen Zulauf haben. Das Volk kann nicht leben, ohne ihren Polichinello anzugrinzen. Diese Rolle ist die Darstellung eines Calabrischen Bauern, der auf eine plumpe Art witzig seyn will, und in seiner Landessprache die elendesten Zoten sagt.

Die Neapolitaner haben indessen den Ruhm, den giganteskten Entwurf eines Schauspiels ausgeführt zu haben, das in den Jahrbüchern des Car-

nevals das einzige seiner Art ist. Dieses geschah vor ungefähr zwölf Jahren, und ist seitdem bey jedem Carneval wiederholt worden. Der berühmte französische Maler Vienne, der sich damals in Rom befand, machte den Plan dazu, und schickte ihn nach Neapel. Der Gegenstand desselben war eine Maskerade, die den Zug des türkischen Sultans aus dem Serail zu Konstantinopel nach der großen Moschee vorstellen sollte. Der ganze Hof, der König und die Königin mit eingeschlossen, verband sich zu diesem höchst prächtigen Schauspiel, wobey man in Neapel bey hellem Tage, wie durch magische Kunst, nach der Residenz der Ottomannen versezt wird. Man sieht hier den Sultan von seinen Sultaninnen, von allen Großen des Reichs, und allen Beamten des Serails begleitet, wozu einige tausend Janitscharen kommen. Jedermann ist ganz nach dem türkischen Costume gekleidet, das auch fast in allen Theilen beobachtet wird. Die Bassen, Agen, Veziere, u. s. w. strotzen in den reichsten Kleidern, die von Juwelen schimmern. Da alles an einem solchen Tage vorzüglich glänzen will, und deswegen die größten Kosten nicht gescheut werden, so kann man vielleicht sagen, daß die Nachahmung hier die Pracht des Urbilds übertrift.

Der Zug geht durch die vornehmsten Straßen, und obgleich die königliche Familie sich mit dazu gesellt, so stellt der König dennoch nie den Sultan vor, sondern erscheint gewöhnlich unter der Maske eines Bassa. Dieser glänzende Aufzug geschieht mehrentheils gegen das Ende des Carnevals; bisweilen wird er auch während demselben mehr als einmal wiederholt.

Der neapolitanische Adel ist überaus zahlreich, und zum Theil auch sehr reich. Die Titel eines Grafen oder Marchese sind für die herrschende Eitelkeit desselben nicht hinreichend; man will durchaus Fürst oder Herzog seyn, daher diese beiden hohen Titel auch dem größten Theile der adlichen Familien eigen sind. Durch diese Gemeinheit verlieren sie viel von ihrem Werth, und man würde Unrecht thun, sie mit den Fürsten und Herzögen andrer Länder in Eine Klasse zu setzen, da diese hochtönende Titel hier eigentlich nichts mehr bedeuten, als was an den Höfen von Berlin und Dresden ein jeder Edelmann ist. Der Maaßstab des Ansehns ist hier, so wie überall, Reichthum und Aufwand. Es giebt in der That einige dieser Fürsten, die mit der Pracht eines Königs leben, dahingegen andre in einem Stübchen zur Miethe wohnen, und sich sehr kümmerlich behelfen. Da die Laufer hier

sehr gemein sind, und für geringen Lohn dienen, so hat ein solcher Principe auch ein Geschöpf dieser Gattung, das seinen ganzen Glanz ausmacht.

Man sieht hier so viele Kutschen wie in Paris, und die überdem weit mehr durch den Luxus blenden, da die mehresten mit vier auch sechs schönen neapolitanischen Pferden bespannt, und von einer Menge reichgekleideter Bedienten und Laufer begleitet sind. Der Unterhalt dieser Bedienten wird durch die wohlfeilen Lebensmittel sehr erleichtert; besonders da sie mit einem geringen Lohn zufrieden sind, den sie als ein Glück betrachten, weil sie kein größeres kennen, als in Neapel zu leben. Diese Leute tragen hier lange Degen; ein Gebrauch, der meiner Meynung nach in der Unsicherheit seinen Ursprung hat, die ehemals hier noch weit größer war wie jezt. Die Bedienten mußten daher ihre Herren schützen und vertheidigen.

Da Bildergallerien und Bibliotheken nothwendig mit zum Luxus der Großen gehören, so fehlt es auch hier nicht daran. Unter andern hat der Fürst Tarsia einen sehr prächtigen Büchersaal, wo Vergoldungen allenthalben mit außerordentlicher Verschwendung angebracht sind. Daß er durch diese Pracht nicht die Musen besonders hat ehren wollen,

sieht man an seinem Stalle, der auch reichlich bemalt und verziert ist. Seit einigen Jahren hat auch die Königin eine deutsche Bibliothek zu ihrem eigenen Gebrauch angelegt, die der berühmte Maler Füger in Wien durch seinen Pinsel geschmackvoll verschönert hat.

Es ist merkwürdig, daß man in Neapel weniger neue Kunstwerke antrifft, wie in andern grossen Städten von Italien. Die besten von den ehemals vorhandenen hat man nach Spanien geschickt. Auch selbst an antiken Kunstwerken hatte Neapel vor der Entdeckung von Herculanum, Pompeja und Paestum großen Mangel, der aber durch das Auffinden dieser alten Städte reichlich ersezt wurde. Daß man aber einen so überaus schönen Fund nicht besser genutzt hat, erregt den Schmerz aller Gelehrten und Künstler, und wird ein ewiger Gegenstand des Bedauerns für unsere Nachkommen seyn.

Man ist mit diesen Schätzen, welche nicht allein Neapel, sondern der ganzen aufgeklärten Welt gehörten, auf die unverantwortlichste Weise umgegangen. Die hier herrschende große Unwissenheit, und die daraus entstehende engbrüstige Denkungsart, hat sich bey dieser Ge-

legenheit in dem hellesten Lichte gezeigt. Das poetische Bild von Geistern, welche Zauberschätze bewachen, die sie nicht brauchen können, wurde hier realisirt. Man stellte Wachen aus, gewährte mit vieler Schwierigkeit den Anblick dieser Seltenheiten, und verbot strenge alle Untersuchungen, die auf der Stelle gemacht werden konnten. Ja noch jezt ist es hier nicht erlaubt, nur die kleinste Inschrift abzuschreiben, oder den geringsten Gegenstand zu zeichnen. Der große Winkelmann führte hierüber schon die bittersten Klagen. Da er diese berühmten Ruinen besuchte, gab man auf alle seine Bewegungen acht, und betrug sich dabey auf eine so neidische und niedrige Art, daß der ganze diesem vortreflichen Mann so eigene Enthusiasmus fürs Alterthum nicht dagegen aushalten konnte. Er entfernte sich daher ohne Beobachtungen zu machen, die wir und die Nachwelt also unglücklicherweise verloren haben.

Man kann sich nichts barbarischer denken, als die dabey getroffnen Anstalten. Die aus Herculanum herausgezogenen Kunstwerke, Geräthe, u. s. w. wurden nach Portici gebracht, eine Stadt, die auf die Lava des Vesuvs gebaut ist, und Herculanum begraben hat, daher eine auch genau über die andre liegt. An diesem höchst unsichern Ort, am

Fuße des feuerspeyenden Berges, werden noch auf den heutigen Tag diese Schätze aufbewahrt, von denen man die höchste Erwartungen hatte, die aber durch Dummheit, Nachläßigkeit und einen sinnlosen Neid fast ganz vereitelt wurden, Der kostbarste und unschäzbarste Theil der gefundenen Sachen waren die Manuscripte, die man mit Erstaunen wie unbrauchbaren Plunder hingeworfen und vernachläßigt sieht. Es sind eigentlich Rollen, welche die Gestalt von runden schwarzen Hölzern haben, und anfangs unmöglich schienen entwickelt zu werden, weil sie durch den Brand so vertrocknet waren, daß sie bey der Berührung in kleine Blätterchen zerfielen. Ein sinnreicher Mönch aber, Namens Raggio, ein Genueser, übernahm diese höchst schwürige Arbeit, und bewirkte diese Entwickelung vermittelst einer Maschine. Das Werk ging indeß sehr langsam von statten, weil man ihm nur einen einzigen Menschen zu Hülfe gab. Diese so übel angebrachte Sparsamkeit ist Schuld, daß von mehr als achthundert Rollen nicht mehr als vier Rollen wirklich abgewickelt wurden, die zufälliger Weise eben nicht wichtig sind. Hiebey ist es geblieben; die Arbeit ist jezt eingestellt, und die noch vorhandenen Manuscripte werden mit Füßen getreten. Sie sind also für die Welt völlig verloren. Man

ist dem anfangs entworfenen sonderbaren Plane noch bis jezt so getreu geblieben, daß noch keine Zeile von den entwickelten Rollen gedruckt worden ist, wodurch denn der gute und geschickte Mönch alle Lust zu dieser mühsamen Arbeit verloren hat.

Es ist zu verwundern, daß der hier befindliche englische Gesandte, Ritter Hamilton, der so viel beym Könige gilt und sein unzertrenlicher Gesellschafter ist, nicht seinen ganzen Credit angewandt hat, um diesem Unwesen zu steuern, und sowohl die gefundenen litterarischen als Kunst-Schätze ans Licht zu bringen, und für die Welt nutzbar zu machen. Er würde sich dadurch ein weit größeres Verdienst und einen gegründetern Nachruhm erworben haben, als durch seine Hypothesen über den Berg Vesuv, die troz aller Versuche und Beobachtungen doch nur Hypothesen sind und bleiben.

Man kann sich keine angenehmere Lustreise vorstellen, als von Neapel nach diesen begrabenen Städten. Der Weg dahin bis Portici, der eine deutsche Meile beträgt, ist eine ununterbrochene Reihe von großen Flecken und Landhäusern. Pompeja liegt zwey deutsche Meilen weiter. Der Unterschied zwischen dieser alten Stadt und Herculanum besteht darin, daß leztere unter der Erde und bedeckt ist, Pompeja hingegen unbedeckt unter

freyem Himmel zu sehen ist. Ihre weitere Entfernung vom Vesuv verursachte, daß sie nur mit Asche und Sand verschüttet wurde, allein das Loos von Herculanum war, unter der brennenden Lava begraben zu werden. Da diese nun wegen der Härte schwer wegzuräumen, und überdem Portici, wie schon oben gesagt, gerade über die alte Stadt gebaut ist, so ist man mit einem Theile der so glücklich aufgefundenen Seltenheiten zufrieden gewesen, und hat das wirklich schon aufgegrabene größtentheils wieder zugeschüttet. Man muß mit Lichtern tief unter der Erde steigen, um das wenige zu besehn, was der erste Eifer, durch die Neuheit gereizt, zum Vorschein gebracht hat, und man gleichsam zum Andenken dieser so merkwürdigen Entdecknng noch offen behält. Dieses ist ein sehr wohl erhaltenes Schauspielhaus in allen seinen Theilen, wovon man aber die Statuen, Gemälde, u. s. w. weggenommen hat, die das königliche Museum zieren. Man kann sich beym Anblick desselben nicht des Wunsches erwehren, daß dieses schöne Theater mit Beybehaltung aller seiner Zierrathen ganz aufgedeckt worden wäre; eine Unternehmung, welche die geringe Liebe zu den Wissenschaften und eine unrühmliche Oekonomie verhinderte. Freylich, wären hier die Knochen eines vornehmen Heiligen auf-

zusuchen gewesen, so hätte man keine Kosten gescheut.

Die Gleichgültigkeit, womit man diese so sonderbare Entdeckungen behandelt, wird man noch bis auf den heutigen Tag in Pompeja gewahr, zu dessen völliger Aufdeckung es eben nicht ungeheurer Kosten bedurft hätte. Die Asche lag hier, wo sie am stärksten gefallen war, nicht höher als achtzehn bis zwanzig Fuß, an andern Stellen weit weniger. Diese wegzuschaffen, brauchte man blos viele Hände anzustellen, die in ein paar Jahren damit fertig geworden wären. Allein so waren der Arbeiter im Jahr 1779 nicht über 30, und auch diese würde man nicht finden, wenn man nicht Ehrenhalber wenigstens dem Scheine nach mit der Arbeit fortfahren müßte. Wie lächerlich dieser Kaltsinn mit dem strengen Gebot kontrastirt, nichts aufzuzeichnen, oder etwas davon Andern zukommen zu lassen, kann ein jeder beurtheilen.

Dasjenige, was indessen in Pompeja schon aufgedeckt ist, stellt einen sehr außerordentlichen Anblick dar. Es erregt eine ganz eigene Sensation, wenn man mit der gehörigen Kenntniß des großen Volks, das ehmals diesen Erdraum bewohnte, in den Gassen dieser alten Stadt herumgeht, und Häuser, Bäder, Theater, Tempel u. s. w. vor sich sieht,

von denen man sich unmöglich vorstellen kann, daß deren Erbauer vor siebenzehn Jahrhunderten lebten. Die Association der Ideen verursacht, daß man nur durch Ueberlegung diesen ungeheuren Zeitraum mit den Gegenständen in Verbindung bringen kann, die man vor Augen hat, und wovon viele, z. B. Häuser und Geräthe, blos ein Alter von wenig Jahren dem Anscheine nach beweisen. Man hat mit Verwunderung die Entdeckung gemacht, daß Pompeja schon mit Lava gepflastert war; ein Beweis, daß diese Auswürfe des Vesuvs weit älter sind, wie man insgemein geglaubt hat.

Alles, was man nun sowohl hier als in Pästum ausgräbt, wird nach dem königlichen Palast in Portici gebracht, und daselbst in einer großen Anzahl Säle aufgestellt. Diese Sammlung von alten Gemälden, metallenen und marmornen Statuen, Büsten, Urnen, vertrockneten siebenzehnhundertjährigen Eßwaaren und Weinen, desgleichen Gefäßen und Geräthschaften aller Arten und Gattungen ist in der That unermeßlich, und wäre hinreichend, alle großen Antiken-Kabinette in Europa anzufüllen, wobey dieses dennoch das vollständigste bleiben könnte. Selbst der Fußboden der Säle ist mit antiken mosaischen Steinen ausgelegt. Es ist ein wahres Labyrinth der Kunst und des Al-

terthums, das man wegen der zahllosen Menge von merkwürdigen Gegenständen nur sehr flüchtig betrachten kann. Wäre die Sammlung in Neapel aufgestellt, so würde dadurch wenigstens unter den dortigen Künstlern das Studium der Künste befördert werden, allein in Portici ist es nicht viel besser, als ob alles noch unterm Schutte läge, wozu noch die gefährliche Lage des Orts kommt. Man ist keinen Tag sicher, daß dieser ungeheure und unschäzbare Vorrath nicht von der Oberfläche der Erde wieder verschwinde.

Diese Idee, Antiken mit Antiken ungenüzt zu häufen, und sie sodann auf gut Glück dem ersten Auswurf des Berges Preiß zu geben, geht noch weiter. Man hat sogar dem Farnesischen Hercules, der sich in Rom befindet, hier seinen Plaz bestimmt. Diese vortrefliche Bildsäule steht mit andern schönen Antiken in dem Hofe des Palastes Farnese in Rom, welcher durch Erbschaft dem Könige von Neapel zugefallen ist. Man hat die nächste Vacanz des päbstlichen Stuhls zu diesem Transport festgesezt; eine Epoche, die wegen der alsdenn herrschenden Anarchie keine Widersetzung erwarten läßt. Wie sehr muß hiebey ein jeder Deutscher bedauern, daß die für die Künste so überaus wichtige Farnesische Erbschaft ganz für Deutschland verloren gegangen,

wie schon im neunten Abschnitte berührt worden ist. Es würde bey der Theilung derselben dem kaiserlichen Hofe nur einen Federstrich gekostet haben, so könnte man jezt in Wien die herrlichsten Kunstwerke bewundern und studieren, die man nun für keine Summen erstehen kann, und welche damals so leicht zu erhalten waren.

Vor der westlichen Seite der Stadt liegt die berühmte Höle von Pausilippo, auf dem Wege, der von Neapel nach Puzzoli führt. Dieses kühne Werk, den Berg zu durchbrechen, wurde auf Befehl des Agrippa von zwey Freygelassenen unternommen, welche die Baukunst studiert hatten. Die Höle hat eine Länge von ungefähr tausend Schritten, und eine Breite von dreyzehn bis vierzehn Fuß. Sie verursacht einen seltsamen Eindruck, und beweist auffallend, was Menschenhände auszurichten vermögend sind. Am Eingange derselben ist ein mit Lorbern bewachsener Ort, den man für Virgils Grab hält, welches aber noch manchen Zweifel unterworfen ist. Diese Gegend hat auch noch andre sehr merkwürdige Gegenstände, als die Hundsgrotte, den See Agnano, und die Solfaterra, mit deren Beschreibungen alle Reisebücher angefüllt sind, daher ich sie hier füglich übergehn kann.

Auch von dem Vesuv wird man hier keine Beschreibung erwarten, da alle diesen berühmten Berg betreffende Nachrichten ewige Wiederholungen sind. Ich habe dieses große Natur-Produkt in der Ferne und in der Nähe angestaunt, und bin bis zu dessen höllischem Schlunde gestiegen, der, wie bekannt, beständig Steine und Asche auswirft, und unaufhörlich raucht. Man macht auch Sammlungen von der Lava, die am Fuße des Vesuvs verkauft werden, und zwar von 650 verschiedenen Sorten in großen und kleinen Tafeln. Die Höhe des Berges über der See ist auf 1677 Fuß berechnet worden.

Die Leidenschaft des Königs, welche nicht für Künste und Wissenschaften gestimmt ist, hat das Militär zum Gegenstand, das aber demungeachtet sich hier in einem elenden Zustande befindet. Die Schweizerregimenter sind darunter die einzigen Soldaten; die übrigen Truppen verdienen keine Erwähnung. Sie sind von den arabischen und tatarischen Horden blos durch uniforme Kleidung, Waffen und Eintheilung in Compagnien und Regimenter unterschieden. So wird sie ein jeder Sachkundige Deutsche beurtheilen, der sich durch die Spiele auf dem Paradeplaz nicht irre machen läßt. Die Hälfte der Armee liegt in der

Hauptstadt; wenn man hiezu nun die Marine des Staats nimmt, die sich ganz hier befindet, und auf welche der König jezt große Aufmerksamkeit richtet, so ist man geneigt, sich von dem Vertheidigungszustande der Stadt vortheilhafte Begriffe zu machen. Allein diese Marine ist mit den Landtruppen von einem Schlage. Unwissend in allen Theilen der Schiffahrtskunde, ohne Kühnheit dem wilden Elemente zu trotzen, ohne Ehrgeiz, und ohne Erfahrung. Um wenigstens einige dieser Eigenschaften und Kenntnisse von den großen Seefahrenden Nationen abzulernen, wurden im amerikanischen Kriege sechs junge Leute als Volontärs zur englischen, und sechs zur französischen Flotte geschickt. Diese Auserwählten, die ich selbst gekannt habe, waren ganz dazu gemacht, von der neapolitanischen Marine die richtigsten Begriffe zu geben, welche durch die Kriegserfahrung dieser Jünglinge wohl nicht sehr gebessert werden dürfte.

Indessen ist der Wunsch unter den Seemächten zu paradiren diesem Staat höchst angemessen. Neapel ist die einzige Residenzstadt, die am mittelländischen Meere liegt. Die Lage und ihre geringen Vertheidigungsmittel setzen sie vieler Gefahr blos. Hiedurch wurde der englische Admiral

Byng*) kühn gemacht, 1718 die große Handlung des Popillius gegen den König Antiochus nachzuahmen, die wir in der alten Geschichte so sehr bewundern. Popillius, als römischer Gesandter, machte nämlich mit seinem Stabe im Sande einen Kreis um den mächtigen König von Syrien, mit dem er im freyen Felde an der Spitze seines Heers redte, und gebot ihm, ehe er aus demselben träte, sich zu erklären, ob er der Römer Freund oder Feind seyn wolle. Ein so kühnes Betragen that die verlangte Wirkung, und Antiochus wählte das erstere. Eben so machte es Byng, der damals eine zahlreiche englische Flotte im mittelländischen Meere commandirte. Die Admirals-Vollmachten haben bey dieser Nation gewöhnlich einen sehr großen Umfang; man überläßt ihnen alles zu thun, was sie ihrem Vaterlande vortheilhaft glauben. Byng verlangte die Neutralität des Königs von Neapolis bey dem damaligen Kriege. Die Antwort war gerade die nämliche, die Antiochus vor zweytausend Jahren gab. Man wollte es überlegen, und nach gehaltener geheimen Rathsversammlung ihm des Königs Entschluß wissen lassen; wobey man ihm

*) Dieses war der Vater des unglücklichen Admiral Byng, der 1756 in Portsmouth wegen dem Verlust von Minorca arquebusirt wurde.

aber anzeigte, daß hiezu mehrere Tage erfodert würden. Byng's Antwort aber war sehr kurz und laconisch. Er zog seine Uhr aus der Tasche, legte sie auf den Tisch im Admiralschiff, und sagte: er gäbe dem Könige nur vier Stunden Bedenkzeit, sich zu erklären, nach Verlauf derselben würde er seine Maaßregeln nehmen. Dieses äußerst unerwartete Betragen, das man sich wohl gegen Neger-Könige, aber nicht gegen einen europäischen König erlaubt hatte, war mit einer Bewegung der englischen Kriegsschiffe begleitet, die sich der Stadt näherten. Der Hof war ganz außer sich vor Bestürzung, und ehe noch drey Stunden vergingen, bewilligte man alles, was verlangt wurde.

* * *

So weit meine Bemerkungen über Italien, die ich bey einem so sehr ergiebigen Stoff leicht durch einige Bände hätte vermehren können; allein ich habe gefürchtet, das Echo Andrer zu werden, wofür sich ein reisender Schriftsteller nicht genug hüten kann. Er mache seine eignen Beobachtungen, so gut es ihm Zeit, Musse und Fähigkeit erlauben, und übergebe sie sodann dem Publico. Manche Leser werden vielleicht meine Urtheile zu strenge fin-

den, und vermuthen, daß üble Laune oder widrige Zufälle Einfluß darauf gehabt hätten. Dieses ist aber nicht der Fall gewesen. Die Länge meines Aufenthalts in diesem Lande, und zwar zu verschiedenen Zeiten, beweist gegen die Wirkungen der bösen Laune, die nicht leicht von langer Dauer sind. Weit entfernt, mich über unangenehme Schicksale zu beklagen, habe ich hier vielmehr sehr angenehme Tage verlebt, und höchst verehrungswürdige Italiener kennen lernen. Die Achtung, die ich ihnen schuldig bin, ihre Höflichkeiten und freundschaftliche Dienste, haben mich jedoch nicht bis zu dem Grad bestechen können, meine wohlgeprüfte Gesinnungen zu verleugnen, oder zu verbergen, wenn es darauf ankommt, der Wahrheit zu huldigen. Man kann sich nicht entbrechen, dieses schöne Land strenge zu beurtheilen, wenn man bedenkt, was es gewesen ist, und was es seyn könnte. Trägheit des Geistes anstatt der hohen alt-italienischen Thätigkeit; Weichlichkeit an die Stelle jener Tapferkeit, die soviel unsterbliche Thaten erzeugte; und eine zufriedene Sklaverey anstatt der enthusiastischen Freiheitsliebe, welche, eine Reihe von Jahrhunderten, die Charakteristik der Bewohner dieses von Natur und Glück so sehr begünstigten

Erdstrichs war. Wo man seinen Fuß hinsezt, tritt man auf classischen Boden, der die Reisenden beständig erinnert, daß sie sich im Vaterlande eines Virgils, Horaz, Cicero und der Scipionen befinden; daß Cäsar, vielleicht der größte aller Sterblichen, hier geboren wurde; daß hier, nach einem Zeitraume von tausend in Barbarey durchlebten Jahren, die Künste wieder aus der Asche hervorstiegen, und daß in den neuern Jahrbüchern Italiens die großen Namen eines Raphael, Buonarotti, Ariost und Columbus glänzen.

Ende des ganzen Werks.

Bayerische Staatsbibliothek München

Berichtigungen des zweiten Bandes.

Seite 22. Zeile 6. nach vereinigt ist das Wort bedeckt ausgelassen.

— 28. Zeile 14. statt Feinheit lies Freiheit.

— 43. Zeile 3. statt unternehmenden lies thätigen.

— 48. Zeile 8. statt dir lies die.

— 145. Zeile 6. statt 1745. lies 1746.

— 204. Zeile 6. Aracoli lies Aracocli.

— 215. Zeile 13. macellave lies macellare.

— 219. Zeile 23. statt Bramande lies Bramante.

— 226. Zeile 1. nach Pfund ist das Wort Silber ausgelassen.

— 241. Zeile 6. statt wechselte lies wechselt.

— 345. Zeile 1. statt könnten lies könnte.

— 364. Zeile 24. statt und lies welche.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Archenholz, Johann Wilhelm von, 1743-1812

England und Italien

Bd.: 2

Leipzig (1785)

Bibl.Mont. 1305-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10715562-0
VD18 80038441-001